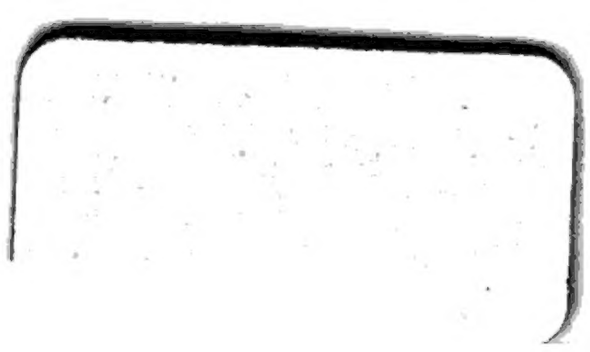
Die Ritterburgen und Wegschlösser Deutschlands

Gustav Friedrich Wilhelm Grimm



Digitized by Google

Gottschalck
EAW

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Heinrich Kiel

Digitized by Google

1797

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands

nach alten Chronikschreibern und Volksüberlieferungen

Neunter Band.
Berlin,

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
816291
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1918 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Die

Ritterburgen

und

Bergschlösser

Deutschlands.

Fünfter Band.

Digitized by Google

Inhalt
des fünften Bandes.

112. 113. Schönforst und Frankenberg bei Aachen . . . . . Seite 1

114. Sonnenberg bei Wiesbaden im Nassauischen . 15
(Vom Herrn Kirchenrath Dahl in Darmstadt.)

115. Hohenurach bei Urach im Württembergischen . 31
(Vom Herrn Vikarius Jäger in Kornwestheim.)

116. Osterburg bei Themar im Coburgischen . . 81
(Vom Hrn. Justizamtmann Appunn in Coburg.)

117. Altenstein bei Bamberg, im Baierschen Fürstenthum Bamberg 99
(Vom Herrn Professor Hohn in Bamberg.)

118. Scharfenberg bei Göppingen im Württembergischen 113
(Vom Herrn Dechant Rink in Donzdorf.)

119. Ingstberg im Fürstenthum Hohenlohe . . 127

120. Gabelstein bei Oehringen, im Fürstenthum Hohenlohe 132

121. Borberg bei Mergentheim, im Fürstenthum Hohenlohe 154

122. Oberschüpf im Fürstenth. Hohenlohe . . 143
(Nr. 119 — 122 vom Verfasser der Nummern 87 bis 91 im 4ten Bande.)

123. Nassau bei Ems im Nassauischen . . 147

124. Strauf im Herzogthum Coburg . . 157
(Vom Hrn. Justizamtmann Appunn in Coburg.)

Digitized by Google

125. Waldeck bei Arolsen, im Fürstenthum Waldeck . . . . . S. 171
(Vom Hrn. Justizrath Dr. Varnhagen in Arolsen.)
126. Zwingenberg am Neckar, im Großherzogthum Baden 185
127. 128. Sternberg und Liebenstein am Rhein, im Herzogthum Nassau 195
(Vom Herrn Kirchenrath Dahl in Darmstadt.)
129. Callenberg bei Coburg, im Herzogthum Coburg 213
(Vom Hn. Justizamtmann Appunn in Coburg.)
130. Weinsperg oder Weibertreue bei Heilbronn im Württembergischen 227
(Vom Hrn. Vikarius Jäger in Kornwestheim.)
131. 132. Steklenberg und die große Lauenburg am Harz, im preuß. Fürstenthum Halberstadt . 271
133. 134. Rudelsburg und Saaleck bei Naumburg an der Saale, im preuß. Herzogthum Sachsen . 285
135. Deesenberg bei Warburg an der Diemel, im preußischen Fürstenthum Paderborn . . 317
(Vom Herrn Dr. Rosenmeyer, Justizkommissär beim Land- und Stadtgericht in Warburg.)

112. 113.

Schönforst und Frankenberg bei Aachen.

Da ist nun alles ganz verfallen,
Der Epheu schlingt sich um den Stein,
Und in den offnen Fensterhallen
Spielt Waldesgrün mit Sonnenschein.
Das nehm' ich an zum guten Zeichen,
Zum Trost in dieser Gegenwart,
Daß auf den Trümmern, auf den Leichen
Sich Himmel noch und Erde paart.

Max. v. Schenkendorf.

Digitized by Google

112. 113.

Schönforst und Frankenberg.

Bei dem Dorfe Forst, eine kleine Stunde von der alten Kaiserstadt Aachen und dicht an der, nach dem kalten Montjoie führenden, Kunststraße liegen die Ruinen von

Schönforst.

Von keinen hohen Felsenwänden schauen sie herab, nur ein kleiner Hügel trägt sie. Dagegen war ihnen sicherer Schutz ein sehr breiter, mit Wasser gefüllter Graben, der ringsum läuft, auf beiden Seiten mit niederm Gesträuch gesäumt ist, das seine blühenden Aeste hier und da in den klaren Wasserspiegel beugt, und, da er von regelloser Form ist, weniger ein Burggraben, als ein kleiner See zu seyn scheint, aus dessen Mitte wie auf einer Insel die Ruine recht landschaftlich heraussteigt.

Von einer Zugbrücke, die hinüber geführt haben mag, sieht man keine Spur. Wahrscheinlich lag sie da, wo jetzt

aus dem Hofe des dicht dabei befindlichen kleinen Landguts ein schmaler morscher Steg angebracht ist, über den man, nicht ohne Besorgniß, hinüber schwankt.

Klein muß der Umfang der Burg gewesen seyn, das zeigen ihre noch stehenden Ringmauern. Aber von ganz ungewöhnlicher Höhe ist der Thurm der Burg, welcher der Länge nach sich spaltete, halb niederstürzte und halb noch in die Luft steigt, und seine Höhe, so wie die Festigkeit des Gemäuers beurkundet. Freilich mußten die Schönforster umher lugen können, und, da sie nicht hoch wohnten, mußten sie sich einen hohen Standpunkt bereiten, und ließen darum so einen riesenmäßigen Thurm aufsteigen, von dem sie das große weite Thal, in welchem Aachen liegt, überblicken konnten.

Die Ringmauer ist so dicht mit Epheu überzogen, daß man durchaus nicht zu erkennen vermag, ob es nur eine zur Befestigung dienende Schutzmauer, oder ob es Gebäude waren. Zwar schützt sie dieser immer grünende Ueberzug gegen die äußere Zerstörung der Witterung, kein Wassertropfen dringt durch diesen Epheumantel, aber seine Wurzeln werden dagegen die Mauern auseinander treiben und sinken machen. So lieblich diese Bekleidung mir beim ersten Erblicken erschien, so wünschte ich sie doch hinweg, wenigstens zum größten Theil; denn das Bild einer Ruine geht dadurch verloren, und eine Untersuchung der Struktur, oder der Bestimmung der noch vorhandenen Mauern, ist fast unmöglich.

Dicht bei der Ruine, nur durch den Wassergraben getrennt, liegt ein kleines Landgut oder Meierhof. Gewiß gehörte er zur Burg und machte den wirthschaftlichen Theil derselben aus, das verrathen noch die alten hohen Thorgewölbe, durch die man kommt, die alte Form der Gebäude und die zum Theil noch bestehende Umgebung mit einem Wassergraben. Jetzt sind dieser Meierhof und die Ruine, — beides dem Grafen Spee in Düsseldorf gehörig, — einer der Punkte, wohin die Aachner Badegäste Ausflüge machen, um unter den Ruinen frische Milch zu genießen.

Der Ursprung von Schönforst oder Schönhoven, wie es auch früherhin hieß, liegt ganz im Dunkeln, und aus seiner Geschichte sind uns nur wenige Bruchstücke aufbewahrt worden.

In der Geschichte der Stadt Aachen wird sein Besitzer zuerst um das Jahr 1340 erwähnt. Ritter Arnold von Schönforst kommt da vor, welcher das Bierbrauen in Aachen als ein Schönforster Lehn behaupten will.

Vierzehn Jahre später wird eines Reynard von Schönhoven, Herrn zu Schönforst, als Vormund Heinrichs von Flandern, Herrn zu Montjoie und Falkenburg, erwähnt, der 1364 noch lebte.

Aus dem Jahre 1375 wird erzählt, daß der junge Ritter Reynard zu Schönforst die Landgüter des Aachner Bürgermeisters, Johann von Punt, verwüstet habe. Sein Vater, Johann, der 1376 und 1378 noch erwähnt wird,

heißt zugleich Herr von Sachdenraide und Burggraf von Montjoie.

Unruhige Herren scheinen die Schönforster gewesen zu seyn, die mit der ganzen Umgebung ihrer kleinen Herrschaft stets in Fehde lagen und besonders Aachen zwickten und zwackten, welches Schicksal in den Zeiten freilich alle Reichsstädte hatten, in deren Nähe solche Burgherren hausten. Auch mit den Köllnern müssen sie angebunden haben; denn im Jahre 1384 bekriegte sie der Erzbischof Friedrich von Kölln und verheerte ihre Besitzungen.

Im folgenden Jahre kommt ein Reinhard von Schönforst und Sichem bei der Belagerung der Burg Reifferscheid in der Eifel, vor.

Im Jahre 1391 eroberten die Schönforster die, nur ½ Stunde von ihrer Burg gelegene, Burg Frankenberg.

Im Jahre 1396 fiel ein Ritter von Schönforst und Montjoie feindlich in das nahe Herzogthum Jülich ein, und nahm den Bruder des Herzogs Wilhelm von Jülich, Reinald, nebst einem Ritter von Reifferscheid, gefangen. In unsern Tagen tauscht man, wie billig, dergleichen Beute gegen ähnliche aus, damals aber betrachtete man hohe Gefangene als kurrente Waare, und nahm ein Stück Geld dafür. Das verlangte auch hier der Schönforster, und zwar kein geringes; es wurde ihm aber nicht und bekam ihm schlecht. Der Herzog von Jülich zog vor Schönforst; die Aachner, denen es erwünscht war, ihren unruhigen Nachbar züchtigen zu können, standen dem Herzoge wacker bei, und nach sieben Wochen ward auch Schön-

forst eingenommen. Der Herzog nahm Besitz davon, ließ es noch mehr befestigen und zog nun vor das Schloß Wilhelmstein bei Bardenberg im Jülichschen, eine Stunde von Aachen, das Reinard von Schönforst, Herr zu Sichem, mit der Vogtei über Aachen in Versatz hatte, und nahm es ebenfalls ein.

Mit Johann von Schönforst, Burggrafen von Montjoie, Herrn zu Waldheim, General des Herzogs von Brabant Johann IV, erlosch die Familie Schönforst. Er starb 1433. Seine einzige Tochter und Erbin, Johanna, verkaufte Montjoie an Herzog Adolph von Jülich. Sie war mit Wirichius von Rocheforst verheirathet und starb kinderlos als letzter Zweig einer Familie, die kaum zwei Jahrhunderte geblüht hatte.

Die Burg und die dazu gehörige Herrlichkeit Schönforst, welche in Jülichschen Händen blieb, findet man, bald nach ihrer Eroberung, der nahgelegenen reichsunmittelbaren Benediktiner-Abtei Korneli-Münster verpfändet. Dann besaß sie pfandweise Wilhelm Freiherr von Harff zu Alstorf, welcher Erbhofmeister des Herzogthums Jülich, auch Amtmann zu Wilhelmstein und in Eschweiler war. Als die Pfandschaft zu Ende ging, bat der Abt von Korneli-Münster den Herzog von Jülich, ihm die Burg und Herrschaft Schönforst mit der dazu gehörigen Vogtei über seine Abtei wieder zu verleihen. Dies geschah auch im Jahre 1650 von Wolfgang Wilhelm, Pfalzgrafen bei Rhein, als Herzog von Jülich. Mit Vorbehalt der Landeshoheit wurde

Schönforst für 33000 Thaler dem Abte auf vier und zwanzig Jahre verpfändet.

Um diese Zeit war die Burg ganz verfallen, daher der Herzog in dem Pfandbriefe ausdrücklich versprach, sie wieder herzustellen und in bewohnbaren Zustand zu setzen. Es geschah aber nicht. Der Abt bat wiederholt, diesen Kontraktspunkt zu erfüllen; es geschah aber doch nicht, wie das unter ähnlichen Verhältnissen auch jetzt noch gewöhnlich ist, und Schönforst verfiel ganz.

Bei der Uebergabe der Pfandschaft gehörten das Dorf Forst, über 640 Morgen an Waldungen, Teichen, Wiesen und Aeckern, nebst beträchtlichen Zehenden und Gefällen zur Herrlichkeit Schönforst.

Die Abtei Korneli-Münster hatte indessen keinen Segen von dieser Pfandschaft. Der Papst Innocenz X hatte ihr zwar erlaubt, von ihrem handbreitgroßen Gebiete zehn Jahre lang eine außerordentliche Steuer zu erheben, bis die Summe von 20,000 Thaler zusammengebracht sey, welche noch nöthig war, um die Pfandschaft vom Herzoge von Jülich einzulösen, und Papst Alexander VII verlängerte, im Jahre 1661, diesen Zeitraum noch um fünf Jahre; allein umsonst. Die Abtei hatte sich dadurch in eine solche Schuldenlast vergraben, daß, um wieder heraus zu kommen, sie den Herzog bitten mußte, die Pfandschaft gegen Erlegung des Pfandschillings wieder an sich zu nehmen, was denn auch geschah.

Jetzt ist die Burg und der Meierhof ein Eigenthum des Grafen Spee in Düsseldorf.

Frankenberg

liegt von Aachen nur eine Viertelstunde entfernt und eben so weit von Schönforst. Gab es vor 400 Jahren schon Sprachröhre, so haben sich die Schönforster und die Frankenberger ganz bequem damit unterhalten können, wenn sie auf ihren Thürmen standen.

Von Aachen führt ein angenehmer Fußweg zwischen Gärten und Wiesen, und zuletzt bei einem starken, über rauhen Felsengrund hinrauschenden Bache vorbei, wo man mit einem Male das Bild der Ruine von Frankenberg von der vortheilhaftesten Seite vor sich erblickt.

Frankenberg liegt, wie Schönforst, in der Ebene, aber auf einem etwas höhern Hügel als jenes, ist auch klein von Umfang und auch rings mit Wasser umgeben. Ursprünglich mag es wohl nur ein künstlicher Graben gewesen seyn, der es umgab, jetzt aber ist ein großer Teich daraus geworden, welcher nur an der Seite ganz schmal wird, wo eine gewölbte, vier Bogen lange, steinerne, vormals gewiß eine Zugbrücke, in die Burg führt.

Ein großes noch bewohntes Gebäude ist ein Theil der alten Burg, aber neu ausgebaut und von der einen Seite auch ganz mit Epheu überzogen. Hinter diesem sind noch einige Mauern, in welchem Ruhesitze angebracht sind, von denen man Aachen, den Louisberg und auch den hohen Thurm von Schönforst sieht. Hier sammeln sich häufig die Badegäste von Aachen zu ländlichen Parthieen. Gleich neben der Burg, nur durch die Brücke getrennt, liegt ein

kleiner Meierhof, zu welchem die nahe liegenden Wiesen, Aecker und kleinen Buschholzwaldungen gehören. Eigenthümer davon und von der Burg ist die Familie von Merode-Hoffalize-Frentz.

Die historischen Nachrichten von Frankenberg sind sehr dürftig. Vom Erbauungsjahre weiß man nichts, aber im Jahre 1391 war es schon da, denn die Schönforster nahmen es da ein. Die Aachner Chronik erwähnt der Frankenberger noch am öftersten, aber nur in Fehden, welche sie mit der Stadt Aachen hatten. Noch näher als die Schönforster, neckten die Frankenberger sie auch noch häufiger. So findet man sie 1448, 1450 und 1472 in Fehden mit der Stadt verwickelt. Im 16ten Jahrhunderte nannten sie sich von Merode genannt Frankenberg. Sie besaßen auch die Vogtei über das nahgelegene Burtscheid als ein limburgisches Lehn. Ihr Wappen war ein Kreuz mit Zacken. Noch im Jahre 1726 lebte ein Graf von Frankenberg, welcher der letzte gewesen zu seyn scheint, denn nach ihm wird kein Frankenberg mehr erwähnt. Durch Heirath kam Frankenberg an den Zweig der Merodeschen Familie, welcher die Beinamen Hoffalize-Frentz führt.

* * *

Meier's Aachner Chronik 1707. Fol.; der ritterbürtige landständische Adel des Großherzogthums Nie-

derrhein von Robens, 1r Bd. Aachen 1818, und die im Sommer 1820 gemachte örtliche Bekanntschaft mit beiden Burgen, sind die Quellen zu Vorstehendem.

Es giebt von Schönforst und Frankenberg treue Ansichten, welche von Deschamps braw radirt sind. Sie sind 17 Zoll breit und 11 Zoll hoch. In Aachen erhält man das Blatt für 5 Franken.

Digitized by Google

114.

Sonnenberg

bei Wiesbaden im Nassauischen.

Wallend zum Geisberg hin, durch Rebenhügel und Haine,
Fühlen der Heimath sich näher die Schauenden dort.
Und sie grüßen im Abendschatten die Geister der Vorzeit,
Weilend an Sonnenbergs Trümmer umlagerter Burg.

v. Gerning.

114.

Sonnenberg.

Die Gegend um Wiesbaden ist von der Natur schon dazu geeignet, dem Leidenden die Kurzeit, die er da verlebt, angenehm und heiter zu machen. Doch, reizender noch wird sie dem erscheinen, welcher nur zum Vergnügen diesen, mit jedem Jahre sich verschönernden und vergrößernden, Kurort besucht. Einladend sind die Wanderungen nach dem Geisberg, nach Sonnenberg, Klarenthal, dem Neresberg und andern mehr.

Der Geisberg ist in mehr als einer Beziehung interessant. Seine geringe Entfernung von der Stadt, auf einer sanften Anhöhe, zum Vorgebirge des Taunus gehörig, die reizende Aussicht von ihm, die Erfrischungen und die Gesellschaft, welche man im dasigen Gasthause stets findet, machen ihn zu einem der besuchtesten und beliebtesten Vergnügungsörter für Einheimische und Fremde.

Einladend zu stillen und selbst andächtigen Betrachtungen, sind die sparsamen Reste des Klosters Klarenthal, gegen der Fasanerie über. Hier tritt der Unbestand menschlicher Dinge sichtbar vor Augen. Von einem ehemals berühmten Nonnenkloster, das Kaiser Adolph von Nassau, mit seiner Gemahlin Imagina von Limburg, im J. 1296 stiftete, und worin des erstern Schwester, Richardis, Aebtissin und seine Tochter Adelheid Priorin geworden, in welchem auch die Stifterin ihre Ruhestätte erhielt, — sind gegenwärtig kaum noch einige Spuren in dem jetzigen Hofhause zu sehen.

Die Erinnerung alter Römerzeiten wird lebendig, wenn man durch die neue Nerostraße in Wiesbaden, und das Neresthal, nach dem Neresberge aufsteigt, welcher rechts mit Weinreben und links mit Aecker und Baumstücken begrenzt wird. Hier stand, alter Sage nach, das Kastell der Neronen, von Drusus oder Tiberius erbauet. Nahe daran, wo ein Thiergarten gewesen seyn soll, nennt man das Thal noch den Bärentanz, und das Wäldchen dabei den Panwald. So wie man hier sich von der Gegenwart der Römer in alten Zeiten lebhaft überzeugt, so erblickt man auch bei der Fasanerie und bei Klarenthal mehrere Grabhügel von Römern, besonders aber den Mattiaken oder andern deutschen Bewohnern des Landes, errichtet. Man hat diese Grabhügel zum Theil geöffnet und darin Kohlen, Asche, Urnen mit Knochen und Asche, Opferschaalen, Lanzen u. dergl. gefunden.

Nach

Nach den Ruinen der Burg Sonnenberg, eine Viertelstunde von Wiesbaden, führt der Weg beim schönen Kursaal vorbei, durch die ihn umgebenden Anlagen bis zum Sonnenberger Bach. Diesem folgt man aufwärts im Thale bis zur Dintenmühle, auf einem ebenen, an Wiesen hinlaufenden Wege, und dann leitet der Fahrweg weiter. Bald kündigen Gemüsefelder und Baumgruppen von nützlichem Obst die Nähe eines Ortes an, und ein paar hundert Schritte weiter erblickt man das Dorf Sonnenberg, vom alten weißen Burgthurme überragt. Ein bequemer Weg führt durch dieses nassauische Oertchen hinauf zum Kalkfelsen *), auf welchem die Ruine liegt. Durch ein, der Zerstörung noch trotzendes Thor tritt man unter die schönen Ruinen, zwischen welchen Schlangenwege zu verschiedenen Aussichtspunkten leiten, wo ländliche Sitze und Bänke zur Ruhe einladen und zum bequemen Anschauen der versunkenen Hallen, von denen sich ein viereckiger Thurm noch am besten erhalten hat.

Die Umsicht ist sehr beschränkt. Nur gegen Süden öffnet sich das Thal etwas nach dem Rheine hin; nordwärts aber bilden Berge ein Amphitheater, und umgeben das Thal mit einem waldigen Kranze, in dessen Hintergrunde die Kapelle von Rambach erscheint. Rund um den Schloßberg liegen die friedlichen Hütten des Dorfes Sonnenberg. Arme Kinder daher, die man gewöhnlich auf

*) Hundeshagen nennt ihn einen kalkartigen Thonschieferfelsen.

der Burg findet, oder die sich als Führer aufdringen, wissen dann für einige Kreuzer viel zu erzählen, wie Kaiser Adolph dieses Schlosses Erbauer gewesen und sich öfters darin aufgehalten habe. Allein — nicht ganz begründet diese Sage die Wahrheit.

Sonnenberg, auf die Stelle eines ehemaligen Sonnentempels der Mattiaker vielleicht erbaut, und daher so benannt, war, gleich Wiesbaden, ein Eigenthum der fränkischen Könige, kam aber nicht wie dieses an die Grafen von Nassau, sondern mit Birstadt an die Grafen von Luxenburg. Von diesen schenkte Graf Ulrich, der unter dem Namen von Edichstein (Idstein) schon im J. 1120 vorkommt, den Hof Birstadt (Curiam in Birgestadt), mit Einwilligung seiner Gemahlin, Mechtild von Arnstein, dem Domkapitel oder dem heil. Martinus zu Mainz, welche Schenkung Erzbischof Adelbert I aus dem Hause Saarbrücken, ein Anverwandter Ulrichs, durch eine feierliche Urkunde im J. 1128 bestätigte, und noch dazu setzt: mit allem Zugehör, nemlich mit den Leibeigenen, Häusern, Aeckern, Weinbergen, Wiesen, Weiden, Wässern, Mühlen. Wäldern und den Zehenden, die Vogtei ausgenommen *). Hieraus ist zugleich ersichtlich, daß durch die Benennung des Hofes zu Birstadt zwar nur der Haupthof gemeint ist, wozu aber das ganze Dorf, mit allem Zugehör, nach damaligen Rechten gehörte. Daß aber darunter auch Son-

*) Guden. C. d. T. I. 76. — Ebhardt setzt hier die Kirche zu St. Martin bei Mainz.

nenberg begriffen war, werden wir bald hören. Ulrichs Söhne waren die Grafen Rupert und Arnold von Lurenburg *), welche schon im J. 1124 vorkommen. Der erste stiftete das Kloster Schönau im Einrich im J. 1125. Er starb noch vor 1151, sein Bruder ums J. 1158. Ruperts Sohn, Walram oder Walrar, legte den Namen „von Lurenburg" ab, und nannte sich einen Grafen von Nassau, von einem Schlosse, welches die Grafen von Lurenburg ums J. 1101 auf des Hochstifts Worms Grund und Boden eigenmächtig erbauet hatten, und durch Gewalt im Besitz erhielten. Um sich solche lose Gäste vom Halse zu schaffen, verkaufte und vertauschte das Bisthum Worms sein Gut Nassau, welchen Namen es schon im J. 794 führte, an den Erzbischof Hilin von Trier, der es sammt der Burg Nassau, im J. 1158, der verwittweten Gräfin Beatrix (Ruperts Gemahlin), ihrem Sohne, Walram und Vetter Rupert, zu Mannlehn ertheilte **). Diese beiden Grafen nahmen hierauf den Namen „von Nassau" an, und legten den von Lurenburg völlig ab. Auch wohnten sie vermuthlich auf dieser Burg ***).

*) Die Ruinen des alten Schlosses Lurenburg oder Laurenburg liegen an der Lahn, zwei Stunden unterhalb Dietz.

**) Kremer Nass. Gesch. — Reinhard's Ausführungen. — Schann hist. Worm. — Brower Annal. Trev.

***) Die Ruinen von Nassau liegen 5 Stunden von Limburg und ungefähr 3 St. von Koblenz auf einem Berge am linken Lahnufer.

Was Stadt und Gegend von Wiesbaden betrifft, so behaupten mehrere nassauische Geschichtschreiber und Geographen, namentlich der Wiesbader Stadtphysikus Lehr, in seiner kurzen Beschreibung von Wiesbaden, S. 39. 40, „daß die Stadt und Herrschaft Wiesbaden wahrscheinlich im eilften oder zwölften Jahrhundert an die Grafen v. Nassau gekommen sey. Diese hätten nemlich durch die Freigiebigkeit der deutschen Kaiser den Strich Landes, dessen Verwalter sie bisher gewesen, für erb- und eigenthümlich damals erhalten."

Wahr ist es, daß die Grafen von Nassau, und schon vor ihnen die Grafen von Lurenburg, das Grafengericht des Kunigesundras, so wie insbesondere auch das Cent- oder Landgericht zu Wiesbaden zu verwalten hatten, sich oft in dieser Stadt aufhielten, und ihren eigenen Frohn- oder Gerichtshof daselbst hatten. Auch erhielten sie schon im Anfange des 13ten Jahrhunderts das Patronatrecht der Pfarrkirche zu Wiesbaden als kaiserliches Lehn, und viel früher schon mehrere Güter in dasiger Gegend, namentlich zu Birstadt und Sonnenberg. Daraus folgt aber noch nicht, daß ihnen damals schon Stadt und Herrschaft ganz eigen waren. Als im J. 1239 im Mai, gerade zu der Zeit, wo in Mainz ein Concilium gehalten wurde, der griechische Kaiser Balduin oder Theobald, aus Frankreich nach Deutschland kam, wurde er auf Befehl Kaiser Konrad IV von dem Erzbischof Sifrid von Mainz zu Wiesbaden feierlich empfangen und bewirthet. (Guden. I, 555.) Von einem Grafen v. Nassau geschieht dabei nicht die geringste Meldung, welches doch

gewiß geschehen wäre, wenn damals schon Wiesbaden eine nassauische — und nicht vielmehr eine kaiserliche Stadt gewesen wäre. Aber noch mehr: Als im J. 1255 die Brüder und Grafen Walram und Otto von Nassau ihre Lande theilten, geschah in der Theilungs-Urkunde von Wiesbaden nicht die geringste Meldung, sie waren also auch damals noch nicht im Besitze dieser Stadt. Im J. 1292 versprach König Adolph, der Nassauer, dem Könige Wenzel von Böhmen für dessen Tochter, die er seinem Sohne Rupert bestimmt hatte, einen Brautschatz von 10,000 Mark Silber, und verpfändete ihm dafür die Stadt Wiesbaden, Schloß und Stadt Idstein und die Burg Sonnenberg. Hier sollte man freilich glauben, Wiesbaden sey ihm, so wie Idstein und Sonnenberg, als Grafen von Nassau eigen gewesen. Aber — nichts weniger als dieses. In der Urkunde selbst bezeichnet er das Eigenthum dieser Pfandstücke, indem er ausdrücklich die bedeutenden Worte zusetzt: „Er habe in jenen, zum Pfande eingesetzten Sachen, welche ihm als römischen Könige gehörten, und in den Lehnssachen, seinen „ausdrücklichen Willen und Consens beigesetzt, in Sachen „aber, dem Erzstifte Mainz gehörig, den Consens des Erzbischofes Gerlach eingeholt und erhalten." Daraus folgt, daß Adolph die Stadt Wiesbaden als königliches Eigenthum, das Schloß und die Stadt Idstein (wahrscheinlich) als kaiserliches Lehn, und Sonnenberg als mainzisches Lehn betrachtete, und in diesen verschiedenen Eigenschaften verpfändete. Diesem steht nicht entgegen, daß Gottfrid v. Eppenstein in einer mit dem Grafen Adolph von Nassau im

J. 1283 ausgebrochenen Fehde, dem letztern ins Land fiel, und ihn bis nach Wiesbaden verfolgte, welche Stadt dadurch ein Raub der Flammen wurde. Die Besitzungen dieses Grafen lagen zum Theil in der Nähe von Wiesbaden und der Herrschaft Eppenstein am nächsten. Graf Adolph hielt sich, als Gaugraf und Landrichter, in Wiesbaden auf. Gottfrid von Eppenstein fiel in seine Güter ein. Adolph setzte sich zwar zur Wehre, konnte aber nichts ausrichten, und mußte sich nach Wiesbaden in die Stadt und dann in die feste Burg mit seinen Söldnern werfen; diese wurde von Gottfrid belagert, wobei die Stadt in Brand gerieth. — Nicht das geringste läßt sich hieraus auf das Eigenthumsrecht der Grafen von Nassau in Betreff der Stadt Wiesbaden schließen. Die erste gewisse Nachricht über letzteres findet sich in einer Urkunde vom J. 1311, worin Graf Gerlach von Nassau die Stadt Wiesbaden seine Stadt nennt. (Guden. V, 606.) Noch mehr Gewißheit findet man in einer noch ungedruckten Urkunde vom J. 1348, worin Kaiser Karl IV die Grafen Adolph und Johann von Nassau, Gebrüder, belehnt: „mit der Stadt Wies„baden, mit Walden, Lehnschaften, Wildbahnen und mit „allen Zugehörungen und Herrschaften, namentlich auch „der Münze daselbst, mit der Ueberfahrt auf den Rhein zu „Birburg (Bieberich) und dem Zoll daselbst. Dat. Nassau, „Sonntags nach Jacobi." — Jetzt erst kommt die Stadt Wiesbaden zur Brüdertheilung von 1355 *). Wiesbaden

*) wovon ich im Rheinarchive Jahrg. 1814. H. 7. S. 255 einen Auszug geliefert habe.

wurde damals dem Grafen Adolph zu Theil. Der erste Lehnbrief über Wiesbaden für die Grafen von Nassau (welchen Kremer in Orig. Nassov. C. d. p. 324 beigebracht hat), ist vom J. 1418, und also viel später, als der von mir allegirte. Dagegen kommt bei demselben eine Urkunde vom J. 1353 vor, welche die Inschrift hat. „Das ist solich „Recht, als wir Johann und Adolph Gebrüder zu Nassaw „han zu unserm freien Fronhof zu Wisebaden, den wir vom „heil. Reiche han ꝛc." In derselben ist vorzüglich die Rede von der Grafschaft, Herrschaft und Gericht, welche zu gedachtem Frohnhofe oder eigentlich zum kaiserlichen Landgerichte (zum alten Grafengerichte des Kunigesundras) gehörten, und wird der Bezirk desselben durch die Schöppen des Gerichts angegeben und bezeichnet (l. c. p. 321—324). Noch waren aber nicht alle kaiserlichen Rechte zu Wiesbaden an die Grafen von Nassau übergegangen, denn noch im J. 1357 verschrieb Kaiser Karl IV der Gräfin Irmgard von Nassau und ihrem Sohne Rupert einen großen Turnos auf den Zoll und Geleit zu Wiesbaden, so wie ihn ihr verstorbener Sohn Crafft inne gehabt *). Zoll und Geleit in Wiesbaden waren also damals noch kaiserlich.

Nach dieser nöthigen Voraussetzung über den Erwerb von Wiesbaden für die Grafen von Nassau, welchen man noch nirgends gehörig auseinander gesetzt findet, kommen

*) Irmgard war die zweite Gemahlin des Grafen Gerlach von Nassau, der im J. 1355 gestorben ist. Ihr Sohn Crafft starb 1356 oder 57.

wir nun auf das alte Schloß Sonnenberg zurück. Wir haben oben schon gehört, daß der Dominialhof Birstadt, sammt Zugehör, ein Eigenthum des Grafen Ulrich v. Idstein gewesen, und von diesem im 12ten Jahrhundert an das Domkapitel von Mainz verschenkt worden sey. Zu diesem Hofe gehörte auch die Burg Sonnenberg, welche im J. 1221 zuerst namentlich und urkundlich vorkommt. Die Grafen Henrich und Rupert von Nassau bekennen feierlich, daß sie das Castrum Sonnenberg, auf mainzischem Grund und Boden gelegen, unrechtmäßiger Weise, so wie noch andere, zum Domkapitelschen Hofe in Birstadt gehörige Güter, gewaltsam im Besitz hätten, und daß sie bereit seyen, alles dieses den rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben. Grund und Boden erkauften sie sodann von dem Domkapitel für 30 Mark Silber als Eigenthum; die Burg selbst mußten sie von dem Erzbischofe Sifrid und dem Erzstifte Mainz zu Lehn nehmen, welches auch bis auf die neuesten Zeiten geschah. (Guden. I, 477.) Aus dieser Urkunde geht nicht hervor, wer die Burg Sonnenberg erbauet habe, sondern es heißt darin nur, daß die Grafen Henrich und Rupert solche mit Unrecht im Besitz gehabt hätten. Diese waren aber keine Brüder, sondern Vettern, und besaßen das nassauische Land in Gemeinschaft. Ich glaube daher nicht, daß diese das Schloß Sonnenberg erbauet haben, sondern es mag wohl schon früher geschehen seyn. Unrichtig ist es aber, daß es schon im 11ten Jahrhundert vorkomme, und damals den Grafen von Nuringen gehört habe. Wahrscheinlich wird es mit Sonnenburnen (Sombern im Freige-

richt) verwechselt, das allerdings in diesem Jahrhundert schon bekannt wird, und selbst auch unter dem Namen Sonnenberg vorkommt. (Guden. II, 331.)

Am Ende des 13ten Jahrhunderts hat Kaiser Adolph von Nassau das Schloß Sonnenberg in der Thüringer Fehde, um sich gegen die feindseligen Eppensteiner zu wahren, mehr befestigt und erweitert; ob er es aber auch selbst bewohnt — daran ist noch zu zweifeln. Dagegen ist es gewiß, daß Graf Gerlach auf Sonnenberg wohnte, wo er auch seinen Schwager, den Kaiser Ludwig von Baiern, im J. 1336 bewirthete, bei welchem Besuche dieser ihm daselbst einen Gnadenbrief unterschrieb: „ob er ein Silbererz in seiner „Herrschaft finde, daß er und seine Erben solches von rö„mischen Reich zu einem rechten Lehen haben sollten." Als im J. 1346 dieser Graf Gerlach von Nassau seine Lande an seine Söhne Adolph und Johann übergab, behielt er sich mehrere Gülten und Einkünfte zu seinem Unterhalte vor. Darunter sind namentlich angeführt: die Weingärten zu Sonnenberg zu 8 Fuder gerechnet, von der Mühle daselbst 24 Malter Korn; ferner 400 Sack Hafer von den Rodern (umgerodeten Feldern) allda. In der Erbeinigung von 1355, zwischen den Brüdern Adolph, Johann, Crafft und Ruprecht, wird beiden letztern das Haus Sonnenberg mit Zehnden, Aeckern, Weingärten ꝛc., mit allen Nutzen und Rechten, und Burgmannen, die zu dem Schlosse gehören ꝛc., überlassen. Die Einwohner des Dorfes Sonnenberg werden in dieser Urkunde „ihre (der Grafen) arme Leu„te, die im Thale Sunnenberg gesessen sind," genannt

(Reinhard XIII, 350). Schon vorher, im J. 1351, erhielt das Dorf Sonnenberg vom Kaiser Karl IV Stadtgerechtigkeit mit der Freiheit, „Stock und Galgen zu bauen „und einen Markt anzurichten, als Frankfurt und Mainz „das Recht haben." — Was mögen wohl die armen Leute im Thale Sonnenberg gedacht haben, als ihnen dieser Freiheits- und Gnadenbrief bekannt gemacht wurde? Uebrigens weiß man wohl, daß unter der Benennung arme Leute nicht gerade unbemittelte im Mittelalter verstanden wurden, sondern Unterthanen, besonders die Leibeignen derselben.

Es besaßen also, jener Erbtheilung zufolge, die Brüder Crafft und Ruprecht die Burg Sonnenberg und Zugehör in Gemeinschaft. Crafft starb bald nach 1355 ohne Kinder. Sein Bruder Ruprecht, nun alleiniger Herr davon, verschrieb es seiner Gemahlin, Anna von Nassau-Hadamar, zum Witthum, und starb im J. 1390 auch ohne Kinder. Die Wittwe heirathete im folgenden Jahre den Grafen Diether VI von Katzenelnbogen, bekam aber dadurch Händel mit den Grafen Walram v. Nassau und Philipp v. Nassau-Saarbrücken, in Betreff ihres Witthums. Die Sache wurde jedoch in diesem Jahre noch dahin verglichen, daß diese Grafen das Schloß Sonnenberg mit der Gräfin Anna und ihrem Gemahle Diether, während der Lebenszeit der Gräfin, in Gemeinschaft haben und behalten, nach deren Tode aber, mit allem Zugehör, allein besitzen sollten. Anna starb 1404, und im J. 1414 theilten die Grafen Philipp von Nassau und Adolph zu Wiesbaden, was ihnen von Graf Ruprecht zu Sonnenberg und Wehen angefallen war.

Dem Grafen Adolph wurde vermuthlich Sonnenberg zu Theil. Unter seiner Regierung wurde Wiesbaden von den stets unruhigen Eppensteinern abermals mit einem Besuche beehrt. Adolphs Oheim, Erzbischof von Mainz, war nemlich in eine Fehde mit diesen Dynasten verwickelt. Adolph nahm sich des Oheims an, fiel im J. 1417 den Eppensteinern in ihr Land und that ihnen vielen Schaden. Das ward aber von den Eppensteinern scharf geahndet an Wiesbaden und all den Dörfern umher. Zwei Jahre dauerte diese gräuliche Fehde, und erst durch einen, von den Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz zwischen den streitenden Partheien zu Bacharach errichteten Vertrag, wurde ihr ein Ende gemacht. Graf Adolph kam durch diese Fehde in große Schulden, und sah sich gezwungen, Schloß, Burg und Stadt Wiesbaden, sammt den dazu gehörigen Dörfern, an den Erzbischof Conrad zu Mainz im J. 1420 erblich und auf ewig zu verkaufen. Daß diese Ewigkeit aber nicht lange gewährt hat, bezeugt dieser Erzbischof in einer Urkunde vom J. 1432 selbst, worin er sagt, daß er vor Zeiten Burg und Stadt Wiesbaden im Besitz gehabt habe. Vermuthlich hatte es mit Sonnenberg gleiche Beschaffenheit.

In der höchst traurigen Kurfehde zwischen den beiden Kurfürsten Diether von Isenburg und Adolph von Nassau, 1461 und 62, hielt es Graf Johann von Nassau für Pflicht, seines Bruders Parthei zu ergreifen, und ihm nach allen Kräften beizustehen. Allein die Gegenparthei fiel ihm in sein Land; die Dörfer Schierstein, Mosbach, Biberich, Erbenheim, Kloppenheim, und vermuthlich auch Sonnen-

berg, wurden niedergebrannt und zerstört. Wiesbaden und die Burg Sonnenberg waren ebenfalls in großer Gefahr, da der Rhein zu der Zeit (Anfangs 1462) volle 11 Wochen lang zugefroren war. Endlich, und noch zu rechter Zeit, rückte Landgraf Ludwig von Hessen, Adolphs Bundesgenosse, mit Hülfsvölkern heran, und befreiete das nassauische Land vom Feinde. Ja selbst Mainz ward erobert, und Erzbischof Adolph zog siegreich in die Stadt ein. Dieser sowohl als sein Bruder Johannes bekamen Ruhe. Es dauerte aber nicht lange, so hatte letzterer wieder neue Händel. Denn im J. 1469 belagerte und eroberte Graf Otto von Solms die Stadt und Burg Wiesbaden, und nahm die Huldigung daselbst ein; vermuthlich geschah ein Gleiches mit und zu Sonnenberg. Dieser Otto hatte nemlich Anna, eine Tochter des Grafen Johannes v. Nassau, ums J. 1464 geehlicht, und war vermuthlich von seinem Schwiegervater in der verabredeten Mitgift verkürzt worden, daher er solche mit Gewalt sich hierdurch zu verschaffen suchte. Die Sache mag aber wohl in der Güte wieder beigelegt und Graf Otto von Wiesbaden verabschiedet worden seyn.

Wiesbaden hatte im 16ten Jahrhundert das Unglück durch Brand dreimal schrecklich heimgesucht zu werden, nemlich 1547, 1561 und 1563. Dagegen stand Sonnenberg noch im J. 1566 unversehrt. Graf Philipp der Altherr und Philipp der Junghherr, Vater und Sohn, so wie Graf Adolph, wohnten größtentheils auf diesem Schlosse, und Graf Balthaser, welcher vorher Teutschordensritter gewesen, und 1556 heirathete, starb sogar auf demselben im J. 1566.

Als aber Graf Johann Ludwig im J. 1596 ein neues Schloß zu Wiesbaden erbauete, kam Sonnenberg in Abnahme, und ward vermuthlich im 30jährigen Kriege, in welchem Stadt und Herrschaft Wiesbaden hart mitgenommen wurden, verbrannt und zerstört.

Sonnenberg hatte schon frühzeitig seine Burgmänner. Eine adelige Familie, welche die Burghute erblich im Besitz hatte, nannte sich auch davon. Der erste dieser Familie, in Urkunden vorkommend, ist, meines Wissens, Crafto von Sunnenburg, welcher als Zeuge in einer mainzischen Urkunde vom J. 1157 erscheint. Er ist uns zugleich Bürge, daß um diese Zeit schon das Schloß Sonnenberg erbauet war, und daß man dessen Erbauung nicht den Grafen Heinrich und Rupert zuschreiben dürfe, wie ich oben schon bemerkt habe. Ein Albert von Sonnenberg kommt in einer Urkunde vom J. 1209 als Mainzer Dienstmann, und dann im J. 1221 in eben der Urkunde als Zeuge vor, worin diese Grafen das Castrum Sonnenberg an Mainz zurückgeben, und es von dem Erzbischof Sifrid zu Lehn erhalten. Noch bis zur völligen Auflösung des Kurstaates Mainz mußten die Fürsten von Nassau das Schloß Sonnenberg von Kurmainz zu Lehn nehmen.

Albert und Volgmar v. Sonnenberg erscheinen in einer Mainzer Urkunde vom J. 1253. Merbodo v. Sonnenberg kommt 1297 vor. Wilhelm, Ritter v. Sonnenberg, findet sich nebst seinem Siegel in einer Urkunde vom J. 1315. Letzteres ist äußerst einfach: das Schild ist ganz weiß, und nur mit einem schmalen Querstrich getheilt; im obern

Felde ist eine Brücke oder ein Steg, zur Bedeutung, daß dieser Wilhelm der Jüngere in der Familie gewesen. Ob Herr Ludwig v. Sonnenberg, Ritter (in einer waldeck. Urkunde vom J. 1333), auch hieher gehöre — getraue ich mir nicht zu behaupten. Mit mehr Gewißheit kann man aber zu dieser Familie rechnen: Frau Meckele, Ruperts des Ritters v. Sonnenberg Wittwe, welche mit ihren Söhnen Gallus und Dietrich auf eigenthümliche Güter zu Marxheim (Marpesheim), in der Gegend von Höchst und Hochheim, zu Gunsten des deutschen Ordenshauses zu Mainz, im J. 1351 verzichtet. Im J. 1384 findet sich dieser Dietrich unter dem Namen Hud v. Sunenberg in Urkunde und Siegel. Letzteres ist wieder das quergetheilte weiße oder leere Schild ohne Steg *).

* * *

Eine schöne Ansicht von den Ruinen dieses Schlosses findet man — von Merk gezeichnet und Haldenwang gestochen — in dem Rheinischen Taschenbuche von 1818.

Dahl.

Diese kleine Ansicht, welche auch als Titelkupfer zu Fenner's Taschenbuche für Kurgäste mit ausgegeben wird, ist, nach meiner Vergleichung, welche ich im Frühjahre 1820 an Ort und Stelle vorgenommen, ganz treu.

F. G.

*) Alles aus Gudenus, Kremer, Reinhard und ungedruckten Quellen entnommen.

115.

Hohen = Urach

bei Urach im Württembergischen.

Von dort aus zogen einst die Helden,
Von denen die Geschichten melden;
Die Herrscher ruhn in Gräberhallen,
Die Helden sind im Kampf gefallen;
Verhallet ist der Burg Getümmel.
Ringsum die Epheuranken schleichen,
Zugvögel durch die Fenster streichen.

Ludwig Uhland.

Digitized by Google

115.

Hohen-Urach.

Am Ende der württembergischen Alp, wo das sogenannte Uracher Thal beginnt, erheben sich eine Viertelmeile oberhalb der Stadt Urach, die Trümmer der alten Burg Hohen-Urach. Die Burg steht auf einem hohen Berge, der die Form eines dicken ungleich abgestutzten Kegels hat, und der, obgleich er sich frei zu erheben scheint, doch von der Hinterseite mit dem südlichen Alpgebirge zusammenhängt.

Die Burg beherrschte den ganzen Rücken des Berges, und bot gegen die südliche Alp (Hinteralp) drei Abschnitte, als eben so viele rückwärts übereinanderliegende Terrassen dar, nemlich: die untere Burg auf dem in steile Felsen abstürzenden hintern Bergrücken, mit einer aus dem Felsen gehauenen Brustwehre, in deren Schutze die Kapelle der Burg stand. Die obere Burg, die unmittelbar über der untern steht, zeigt ein sehr hohes Bollwerk, welches im Viereck aufgemauert ist, mit Halbmonden auf den Ecken und einem sehr hohen starken Thurm, welcher den Haupteingang be-

deckt. Ueber dem Bollwerk aber, auf dem vordersten Felsengipfel, steht die innere Burg oder das eigentliche Schloß, welches die Stirn in das Hauptthal hinab wies. Der einzige Eingang in die obere Burg ist in der östlichen, der Stadt zugekehrten Ecke. Vor dem Hauptthor, welches auf das Bollwerk führt, liegt ein breiter und tiefer Graben, welchen man in den Felsen gesprengt hat; ein anderer Graben trennte das Bollwerk von der innern Burg.

Der Umfang der innern Burg war nicht von Bedeutung. Der Schloßhof beschrieb ein unregelmäßiges Viereck. Zwei Hauptgebäude umzogen die nördliche und östliche Seite; auf der Westseite lief eine hohe Mauer mit einem Thurm im Innern des Hofs; die Seite gegen das Bollwerk schloß der feste, mit einer wehrhaften Platteform bedeckte Eingang. An den äußern Ecken standen sehr feste Thürme; zudem umlief die ganze innere Burg ein mit vielen Thürmen besetzter Zwinger.

Hohen-Urach war einst der Stammsitz der mächtigen und angesehenen Grafen von Urach. Der gelehrte Schöpflin behauptet: daß das Schloß Urach, von dem sich die Grafen dieses Namens geschrieben haben, nicht das oberhalb der Stadt Urach liegende, sondern ein anderes längst abgegangenes Bergschloß an dem Bache Urach zwischen Villingen und Freiburg sey; jedoch, glaubt er, seyen beide Schlösser Eigenthum der Grafen von Urach gewesen, nur haben sie sich von dem auf dem Schwarzwald gelegenen geschrieben. Diese seine Ansicht scheint jedoch Schöpflin blos darauf zu gründen, weil die Grafen von Urach in jener Gegend ansehnliche Be-

sitzungen hatten. Allein auch jene Gegend ist reich an Ruinen alter Burgen, deren Namen sich nicht einmal bis auf unsere Zeiten sicher erhalten haben; und leicht mag es seyn, daß auf einer derselben die Sage des Volkes ruht, und dieselbe zu einem vorübergehenden Aufenthalt der Grafen von Urach macht. Bedenkt man noch, daß diese Grafen schon zu Ende des eilften Jahrhunderts und zu Anfang des zwölften sehr oft in der Geschichte des von Hohen-Urach nicht weit entfernten Klosters Zwiefalten vorkommen, ja nicht nur die Stifter, sondern auch die besonderen Wohlthäter dieses Klosters waren, welches sie mit vielen liegenden Gütern beschenkten: so scheint auch dieser Umstand auf unser Hohen-Urach, als auf die Stammburg der alten Grafen, zu deuten. Ueberdies kamen die Güter, welche diese Grafen auf dem Schwarzwalde und im Breisgau besaßen, wahrscheinlich erst durch den Tod Bertholds V, des letzten Herzogs v. Zähringen, dessen Schwester Agnes den Grafen Egino V v. Urach zum Gemahl hatte, also erst im dreizehnten Jahrhundert, wo das Kloster Zwiefalten längst schon erbaut und fundirt war, an die Grafen von Urach. Aus diesem allem erhellt so ziemlich gewiß, daß der ursprüngliche Stammsitz der Grafen von Urach unser Hohen-Urach sey. Das Schloß Urach, das Schöpflin meint, kann übrigens ein Graf von Urach erst in spätern Zeiten und nach dem Antritt des Zähringischen Erbes, oder auch wohl erst nach geschehener Veräußerung der an der Alp gelegenen Burg und Stadt Urach, erbaut, und, um seinen Namen zu erhalten, nach dem ehemaligen Stammschloß seiner Familie genannt haben. Der Name

des Baches Urach aber kann eben sowohl von der dabei erbauten Burg, als der Name der Burg von dem des Baches herkommen; überhaupt heißt Urach nichts anders, als: der Ursprung der Ach, oder eines jeden Bachs, dergleichen auch einer hinter der Stadt Urach entspringt, der heutiges Tages keinen besondern Namen führt, ehemals vielleicht aber auch Urach genannt wurde.

Ein mir sehr schätzenswerther württembergischer Gelehrter, von dem wir eine Topographie der Umgegend von Urach zu erwarten haben, behauptet, daß die alte Burg Urach nicht auf dem Platze, wo wir unser Hohen-Urach finden, sondern auf einem andern Berge, der zu Crusius Zeiten Hohenberg hieß, gelegen habe. Die Möglichkeit davon möchte ich nicht abläugnen, zumal da man auf diesem Berge noch Spuren antrifft, die auf eine Burg zu deuten scheinen; allein hinlängliche geschichtliche Belege fehlen uns doch wohl noch zu dieser Behauptung; und ob es örtliche giebt, darüber erwarten wir noch die gewünschten Aufklärungen. So lange aber diese Meinung nicht hinlänglich bewiesen ist, bleibt für uns die oberhalb der Stadt Urach gelegene Burg der Stammsitz der Grafen dieses Namens.

Wer eigentlich der Erbauer von Hohen-Urach ist, weiß man nicht. Die Alten helfen sich, wie überall, so auch hier, damit, daß sie die erste Erbauung und Befestigung des Berges in der Römer Zeiten versetzen. Sie wollen sogar wissen: im Jahr 278 habe sich Valerius Probus, der am Neckar viele Kastelle erbaute, auch hier ein solches angelegt, um die benachbarte Gegend desto eher im Zaum

halten zu können. Diese an sich leere Vermuthung, daß die erste Gründung dieser Burg in der Römer Zeit falle, könnte vielleicht nur dann einen Schein bekommen, wenn zu erweisen wäre, was aber wohl nicht erwiesen werden wird, daß das alte Arae flaviae unsere Stadt Urach sey.

Wahrscheinlich ist der erste Graf von Urach, Egino I, auch der Erbauer der alten Ritterburg, die er sich und seiner Familie zum bleibenden Aufenthalt wählte, als er sich von seinem Bruder Rudolph, der sich nur Graf von Achalm nannte, trennte. Somit fiele die Zeit der ersten Erbauung von Hohen-Urach ungefähr in die Mitte des eilften Jahrhunderts; leider ist uns aber beinahe nichts bekannt von den Schicksalen dieser Burg, so lange sie der Stammsitz der Grafen von Urach war; erst mit dem Augenblick, da sie an das württembergische Fürstenhaus kam, beginnt ihre eigentliche und — man darf wohl sagen — ruhmvolle Geschichte. Ich setze jedoch blos die erste Gründung der Burg in die Zeiten des eilften Jahrhunderts, und es ist wohl möglich, daß unter den Ruinen der Burg, so wie sie sich jetzt unserm Auge darbieten, vielleicht nur einzelne Steine jener alten Zeit angehören, da sie gegründet wurde.

Als Stammsitz der Urachischen Grafen darf sie auch mit Recht den Ritterburgen beigezählt werden; denn wenn gleich in dem ersten Tauschbriefe um die Grafschaft Urach, unser Hohen-Urach ein Castrum genannt wird, so beweist dies doch nicht, daß es darum keine Burg war. Denn auf den meisten Urkunden, die unserer alten Ritterburgen erwähnen, werden wir das Wort castrum lesen, das man

besonders im Mittelalter nicht so genau nahm. Uebrigens ist es nicht zu läugnen, daß von dem Augenblick an, da der Stammsitz der Grafen von Urach in die Hände der württembergischen Fürsten überging, die Burg mehr als Bergfestung gebraucht wurde, was jedoch unter den Grafen von Urach nicht ihre Bestimmung gewesen zu seyn scheint.

Auch wollte man schon behaupten: Hohen-Urach verdiene nicht den alten Ritterburgen beigezählt zu werden, da man nicht die mindeste Spur eines höheren Alterthums habe, als vom 15ten und 16ten Jahrhundert; allein bei der Verkaufsurkunde an die Grafen von Württemberg, die vom J. 1254 datirt ist, wird Hohen-Urachs erwähnt, und damals, als die Burg verkauft wurde, wurde sie doch gewiß nicht erst erbaut, sondern es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sie Graf Egino I von Urach gebaut hat. Graf Ludwig I von Württemberg und Mömpelgard, mit dem die sogenannte Uracher Linie beginnt, war wahrscheinlich blos der Wiederhersteller der Burg, und derjenige, der sie in eine Bergfestung umwandelte.

Die Burg selbst mochte wohl, so lange sie Stammsitz der Grafen von Urach war, manche Schicksale gehabt haben; ihre sichere Geschichte beginnt erst mit dem J. 1254. Graf Ulrich von Württemberg vertauschte nemlich in diesem Jahre die Hälfte der Burg und des Dorfes Wittlingen an den Grafen Heinrich von Urach um die Hälfte seines Antheils an dem Schlosse Urach und aller derjenigen Güter, die er in der Nähe des Schlosses hatte, sammt der halben Grafschaft Urach. Der kinderlose Graf Berthold von Urach

Wissen, wie und Weshalb. Und wer das Letztere nicht
Bescheid weiss, soll sie Finger davon lassen. Wenn
ich nun, wie ich hoffe, mit meinem Buche dem
Leser Gelegenheit gegeben habe, sich über die
Grundlagen der Elektrotechnik zu unterrichten,
so möchte ich ihm noch einige Worte über die
Art und Weise, wie er sich mit dem Inhalte des
Buches vertraut machen soll, mit auf den Weg
geben. Ich habe mich bemüht, alle Kapitel so
zu gestalten, dass sie möglichst selbständig sind,
damit der Leser, der sich für einen Teil der Elek-
trotechnik interessiert, nicht gezwungen ist, das
ganze Buch durchzulesen, sondern sich nur mit
dem Kapitel zu befassen braucht, das ihn be-
sonders interessiert. Ich habe mich ferner bemüht,
so viel als möglich Beispiele zu geben, die sich
auf die Praxis beziehen, damit der Leser sieht,
wie er das Gelernte praktisch verwerten kann.
Ich bin dabei davon ausgegangen, dass der Leser

gewöhnlich nicht in der Lage ist, sich die Appa-
rate, die er zu seinen Versuchen braucht, selbst
anzufertigen, sondern dass er sie kaufen muss.
Ich habe deshalb nur solche Apparate beschrieben,
die man auch im Handel bekommt, und habe
dabei auch die Preise angegeben. Man darf aber
nicht glauben, dass man nur durch Lesen eines
Buches etwas lernen kann. Ohne praktische Ar-
beiten ist es unmöglich, sich die Kenntnisse zu
verschaffen, die man braucht, um sich in der
Praxis zurechtzufinden. Ich habe deshalb auch

der Mensch, ohne sich gegen seine Bestimmung zu sträuben, sich in dem Laufe der Natur, der ihn auf diesem Wege begriffen hat, so finden, als ob er einen Plan derselben, ihn selbst zum Endzweck zu machen, vor sich hätte, und glücklich sein könne, wenn er nur diesem nachgehen darf. Ja, es ist sogar eine Pflicht, sich eine Art zu denken, zu handeln, oder auch Dinge der Natur zu behandeln, als ob sie auf einen Endzweck gerichtet wären, um sich selbst, oder auch andern Menschen, diesen Plan zu stiften, der wenigstens nicht in der Natur der Dinge angetroffen wird, sondern nur in eine Maxime der Urtheilskraft gelegt werden kann, um sich in Ansehung der Zweckmäßigkeit der Natur, wo sie uns Räthsel aufgiebt, die unauflöslich scheinen, Muth zu machen, und eine Aussicht zu eröffnen, wo die Vernunft nicht hinreicht, um sich nicht vor ihr zu verschließen, und sie für unbrauchbar zu halten, weil sie uns nicht weiter führt, sondern vielmehr

zu seinem Lieblingsaufenthalte; er wurde auch daselbst geboren, als eben sein Vater Ludwig in Herrenberg war; man holte, um seine Mutter Mechthilde, Pfalzgräfin am Rhein, zu ehren, das Kind mit vieler Pracht in Hohen-Urach ab, um es in der Stadtkirche zu Urach zu taufen. Daher die Vorliebe Eberhards für Hohen-Urach; er hatte daselbst sein gewöhnliches Hoflager, wiewohl von dieser Zeit an die württembergischen Fürsten auch öfters das Schloß in der Stadt bewohnten. Hier in Hohen-Urach entwarf Eberhard seine meisten und löblichsten Regierungshandlungen; nach jeder Reise, auch wenn er die schönsten Städte Europa's besucht hatte, kehrte er dahin zurück. Von hier aus machte er die berühmte Wallfahrt zum heiligen Grabe nach Jerusalem. Im J. 1462 ließ er in seiner Residenz einen Landtag halten, wobei jede Stadt ihre Abgeordneten schicken mußte, um sich gemeinschaftlich zu berathen, wie man es im baierisch-pfälzischen Kriege halten wolle. Im J. 1473 den 12. Juli wurde wieder ein Landtag in Urach gehalten, worauf vier Grafen von Württemberg mit der württembergischen Landschaft einen Vergleich schlossen, durch den die Erbfolge festgesetzt wurde. Ein Jahr nachher wurde sowohl in der Stadt Urach und dem daselbst befindlichen Schlosse, als auch in Hohen-Urach, das Beilager des Grafen Eberhard mit der Tochter des Markgrafen Ludwig von Mantua gefeiert, an welchem nicht weniger als 14000 Menschen Antheil nahmen. Da war auf Hohen-Urach ein stattliches Rittergelag, und man sagt, es sollen in drei Tagen 165,000 Laib Brodt, 4 Eimer Malvasier, 12 Ei-

mer Rheinwein und 500 Eimer Neckarwein aufgegangen seyn. In dem Schlosse zu Urach war ein Weinbrunnen mit 3 Röhren zugerichtet, in welchem sich tannene Becher befanden, die jeden zur Stillung seines Durstes einluden. Im J. 1475 zog Eberhard mit einer bedeutenden Anzahl Ritter und Knechte von Hohen-Urach aus, um der Stadt Köln am Rhein zu Hülfe zu kommen gegen den Herzog von Burgund. Zwei Jahre nachher entwarf er daselbst den Plan zur Gründung einer hohen Schule in Tübingen, dessen Ausführung ihm große Ehre macht.

Das Jahr 1482 war für unsere Burg eben kein glückliches Jahr: durch den Münsinger Vertrag wurde nemlich das ganze Land vereinigt, und es war daher nur noch eine Hofhaltung nöthig; darum verlegte Eberhard seine Residenz von Urach nach Stuttgart, das mehr in der Mitte des Landes lag. Doch wußte auch von dieser Zeit an Hohen-Urach seinen Ruhm zu behaupten. Im J. 1490 ließ Eberhard den blödsinnigen Grafen Heinrich, dessen Gesundheitsumstände sehr bedenklich waren, nach Hohen-Urach bringen zur sichern Verwahrung, wo er auch noch 29 Jahre zubrachte. Dieser Aufenthalt Graf Heinrichs gab, wie wir nachher sehen werden, Hohen-Urach zur Zeit der Noth wenigstens einen augenblicklichen Vortheil; denn nun begannen bald die stürmischen Zeiten unter Herzog Ulrich. In Hohen-Urach hatte Ulrich seinen berühmten Büchsenmeister Johann Glaser Wartmann, der bei ihm in großer Gnade stand, ihn in seinen gefahrvollsten Lagen begleitete und den pfälzischen Krieg in einem Gedichte besang. Im J. 1514

hielt Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Lüneburg sein Beilager mit der württembergischen Gräfin Maria.

Wenige Tage, nachdem Herzog Ulrich den Ritter Hans von Hutten ermordet hatte, wurde ihm am 24. Mai 1515 zu Hohen-Urach ein Knabe von seiner Gattin Sabina geboren; mit seiner Geburt ging dem Lande Württemberg in seinen trübsten Zeiten ein helles Licht auf, das allmählig Heil und Segen verbreiten sollte, bis auf die fernsten Nachkommen. Das ist der edle Herzog Christoph, dessen Name sich in das Herz seines Volkes zu tief eingegraben hat, als daß er je vergessen werden könnte. Der Probst Petrus von Denkendorf kam hinauf, um im Namen der Stände seine Freude zu bezeugen, und den Knaben aus der Taufe zu heben. Gegen vier Jahre war Christoph in Hohen-Urach. Drey Jahre nachher gab Herzog Ulrich daselbst ein Turnier, dem Pfalzgrafen Ludwig und andern Fürsten zu Ehren, die von da aus auf den Reichstag nach Augsburg zogen.

Der 9. April 1519 war für Hohen-Urach ein sehr drohender Tag; die Stadt Urach wurde an diesem Tage von dem schwäbischen Bunde belagert. Der Vogt daselbst, Stephan Weiller, der dem schwäbischen Bunde als treuer Anhänger Ulrichs bekannt war und sich wohl zu hüten hatte, nicht in dessen Hände zu fallen, gab sich alle Mühe, von Herzog Ulrichs Leuten noch eine starke Besatzung in die Stadt zu bringen, und trat deshalb mit den Bürgern der Stadt in Unterhandlung. Da er aber hier nichts ausrichtete, und doch Miene machte, die Stadt seinem Fürsten zu erhalten, so entstand ein Aufruhr unter den Bürgern,

in welchem Weiller als treuer Diener des Herzogs das Leben ließ. Ein Bürger schoß nach ihm, und traf ihn durch den Leib; als er entfloh, und wegen des Blutverlustes zu Boden fiel, so ereilten ihn einige Bürger und durchstachen ihn. Nach dem Tode des Vogts übergab sich natürlich die Stadt sogleich, und huldigte schon am andern Tage dem schwäbischen Bunde. Der Hauptmann auf Hohen-Urach verweigerte aber die Uebergabe, da Graf Heinrich schwach und krank sich daselbst befand. Jedoch am 15. April starb Heinrich, und schon am 17ten dieses Monats wurde der Leichnam fortgeschafft aus dem Schlosse und nach Stuttgart geführt. Kaum war die Leiche aus dem Schlosse gebracht, so ergab sich dasselbe; die darin liegende Besatzung, angesteckt durch die Untreue der Bürger von Urach, mißhandelte ihren Hauptmann und verwundete ihn, weil er sie Meineidige genannt hatte. Ehe sie aber das Schloß verließ, raubte und zerstörte sie noch auf demselben, was ihr beliebte, und brachte die Schlüssel dem Dieterich Späth, den der Bund als Vogt in die Stadt gesetzt hatte. Dieser schrieb denn nun an alle Besatzungen in den dort herumliegenden Schlössern, sie möchten dem Beispiele von Hohen-Urach folgen, und bei Lebensstrafe ihre Schlösser dem schwäbischen Bunde übergeben; welches denn wirklich so viel fruchtete, daß die auf Achalm und Hohen-Neuffen abzogen.

Herzog Ulrichs Gemahlin, Barbara, wollte von dem Unglück ihres Mannes noch einen Vortheil ziehen, und verlangte für sich Hohen-Urach nebst Anderem; allein es wurde ihr abgeschlagen. So war also einige Zeit hindurch

feindliche Besatzung in dem Schlosse, die sich auch daselbst zu halten wußte. Noch in demselben Jahre zog Herzog Ulrich nach Urach, in der Hoffnung, nicht nur die Stadt sondern auch das Schloß unversehens in seine Hände zu bekommen; allein Dieterich Späth, einer der größten Feinde des Herzogs, hatte sich vorgesehen, und bei all seinen Anstalten kam ihm das böse Gewissen der Bürger zu Statten, das sie gegenüber von dem Herzoge hatten, und ihnen die Nothwendigkeit zeigte, sich gegen ihn zu halten. Aus Mangel an großem Geschütz mußte Ulrich abziehen, und gleich hinter seinem Rücken ließ Späth in den Dörfern, in denen Ulrich sein Lager gehabt hatte, sengen und brennen.

Die Feinde ersahen den Vortheil, den ihnen Hohen-Urach gewährte; denn im J. 1524 ließ Erzherzog Ferdinand an alle Diener und württembergische Vasallen ein Schreiben ergehen, des Inhalts: sie möchten sich mit ihrer Rüstung bereit halten, um beim ersten Aufgebot an die Orte ihrer Bestimmung aufbrechen zu können. Bei dieser Gelegenheit ließ er mehrere Schlösser, besonders auch Hohen-Urach, mit einer Besatzung gegen Herzog Ulrich verstärken.

Der 24. Mai des Jahres 1534 war für Ulrich ein sehr glücklicher Tag. Er kam nemlich eben von Tübingen her, und belagerte sogleich das Schloß Hohen-Urach, in welchem sich gerade der Ritter Hans Konrad von Heudorf als Schloßhauptmann mit einer starken und sehr reichlich versehenen Besatzung befand. Das Heer lag in den nächstgelegenen Dörfern, weil man, um die Stadt zu schonen, nur

durch eine Belagerung die Burg zur Uebergabe zwingen wollte. Allein die Besatzung konnte sich nicht lange halten, und ergab sich schon zwei Tage nachher an Ulrich, ehe er sich's versah. Der ganze Berg, auf dem die Burg liegt, konnte wegen der dichten Waldung nicht bestiegen und die Burg auch anfangs nicht beschossen werden. Da ließ der edle Landgraf Philipp von Hessen, Ulrichs Freund, in der Nacht durch Abhauen der Bäume eine Oeffnung machen, so daß man mit dem Geschütz leicht beikommen konnte, durch welches die Burg sehr stark beschädigt wurde. Dies verfehlte seine Wirkung nicht, indem die Besatzung, obgleich mit allem Nöthigen versehen, doch durch die gewaltigen Löcher in ihren Mauern genöthigt wurde, den siegreichen Waffen der beiden Fürsten zu weichen; beschämt zog sie ab und dagegen Herzog Ulrich mit Freuden ein. Als sie noch mit der Einnahme der Burg beschäftigt waren, schickte Landgraf Philipp bereits dem König Ferdinand ein Schreiben nach Prag, worin er ihm seine Freude bezeugte, das dem Herzog vorenthaltene Land wieder erobert zu haben.

Der schmalkaldische Krieg brachte auch über Hohen-Urach viel Unglück, nachdem Ulrich kurz vorher bemüht war, daselbst auszubessern, was zerstört worden war. Als nemlich Kaiser Karl das schmalkaldische Bundesheer getrennt und das Herzogthum Württemberg so ziemlich in seiner Gewalt hatte, so forderte im J. 1547 der Herzog von Alba auch Hohen-Urach nebst der Stadt Urach auf, sich zu ergeben. Die Besatzung schützte hingegen die Aussöhnung des Kaisers mit dem Herzog Ulrich vor, da ja der Kurfürst von

der Pfalz ins Mittel getreten und einen Vertrag in Heilbronn ausgewirkt habe. Allein das feindliche Heer wollte nichts davon wissen, sondern forderte noch einmal zur Uebergabe auf. Man versuchte von Seiten der Besatzung noch alle mögliche Mittel: sie sandten Boten nach Stuttgart, um dort bei dem kaiserlichen Gesandten Franz Duard Gehör zu finden; allein dieser ermahnte sie zum Gehorsam gegen den Kaiser, und bedeutete ihnen, daß sie das Schloß wohl übergeben könnten, ohne ihrem Landesfürsten die gebührende Achtung zu entziehen. Endlich mußten sie sich ergeben, und bei dieser Gelegenheit mögen die Feinde dem Schlosse übel mitgespielt haben; denn wir finden, daß sich nachher Herzog Christoph, der überhaupt für seinen Geburtsort eingenommen war, der Burg annahm, und ungefähr 19087 Gulden auf die Herstellung der Burg wandte, so wie überhaupt von jeher dem Hause Württemberg viel an Hohen-Urach gelegen war.

Das Jahr 1580 war für Hohen-Urach sehr wichtig, da um jene Zeit der berühmte Märtyrer der Wahrheit, Nicodemus Frischlin, daselbst gefangen saß; und wir wollen bei Hohen-Urach nicht vergessen, sein Andenken zu erneuern. Seine erste Jugend hatte er unter strenger klösterlicher Zucht zugebracht, und kam nach der bestimmten Reihe von Jahren in das Stipendium nach Tübingen, wo er sich sowohl durch Geschicklichkeit, als durch Geschmack besonders in der Dichtkunst auszeichnete, daher ihm auch Herzog Christoph im J. 1566 den Lehrstuhl der Dichtkunst und Geschichte auf der hohen Schule in Tübingen übertrug; er war auch ein ge-

wandter Erzieher, weshalb ihm viele Adelige ihre Söhne zur Bildung übergaben. Sogar bis nach Gräz verbreitete sich der Ruf Frischlins, so daß der Vorsteher der evangelischen Gemeinde daselbst den Herzog Christoph bat, ihm für seine Gemeinde Frischlin auf 6 Jahre zu überlassen. Allein Christoph kannte das Bedürfniß solcher Männer in seinem eigenen Lande zu wohl, als daß er ihn abgegeben hätte. Als Christoph bald darauf sein Beilager hielt, so verherrlichte Frischlin dieses Fest mit einem Theaterstück, das den Geschmack seiner Zeit weit überstieg, und ihm eine Belohnung vom Herzog verschaffte. Die Gunst seines Fürsten zog ihm bald die Mißgunst der übrigen Lehrer der hohen Schule zu, und man setzte ihn absichtlich hintan, in der Hoffnung, seiner los zu werden; als er jedoch blieb, so suchte man seinen guten Namen anzugreifen. Jetzt bat er um seine Entlassung, die ihm aber Christoph nicht gab. Mit Christophs Tode ging auch für ihn sein Glücksstern unter, denn sein Nachfolger Ludwig hätte zwar die gleiche Milde, aber sein Wort hatte nicht dieselbe gebietende Kraft. Frischlin bekam es jetzt mit dem ganzen deutschen Adel zu thun; denn er hatte in einer lateinischen Rede sein Thun und Treiben mit Freimüthigkeit an den Tag gezogen. Es wurde Anfangs nicht so bekannt, und Herzog Ludwig konnte die Sache für den Augenblick unterdrücken, als ein Uebelwollender durch eine deutsche Uebersetzung seiner Rede, in der er ihm die Worte schändlich verdrehte, die Sache vor die Ohren des ganzen deutschen Adels brachte. Ludwig suchte ihn lange zu schützen gegen Klagen und Verfolgungen,

bis endlich der Adel, erboßt über des letztern Milde, sich an den Landgrafen Wilhelm von Hessen wandte, der sich in einem Schreiben an Ludwig sehr stark über Frischlin ausdrückte. Frischlins eigene Unvorsichtigkeit brachte endlich die Sache vor den Kaiser, ohne daß Ludwig etwas davon ahnte, worüber ihn dieser auch sogleich entließ. Frischlin folgte nun einem Rufe nach Krain, wo ihn der Adel abermals — aber vergeblich — zu verdrängen suchte. Nach zwei Jahren kam er wieder nach Tübingen, unter dem größten Widerspruch der dortigen Lehrer, mit denen er nun in einer beständigen Fehde lebte, bis es endlich dahin kam, daß er nach Frankfurt a. M. entfliehen mußte. Bald jedoch erschien er wieder auf dem Kampfplatze; schwer gereizt konnte er nicht schweigen, bis ihn endlich Herzog Ludwig festsetzen ließ. Hier mußte er sich verpflichten, das Herzogthum zu räumen, jedoch verwilligte man ihm, noch einige Zeit da zu bleiben, bis er eine andere Anstellung hätte. Diese Zeit benutzte er nun, um die Lehrer in Tübingen, die seine Feinde waren, besonders aber den als Annalisten berühmten, aber als Mensch verachtungswürdigen und niederträchtigen Martin Krusius, der der Urheber von Frischlins Unglück war, recht tüchtig durchzuhecheln. Nachdem er die Schrift seinem Herzog überschickt hatte, entfloh er nach Hessen und Braunschweig; da er aber überall in Deutschland seine Feinde hatte, so mußte er bald auch hier weichen und sich nach Mainz wenden. Von da aus ließ er seine beißenden Satyren nach Würtemberg wandern, bis man endlich seiner überdrüssig, ihn in Mainz aufsuchte, und

zuerst auf das Stammschloß Württemberg, dann aber nach Hohen-Urach bringen ließ. Hier verfertigte er auf Antrieb des Landgrafen von Hessen, der ihm wieder etwas gut geworden war, seine libros hebraicos; bald war er jedoch als ein Mann, der von jeher die Freiheit liebte, seiner Haft überdrüssig, und gedachte zu entfliehen. Den 29. Nov. 1580 Abends hob er in dem Gefängniß zu Hohen-Urach den Helm des Ofens ab, wand sich durch denselben mit Mühe heraus, und wollte sich an einem Seil, welches er von Tüchern verfertigte, aber unvorsichtig befestigte, hinablassen. Da er von schwerem Körperbau war, so ging das Seil auf, und er stürzte auf einen Felsen, an dem er Genick, Arme und Rippen zerbrach. Er war ein großer Mann, der die Wahrheit liebte, und den wir wohl einen Geistesverwandten Ulrichs von Hutten, Reuchlins u. A. nennen dürfen. Mit beißendem Witz wußte er die Thorheiten, Standesvorurtheile und Laster seiner Zeit durchzugeißeln, verfehlte es nur manches Mal zu sehr in der Art und Weise, wie er die Wahrheit sagte, und hatte den Fehler, daß er zu unruhig und zu unvorsichtig war.

Im dreißigjährigen Kriege war Hohen-Urach in schwedischen Händen, und war eine derjenigen Burgen, die lange nicht überging, sondern sich ritterlich zu wehren wußte. Als der Angriff auf Hohen-Urach geschah, ward das Schloß gerade dem schwedischen Obristen Holzmüller anvertraut; in der Stadt Urach befehligte der Württemberger Georg Albrecht von Bettendorf. Die Stadt mußte schon am 2. Nov. 1634 unterhandeln, weil der längst versprochene

Entsatz nicht kam, und all ihr Pulvervorrath in die Luft geflogen war; sie mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und wurde hart geplündert. Allein Hohen-Urach konnten die Feinde nicht erhalten; Obrist Mora, der unter dem General Gallas die Belagerung leitete, begnügte sich daher nur damit, daß er sie einschloß. Lange Zeit lag er ohne Erfolg davor; erst im J. 1635 fing Hohen-Urach, gezwungen durch die hartnäckige Einschließung, an zu wanken. Holzmüller berichtete an den Herzog von Württemberg, daß Hohen-Urach an Lebensmitteln großen Mangel leide, und er jedem Mann innerhalb 3 Tagen nicht mehr als 2 Pfund Brodt und 1 Pfund Roßfleisch ohne Wein reichen könne; unterrichtete ihn aber auch zugleich über die Treulosigkeit des Befehlshabers in Hohen-Neuffen, und beklagte sich überhaupt bitter darüber, daß die von dem Herzoge in seinem Lande zurückgelassenen Leute mehr ihren eigenen Nutzen, als den des Landes und des Herzogs vor Augen hätten. Nun traf der Herzog die Veranstaltung, daß Hohen-Urach durch einen Theil der Besatzung von Ulm, von Hohen-Neuffen aus, mit Frucht auf 2—3 Monate versehen wurde. Allein die Besatzung wollte bald nicht mehr vom Brodt allein leben; auch war der Vorrath aufgezehrt, und man hielt bald die Eingeweide der Pferde für den besten Leckerbissen. Endlich mußte sich die Reichsstadt Ulm ergeben, und nun war auch für Hohen-Urach von daher nichts mehr zu hoffen; sie hatte keine Aussicht, sich noch einmal mit dem Nöthigen zu versehen, und mußte sich daher endlich am 24. Jul. 1635 an den Obristen Soyes

ebenfalls ergeben, jedoch unter der Bedingung, daß die Befehlenden mit ihren Pferden und Pistolen, die Soldaten aber mit Untergewehr abziehen dürften, sie aber bis nach Ulm begleitet werden sollten. Die Uebergabe konnte nicht durch Holzmüller selbst geschehen, weil derselbe kurz vorher das Unglück hatte, zu erblinden, und daher auch keine Dienste mehr leisten konnte, sondern die Besorgung der Geschäfte seinem Bruder, einem Fähndrich, übertragen mußte, was wohl mitgewirkt haben mag zur Beschleunigung ihrer Uebergabe. Ungeachtet nun fremde Besatzung einzog, so litt doch Hohen-Urach nicht darunter, es wurde im guten Stand erhalten, weil den Feinden selbst daran lag, hier festen Fuß fassen zu können.

Im J. 1638 wurde die Stadt Urach nebst andern Städten zwar sehr stark geplündert, allein Hohen-Urach litt nicht darunter. In eben diesem Jahre ließ der feindliche Sequestervogt Urach in Beschlag nehmen, führte auch den Amtmann von Münsingen auf das Schloß, weil dieser sich geweigert hatte, die Stadt Münsingen zu übergeben. Erst ein Jahr nachher erhielt der Sequestervogt Befehl, Stadt und Burg dem Herzog von Württemberg wieder einzuhändigen. Allein die Zwistigkeiten, die der Herzog mit der ränkesüchtigen Erzherzogin Klaudia hatte, die sich die frechsten Forderungen und Eingriffe in die Rechte Anderer erlaubte, drohten auch für Urach Folgen zu haben. Ein gewisser Binner, der oft in der Begleitung der Erzherzogin war, brachte ihr einmal aus bloßem Muthwillen bei, sie hätte ein großes Recht auf alles, was ehemals zur Graf-

schaft Urach gehört habe. Die östreichischen Räthe, als sie dieses erfuhren, widersetzten sich standhaft diesem frechen Ansinnen, und ließen Binner ihre Ungnade darüber empfinden. Allein die Erzherzogin beschwerte sich dennoch beständig beim kaiserlichen Hofe über die Aufhebung der Sequestration von Urach, bis endlich der Kaiser nothgedrungen den 16. Sept. 1639 an den Herzog den Befehl gelangen ließ, er möchte unverzüglich der Erzherzogin Platz machen. Zwar wurde von manchen Seiten widersprochen, und man schützte namentlich vor, die Grafschaft Urach sey von jeher eine sehr beträchtliche, und die Grafen von Urach Reichsgrafen und Reichsjägermeister gewesen, Oestreich könne darum nicht damit walten, wie es wolle; allein dies half nur für den Augenblick. Als der Herzog im J. 1620 einen Abgeordneten nach Inspruck sandte, um die Vorstellungen zu erneuern, so erklärte man ihm rund heraus, man werde sich der ganzen Grafschaft bemächtigen. Noch kurz vor der Abschließung des westphälischen Friedens erscheint eine fremde Besatzung auf Hohen-Urach, und unter allem, was nun dem Herzog wiedergegeben wurde, war dieses das letzte, das man ihm einhändigte.

Im J. 1693, als Württemberg viel von französischen Einfällen zu leiden hatte, und man von nichts als Raub und Brand hörte, haben sich gar Viele mit ihren Schätzen nach Hohen-Urach geflüchtet, wo sie sicher die bessere Ordnung der Dinge abwarteten.

Die erste große Zerstörung kam über die Burg im J. 1694: ein schweres Gewitter hatte sich oberhalb Hohen-

Urach entladen, und bei dieser Gelegenheit traf ein Blitz auf den Pulverthurm, so daß nicht nur dieser ganz zersprang, sondern auch das ganze Schloß sehr stark beschädigt wurde. Seit dieser Zeit gab man sich nicht mehr viel mit der Ausbesserung ab, und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts liegt die Burg in Trümmern, welche von Zeit zu Zeit, durch wiederholten Abbruch und Abführung der Steine zu anderm Gebrauch, noch mehr gelitten haben. Der neueste Unfall traf die Burg im J. 1815, wo man bei Gelegenheit eines königlichen Stallbaues, auf dem sogenannten Rutschenhof, einige schöne Parthieen dieser Trümmer einriß. Und so ist sie als eine der letzten Alpburgen in Trümmer gesunken *).

---

*) Man scheint es im Württembergischen darauf anzulegen, daß solche Landes-Alterthümer nach und nach verschwinden sollen. Hohen-Urach wird zerstört, um beim Bau eines Marstalles einige Thaler zu ersparen, und die Burg Württemberg — die Stammburg des Regentenhauses — ist im vorigen Jahre abgebrochen worden, um an die Stelle ein Trauer-Denkmal der Königin Katharine zu errichten! — O des wahrhaft traurigen Gedankens, den jeder Württemberger betrauern muß! Schwerlich wird die Verklärte es billigen, daß ihrem äußern Andenken ein solches Opfer, ohne Noth, gebracht, der Geschichte des Landes ein Monument geraubt wird, um ein anderes hinzustellen, das nie den Werth erhalten kann, den jenes hatte.

F. G.

So denkwürdig die Geschichte der Burg ist, so denkwürdig ist die ihrer ersten Besitzer, der Grafen von Urach. Wenn gleich die älteste Geschichte dieser Familie, so wie überhaupt die Geschichte gar mancher entweder im Mittelalter untergegangenen oder in andere Familien übergegangenen Dynastenäuser, dunkel und fabelhaft ist, so ist doch das geschichtlich gewiß, daß nicht, wie Manche wollten, erst zu Ende des zwölften, sondern schon um die Mitte des eilften Jahrhunderts sich Spuren finden, die das Geschlecht der Grafen von Urach als eines der ältesten Grafenhäuser Schwabens bezeichnen; wiewohl wir einer alten geschriebenen Chronik nicht glauben wollen, wenn sie uns bereden will, schon Kaiser Karl der Große habe die Grafschaft Urach gegründet, und die Grafen seyen fränkischen Ursprungs.

Die Grafen von Urach waren des heil. römischen Reichs Jägermeister: daher auch die Stadt, neben dem rothen Löwen in dem Wappen, noch ein Jägerhorn auf dem Helme führt. Dies verleitete Einige zu der Behauptung, von der Erwerbung der Grafschaft Urach schreibe sich im württembergischen Wappen das Jägerhorn her. Allein die Grafen von Württemberg führten dasselbe in ihrem Wappen, ehe sie die Grafschaft Urach bekamen. Zudem gab es vier Reichsjägermeister, daher das Jägerhorn im Wappen der Grafen von Urach und das im Wappen der Grafen von Württemberg wohl neben einander bestehen können. Ueberdies sind die Wappen auch in den Farben verschieden.

In den frühesten Zeiten erscheint das Grafenhaus in einer sehr genauen Verwandtschaft mit den Grafen

von Achalm. Im achten Jahrhundert wird eines Grafen Luipold von Urach und Achalm erwähnt, der sich dem fränkischen Hausmajor Karl Martell widersetzt haben soll. Rüxner führt im J. 935 einen Grafen Ulrich an, der auf dem von Kaiser Heinrich I veranstalteten Turnier zu Magdeburg war; im J. 942 soll ein Graf Rudolph von Urach bei dem Turnier zu Rotenburg an der Tauber, und ein Graf Konrad von Urach im J. 948 bei dem Turnier zu Konstanz gewesen seyn; allein auf Rüxner wollen wir keine Beweise gründen. Die ganz sichere, durch Urkunden bestätigte Geschichte der Grafen von Urach fängt mit der Mitte des eilften Jahrhunderts an, mit derselben Zeit, da sich allmählig die Grafen von ihren Burgen und Stammsitzen nannten, weßhalb es wohl möglich ist, daß es vor dieser Zeit gar manche gab, die zu dem Uracher Grafengeschlecht gehörten, die wir aber nicht unterscheiden können, da wir nichts als Taufnamen vor uns haben.

Gleich in der Mitte des eilften Jahrhunderts erscheinen die Besitzungen dieses Hauses sehr ausgedehnt; zu der Grafschaft Urach sollen, nebst den Bergschlössern Wittlingen und Grafeneck, 44 auf der Alp hin und wieder gelegene Flecken und Städte gehört haben. Um diese Zeit lebten zwei Brüder, der eine Egino, der andere Rudolph von Achalm; wahrscheinlich ist es, daß der erste, Egino, der die Burg Achalm zu bauen anfing, derselbe ist, der anderswo Graf von Urach heißt, und der der Stammvater dieser Familie ist; denn von diesem an theilt sich die Geschichte der Grafen von Urach und Achalm in zwei Theile. Daß er das eine

Mal Graf von Urach, das andere Mal Graf von Achalm genannt wird, kann daher kommen, weil zwar die Sitte, sich von den Stammburgen zu schreiben, damals allmählig eingeführt wurde, aber doch noch nicht allgemein war, wenigstens nicht so allgemein, daß schon eine feste Norm, wie man sich schreiben solle, bestand. Ueberdies ist daran zu zweifeln, ob sich Graf Egino schon in Urkunden als Graf von Urach unterschrieben hat. Wir wollen nun diesen Graf Egino I nennen, um ihn von andern gleichnamigen seines Geschlechts desto besser unterscheiden zu können; es scheint, er sey noch im eilften Jahrhundert gestorben, und soll zu Strasburg begraben liegen, wo auch sein Bruder Graf Rudolph von Achalm seine Ruhestätte fand. Möglich ist es, daß Graf Egino I von Urach in dem lothringischen Zwiste sein Leben gelassen hat; von seiner Gemahlin findet man keine sichere Spur.

Egino I hinterließ zwei Söhne und eine Tochter: Egino II, Kuno oder auch Konrad I, und Mathilde, welche sich mit dem Grafen Mangold von Sümmettingen vermählte, der im J. 1086 bei dem unglücklichen Treffen des Gegenkönigs Hermann gegen Kaiser Heinrich IV bei Bleichfeld sein Leben verlor. Mathildens geschieht in dem Verzeichniß der Gutthäter des Klosters Zwiefalten, das bald nach dem Tode ihres Mannes gestiftet wurde, besonders rühmliche Erwähnung. In diesem Kloster wurde sie auch begraben.

Egino's I Sohn, Kuno oder Konrad I, trat frühe in den geistlichen Stand, in welchem er es zu hohen Würden zu

bringen wußte. Im J. 1114 unter Papst Paschal II wurde er Bischof und Kardinal; bekleidete auch lange Zeit hindurch zu seinem größten Ruhm die Stelle eines päpstlichen Legaten im Morgenlande, in Frankreich und in Deutschland. Er war ein geschworner Gegner Kaiser Heinrichs V, den er auf alle Weise zu drücken suchte. Im J. 1111 that er wegen des berühmten Investiturstreits den Kaiser auf der Synode, die er in Jerusalem hielt, in den Bann. Dies wiederholte er auf den Synoden zu Beauvais, zu Chalons und zu Köln am Rhein. Auf der im Lateran gehaltenen wollte er den Papst im J. 1116 durchaus bewegen, sein dem Kaiser gethanes Versprechen zurückzunehmen, und diesen selbst noch einmal zu excommuniciren. Der Papst wählte die schöne Ausflucht, daß er zwar den Bann nicht selbst aussprach, aber doch alles bestätigte, sey's auch nicht öffentlich, was sein Legat verfügte. Zu Köln und zu Fritzlar wiederholte er seine Verdammungsurtheile über Heinrich, und machte allen deutschen Bischöfen die Zumuthung, sie möchten seinem Urtheile beitreten. Papst Gelasius II schlug ihn im J. 1119 zu seinem Nachfolger vor; allein das Bewußtseyn, wie sehr er den Kaiser gereizt habe, und das Mißtrauen in den Wechsel des Glücks, machte es Kuno'n rathsamer, diese Ehre abzulehnen.

Graf Egino II spielte keine große Rolle; sein ganzes Leben läßt sich in den wenigen Worten aussprechen: er lebte, nahm ein Weib, Namens Kunigunde, zeugte mit ihr 6 Kinder, und starb; in dem Kloster Zwiefalten liegt er nebst Kunigunden begraben. Seine Söhne waren Egino III und

Gebhard; seine Töchter: Udilhild, Alberad, Heilwig und Irmengart. Alberad nahm frühe den Schleier, und ging in das Kloster Lindau, in welchem sie es bis zur Aebtissin brachte. Auch sie zog es, da sie älter wurde, hinüber zur Ruhestätte ihrer Ahnen; sie legte im J. 1131 die Würde einer Aebtissin nieder, und begab sich in das damals in Zwiefalten neben dem Hauptkloster bestehende Nonnenkloster, in dem sie auch starb. Udilhild verheirathete sich an den Grafen Friedrich von Hohenzollern, und verewigte ihr Andenken durch die Stiftung der für die Klosterfrauen bestimmten St. Nicolauskapelle in Zwiefalten, die sie nicht nur mit allem Nöthigen an Kirchengewänden und Gefäßen, sondern auch mit Schenkungen an beträchtlichen Gütern ausstattete. Sie liegt mit ihrer Schwester und ihrer Mutter Kunigunde auch daselbst begraben. Heilwig heirathete den Grafen Hartmann von Württemberg, und Irmengart Swigger von Gundelfingen.

Das Haus der Grafen von Urach schien es auf sich zu haben, daß die meisten Glieder desselben den geistlichen Stand wählten; der eine Sohn Egino's II, Gebhard, trat ebenfalls in diesen Stand. Da er jedoch ein Mann von hellem Kopf, vielen Kenntnissen und großer Beredtsamkeit war, so gefiel ihm der Stand der Weltpriester besser, als der der Mönche. Er ging daher nicht gleich anfangs in ein Kloster, sondern wurde im J. 1080 Domherr zu Strasburg; hier ließ er sich's nun recht wohl seyn, haßte sogar den Mönchsstand dergestalt, daß er einst der Lust nicht widerstehen konnte, den Mönchen zu Hirsau ihren Wein im

Elsaß wegzunehmen und zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse zu gebrauchen. Man redete ihm jedoch von vielen Seiten ins Gewissen, so daß er endlich selbst nach Hirsau ging, um die Mönche zu entschädigen. War es der kluge, ihm dem Geiste nach verwandte Wilhelm, der damals Abt zu Hirsau war, oder die besonders gute Einrichtung des Klosters, was ihn so anzog, weiß man nicht; kurz, er blieb, und wurde Mönch zu Hirsau. Kaum war er einige Zeit im Kloster, als eine heftige und langwierige Gicht an ihm ausbrach, von der er nur durch den Wundermann, als welcher Wilhelm bekannt war, gerettet werden konnte. Der Kuß seiner Schwägerin, welche ihn besuchte, und in der Entzückung über den glücklichen Erfolg sich soweit vergaß, hätte den armen Gebhard beinahe um die Wohlthat seiner Genesung gebracht, indem der hiedurch unheiliger Weise berührte Arm wieder erstarrte, so daß Wilhelm noch einmal seine Wundergabe gebrauchen mußte, um ihn ganz herzustellen. Bald nach diesem glücklichen Ereigniß wurde er Prior des Klosters, und Abt Wilhelm schickte ihn als seinen Abgeordneten zu Papst Urban II, und gleich darauf auch zum Abt Hugo von Clugny. Während seiner Abwesenheit starb Wilhelm, und Gebhard wurde an seiner Stelle den 4. Juli 1091 zum Abt des Klosters Hirsau ernannt. Lange verwaltete er diese Stelle mit dem größten Ruhm; denn er war ganz dazu geeignet, der Nachfolger des großen Wilhelms zu seyn: er besaß große Vorzüge des Verstandes, und man schätzte bald Hirsau um seines Gebhards willen so glücklich, als früher um Wilhelms willen. Sein Um-

gang und Rath wurde beinahe von allen Großen gesucht, und wer mit ihm bekannt war, durfte sich keck etwas darauf zu Gute thun. Bald aber strebte er als ein verwöhntes Glückskind nach höhern Dingen; die Mauern von Hirsau waren ihm zu eng, er wollte Bischof werden. Kaiser Heinrich V, an den er sich wandte, verhalf ihm auch im J. 1105 zum Bisthum Speier, wozu er ihm noch die berühmte Abtei Lorsch gab; er wurde auch in Gegenwart des Kaisers durch den Erzbischof Richard von Mainz eingeweiht. Eingedenk dessen, daß sein Ruhm von Hirsau ausging, wollte er noch neben dem Bisthum auch Abt zu Hirsau bleiben; dieser Plan jedoch mißlang nicht nur, sondern machte ihn auch dergestalt verhaßt, daß man ihm zum Trotz sogleich einen neuen Abt wählte, ungeachtet er es durch inständige Bitten und Versprechungen zu hindern suchte, und sogar einstmals eine große Anzahl Männer, Weiber und Kinder vor seinem Hause die bittersten Spottlieder auf ihn absang, so daß er am Ende nur durch Gewalt diese Menschen los werden konnte. Endlich wollte er alt und krank wieder nach seinem geliebten Hirsau gehen, wurde aber unterwegs von den Speiern, welche die Nachricht von der Flucht des Bischofs erhalten hatten, und die es nun bereueten, ihren Bischof so tief gekränkt zu haben, angehalten und nach Bruchsal in allen Ehren gebracht, wo er jedoch bleiben mußte, bis er im Jahre 1110 starb. Sein Leichnam wurde nach seinem Wunsche nach Hirsau gebracht, und dort ruht er in der Kirche unter dem Hochaltar. Man bedauerte dennoch seinen Tod; denn er war ein gewandter Mann,

der wahrscheinlich mehr dem kaiserlichen Hof, als dem päpstlichen Stuhl anhing. Mit seinem Bruder machte er natürlich dem Kloster Hirsau auch beträchtliche Schenkungen.

Sein Bruder war Egino III, von dem man jedoch nicht mehr, wohl noch weniger weiß, als von seinem Vater Egino II. Das Schenkungsbuch des Klosters Zwiefalten nennt beim J. 1157 einen Egino, der wahrscheinlich der Sohn Egino's III war, also Egino IV; er schenkte nemlich dem Kloster Zwiefalten einen mit Gold reich durchwirkten Teppich.

Um das Jahr 1165 nennt das Turnierbuch einen Grafen Ulrich von Urach, der bei dem Turnier zu Zürich war, von dem man jedoch nicht weiß, ob er ein Sohn Egino's III war, oder nicht; darum könnte es auch eine erdichtete Person seyn, deren es im Turnierbuche viele giebt.

Das Ende des zwölften und der Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nennt uns einen Egino, der der Zeit nach Egino's IV Sohn, also Egino V, kann gewesen seyn. Er heißt auch sonst, zum Unterschied von seinem Sohne, Egino der Aeltere, oder Egino mit dem Bart; er ist derjenige, der durch seine Vermählung mit einer zähringischen Fürstentochter in einen Theil der Besitzungen des erlöschenden zähringischen Stammes eintrat. Seiner wird erwähnt in einer Urkunde vom J. 1175, da Herzog Welf von Baiern dem Kloster Wessenborn auf den Fall seines Todes gewisse Güter vermachte; im J. 1179 soll er dem Turnier zu Köln beigewohnt haben. Als Kaiser Friedrich I von Hohenstaufen sich im J. 1181 zu Eßlingen aufhielt, so war er bei

ihm, und unterschrieb den 18. Mai eine Urkunde, worin der Kaiser das Kloster zum heiligen Grabe in Denkendorf in seinen Schutz nimmt. Als Zeuge war er gegenwärtig, da Ulrich von Neuburg von dem Probst zu Solothurn ein Lehen empfing. Ferner wird er als solcher genannt in einem Entscheidbrief Herzog Friedrichs von Schwaben vom J. 1185, aus Veranlassung eines Streits zwischen dem Kloster Salmansweiler und Konrad von Heiligenberg; im J. 1191 in einer Urkunde des Pfalzgrafen Rudolph von Tübingen, und 1196 in dem Kaufbriefe eines Dienstmannes der Grafen von Kalw an das Kloster Maulbronn. Im J. 1215, als Kaiser Friedrich II bei Ulm dem Kloster Lorch seine Freiheiten bestätigte, hat er sich zugleich mit einem Sohne von ihm unterschrieben, und 1217 bei einem Tauschhandel der Grafen von Ortenburg mit dem Kloster Waldsassen. Egino's V Gemahlin war Agnes, eine Tochter Herzog Bertholds IV von Zähringen und Schwester Herzog Bertholds V. Diese Heirath war für das Haus der Grafen von Urach von wichtigen Folgen, denn auf diesem Wege kamen die Grafen von Urach in den Besitz eines ansehnlichen Theils der zähringischen Länder. Als nemlich Herzog Berthold V von Zähringen kinderlos starb, so waren seine beiden Schwestern, deren eine den Grafen Egino zum Gemahl hatte, seine nächsten Erben. Auch konnte Agnes ganz unangefochten in den Besitz derjenigen zähringischen Länder eintreten, die in der Schweiz und in Burgund lagen; allein die übrigen ihr eigentlich noch zugehörigen Güter nahm Kaiser Friedrich II geradezu für sich. Auch die dem zähringischen Hause ver-

wandten Herzoge von Teck machten Ansprüche an die Erbschaft, die sie aber an den Kaiser gegen baares Geld verkauften. Der Sohn der Agnes, Egino VI, war aber nicht damit zufrieden, und es entspann sich darüber zwischen ihm und dem Kaiser eine Fehde, die erst nach geraumer Zeit zu Ulm geendigt wurde. Von Hagenau aus ließ Friedrich im J. 1219 es seinen und seines Reiches Städten bekannt machen: daß er sich mit dem Grafen Egino von Urach ausgesöhnt habe. Zu Hagenau wurde auch ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen Friedrich dem Grafen Egino den von den Herzogen von Teck erkauften Antheil an den zähringischen Gütern schenkte, und ihm noch die Hoffnung gelassen wurde, auch die Güter, die der Kaiser damals noch behielt, einst wieder zu erhalten. Ob und in wie weit diese Hoffnung in Erfüllung gegangen sey, wissen wir nicht zu bestimmen.

Aus den Gütern, welche die Grafen von Urach aus der zähringischen Verlassenschaft bekommen hatten, bildeten sich nachher die besondern Herrschaften Freiburg im Breisgau, und Fürstenberg auf dem Schwarzwalde; daher kommen auch von dieser Zeit an mehrere Urkunden vor, in denen sich Graf Egino VI der Jüngere nicht mehr blos einen Grafen von Urach, sondern auch einen Grafen von Fürstenberg nennt.

Im J. 1220 unterschreibt sich Egino V oder der Aeltere als Vogt seiner Gemahlin, der Agnes von Zähringen, auf einer Schenkungsurkunde, die dieselbe ausstellte, und im J. 1220 erlaubte er seinen Dienstleuten, ein Gut an

das

das Kloster Bebenhausen zu verkaufen. Mit dem J. 1230 hören die Nachrichten von Egino V auf, und es scheint, er sey um diese Zeit gestorben; von dieser Zeit an heißt auch sein Sohn nicht mehr der jüngere Egino, sondern schlechtweg Egino VI. Dagegen will man seine Gemahlin Agnes noch um's J. 1236 auf einer Urkunde finden, da nemlich A., Gräfin zu Urach und Freiburg, den Klosterfrauen zu Villingen eine Schenkung macht. Allein der Buchstabe A. könnte auch die Gemahlin Egino's VI, Adelheid, Gräfin von Urach und Freiburg bedeuten. Eben so mährchenhaft lautet die Aussage gar Vieler, daß Agnes nach ihres Gemahls Tode noch einmal geheirathet haben soll, und zwar den Grafen Eberhard von Württemberg, der durch diese Heirath sogar Gelegenheit bekommen haben soll, einen Theil der Grafschaft Urach mit seinem Hause zu vereinigen. Er habe, sagte man, den Theil der Grafschaft erhalten, der ihr als Wittwe zugefallen sey; nachher, nachdem zwei ihrer Söhne den geistlichen Stand erwählt haben, sey auch der eine Theil ihrer Erbschaft an den Grafen Eberhard gekommen, der andere Theil aber an diejenigen Klöster, deren sie in ihrem Testamente gedachten; denn von einer solchen Heirath Eberhards findet man nirgends eine auch nur halb gegründete Spur.

Die Söhne, die Egino V hinterließ, waren Kuno oder Konrad II, Berthold I der Aeltere, Egino VI, dessen wir schon erwähnt haben, Rudolph und Berthold II. Man giebt dem Egino V noch zwei andere Söhne, Otto und Engelschall, die im J. 1177 als Grafen von Urach angeführt

werden sollen. Zwar beweist gerade das nicht entscheidend gegen ihr Daseyn, daß die Namen Otto und Engelschall in der Familie der Grafen von Urach ganz fremd sind, allein mit der Zeitrechnung läßt es sich nicht vereinigen.

Der beiden ältesten Söhne, Kuno's und Berthold's I, dessen Name bereits den zu hoffenden Uebergang des zähringischen Erbes an die Grafen von Urach bezeichnen soll, wird schon im J. 1198 Erwähnung gethan. Sie begleiteten in diesem Jahre ihren Oheim Herzog Berthold von Zähringen nach Köln; es hatten sich die Kölner und Trierer, auch einige Bischöfe und der Rheinpfalzgraf Heinrich, zu Andernach und Köln versammelt, um den Herzog Berthold von Zähringen zum römischen König zu wählen. Allein als der letztere sah, daß Heinrichs VI Sohn, Friedrich, und sein Bruder Philipp mächtigere Freunde hatten, so bat er sich Bedenkzeit aus. Als Berthold abreiste, so ließ er die beiden Grafen von Urach als Geißeln zurück, theils zur Versicherung, daß er wieder zu Köln erscheinen wolle, theils aber auch als Unterpfand großer Schulden, die der lockere Herzog in Köln hinterließ. Allein er kam nimmer wieder, machte auch keine Anstalten, die beiden Grafen zu lösen, die auch deshalb lange als Gefangene in Köln gehalten wurden. Dieses traurige Leben veranlaßte sie zu dem Gelübde, daß sie, sobald sie wieder befreit werden sollten, in ein Kloster gehen wollten, welches sie auch getreulich hielten, nachdem sie sich losgekauft hatten mit ihrem eigenen Gelde. Kuno ging in das berühmte Cisterzienser-Kloster nach Citeaux, dessen Abt er nachher wurde; ja er brachte

es sogar mit der Zeit zu der Würde eines Kardinals und Bischofs in Porto. Kuno wird im J. 1226 auf einer Urkunde ausdrücklich Kardinal und Bischof in Porto genannt; in dem Verzeichnisse der Kardinäle vom J. 1227 geschieht auch seiner Erwähnung mit den Worten: Frater Conradus, Eginonis de Urach, Suitorum Dynastae, filius, monachus. Im J. 1224 sandte ihn Papst Honorius III als seinen Legaten nach Deutschland, um gegen die Türken einen Kreuzzug zu veranlassen, wobei er in Schwaben den vielgeltenden Abt Konrad von Bebenhausen zu seinem Subdelegaten gebrauchte. Bei dieser Gelegenheit erschien er auch im Kloster Hirsau, um sich persönlich von der guten Beschaffenheit des so weit hin gerühmten Klosters überzeugen zu können.

Sein Bruder Berthold I wurde um's J. 1210 Abt zu Tennebach im Breisgau; fünf Jahre nachher erhielt er die Abtei Lüzel bei Basel, und endlich im J. 1240 die, bei seiner Familie ohnedies im guten Andenken stehende Abtei Salmannsweiler, wo er aber nur noch ein Jahr lebte.

Egino VI, von dem schon früher die Rede war, wird zum ersten Mal im J. 1215 genannt, wo er auf einem Bestätigungsbriefe der Freiheiten des Klosters Lorch mit seinem Vater sich unterschreibt. Das J. 1219 nennt ihn auf einem Freiheitsbriefe, den Kaiser Friedrich II der Stadt Nürnberg ausstellte, und gleich nachher auf einem solchen, den Friedrich von Hagenau aus der Stadt Strasburg zusandte. Im J. 1220 steht er auf einer Urkunde, die er dem Kloster Tennebach ausfertigte wegen einer Schenkung eines frei-

burgischen Bürgers; hier spricht er als Nachfolger seines Oheims, des Herzogs von Zähringen, in der Regierung von Freiburg. Auf dieser Urkunde nennt er sich nemlich zum ersten Mal nicht nur Graf von Urach, sondern auch zugleich einen Dominum castri de Friburc, so auch nachher noch öfters; dagegen sein noch lebender Vater diesen Zusatz nicht gebrauchte. Hieraus möchte man schließen, Egino VI habe von jetzt an seine Wohnung in Freiburg aufgeschlagen, oder sich wenigstens am meisten des Breisgaues angenommen, ohne noch vorher eine eigentliche Theilung mit seinen Ländern vorgenommen zu haben.

Ein Jahr nachher erlaubte Graf Egino einem seiner Dienstleute, Eberhard von Hasbach, dem Kloster Tennebach von seinen Gütern zu schenken, welche und wie viel er wolle; hier nennt er sich ebenfalls Dominus castri de Friburc. In jenen mißlichen Zeiten, da Kaiser Friedrich II regierte, scheint sich auch unser Graf Egino, wo nicht öffentlich gegen Friedrich erklärt, doch es wenigstens verdeckt mit seinen Feinden gehalten zu haben, weshalb ihm der Kaiser eine Zeit lang sehr gram wurde. Nur die Achtung, die Friedrich von jeher vor seinem Bruder Kuno, dem Kardinal und Bischof von Porto, hatte, der vielleicht noch überdies bei dem Kaiser für seinen Bruder bat, konnte den Kaiser bewegen, ihm wieder seine Gnade zu schenken. Dagegen mußte Egino dem Kaiser versprechen, ihm, sollte er einen Kreuzzug machen müssen, dahin zu begleiten; dieser Kreuzzug unterblieb aber. Der Kaiser nennt ihn bei dieser Gelegenheit Eguenonem, Comitem de Hura, eine

ganz eigene Veränderung für Urach. In der schon erwähnten Urkunde vom J. 1228, wegen des Verkaufs eines Gutes an das Kloster Bebenhausen, nennen sich nebst dem Vater auch die drei Söhne; Egino VI aber zuerst, und nach ihm Rudolph und Berthold II, er war also unter diesen der älteste Bruder.

Um dieselbe Zeit wurde Egino nebst vielen andern Grafen und Rittern in den Streit verwickelt, der zwischen dem Bischof Berthold von Strasburg, aus dem angesehenen Hause der Herzoge von Teck, und dem Grafen von Pfirt ausbrach, und gegen drei Jahre währte. Er hielt es mit dem Grafen v. Pfirt, da er einer Familie angehörte, die, wie Einige behaupten, mit seinem Hause sehr nahe verwandt war. Im Verlauf des Streits, der immer heftiger wurde, kam es endlich zwischen beiden Partheien zu einem hitzigen Treffen bei Blodelsheim, zwischen Breisach und Basel, nicht weit vom Rhein, in welchem der Bischof von Strasburg die Oberhand behielt. Egino war natürlich von Freiburg aus, wo er wohnte, und das sehr nahe gelegen war, auch bei dem Treffen, wobei er jedoch das Schicksal seiner Parthei theilte und empfindlichen Verlust litt. Da der Zwist noch nicht geendigt war, erscheint Egino im J. 1229 auch als Schiedsrichter in einem andern Streite zwischen dem Kloster St. Blasii auf dem Schwarzwalde und dem Ritter Heinrich von Sephingen; durch den Bischof von Konstanz ließ er seinen Spruch bestätigen. Auch schenkte Egino in demselben Jahre dem Kloster Allerheiligen auf dem Schwarzwalde einige Güter zu Algisweiler und Oberkirch, welche

bisher Guta von Remchen und ein gewisser Ritter Heinrich inne hatten; hier nennt er sich ebenfalls Dominus de Friburg. Bald darauf erlaubte sich Egino einige Gewaltthätigkeiten gegen Juden, die er gefangen nahm, und die sich deshalb bei Heinrich, dem Sohne Friedrichs II, beklagten; worüber dann beide ihm ihre Gnade entzogen. Doch schon im J. 1230 bezeugt Friedrich in einer Urkunde, daß er alles Unwillens sich entschlagen habe, den er gegen den Grafen Egino wegen Gefangennehmung einiger Juden bei Freiburg gehabt hätte. Hier nennt ihn Heinrich schlechtweg Egino Comes de Friberc, nicht mehr einen Grafen von Urach und Freiburg; allein da beide Benennungen auf verschiedenen spätern Urkunden mit einander abwechseln, so ist zu vermuthen, daß Heinrich hier den Grafen von Urach blos um der Kürze willen weggelassen habe, zumal da die Sache in der Nähe von Freiburg auch mehr den Grafen von Freiburg angeht, als den Grafen von Urach. So heißt er in einer Urkunde vom 15. Febr. 1234, da Kaiser Heinrich über die Bergwerke und den Wildbau im Breisgau zu Frankfurt am Main einen Ausspruch thut gegen den Markgrafen Hermann von Baden und zu Gunsten des Bisthums Basel und dessen Lehnsmannes Egino's, abermals nur Graf von Freiburg. Bald darauf belehnte ihn derselbe Heinrich zu Eger mit den Flüssen Remchenthal, Wisen, Brigen, Kinzechen bis Gengenbach, und namentlich Milenbach, Elzach, Trisam, Brege und der Donau bis nach Emmerdingen, sammt allen Bächen, die von diesen Flüssen aufgenommen werden, so daß er Macht haben sollte, was er in denselben und in

den daran gränzenden Bergen an Gold und Silber finden würde, nach dem Lehnrechte für sich zu behalten. Hier kommt er wieder mit seinem alten Namen, Graf von Urach und Freiburg, vor. Ob Egino durch den Gold- und Silbersand in jenen Flüssen reich geworden sey, wissen wir nicht; auf jeden Fall bedurfte er solcher Hülfsmittel zur Bestreitung des großen Aufwandes, den er machte. Noch in demselben Jahre schenkte er mit seiner Gemahlin Adelheid dem Kloster Tennebach einige Weinstöcke, und hier gebrauchte er den vielbesagenden Titel: Egino, dei gratia Comes de Urach et dominus de Friburc. Er wußte unter allen Umständen seine Würde als Graf von Urach zu behaupten; bald waren es Schenkungen, die er an Klöster machte, bald waren es aber auch Gewaltthätigkeiten, durch die er sich in ein Ansehn setzen wollte. Davon ist folgende Geschichte ein deutlicher Beweis.

Kurz vor seinem Tode bekam Graf Egino mit Klementia, der hinterlassenen Wittwe seines Oheims, des Herzogs Berthold V von Zähringen, Zwistigkeiten, die seinem Herzen wenig Ehre machten. Im Verlauf dieser Zwistigkeiten nahm er ihr mit Gewalt nicht nur das Schloß Burgdorf und andere Güter, welche sie von ihrem Gemahl zum Witthum erhalten hatte, sondern setzte sie selbst gefangen. Kaiser Friedrich II trat jedoch bald ins Mittel, und entschied die Sache zu Mainz, wo er eben einen Reichstag hielt, um das Wohl des deutschen Landes zu besorgen, dahin, daß Egino die Klementia sogleich frei lassen, und ihr alle ihre Güter zurückgeben soll, beim Verlust seiner kaiserlichen

Gnade; hier wird er Comes de Hurach genannt. Bald darauf ging er mit seiner Gemahlin Adelheid nach Würzburg, um an dem dortigen Turnier Antheil zu nehmen. In demselben Jahre, in welchem er starb, that er noch ein großes Werk: er baute nemlich das schöne Schloß oberhalb Freiburg auf dem untern Theile des Berges. Er traute der Stadt Freiburg nicht mehr, und hoffte, von diesem Schlosse aus, die Stadt nicht nur desto sicherer beobachten, sondern sie auch im Fall der Noth desto besser im Zaum halten zu können. Dies gab aber nachher zu manchen Zwistigkeiten Anlaß. Endlich starb er, noch ehe das J. 1236 verflossen war, nach manchen abwechselnden Lebensschicksalen; er wurde in dem Kloster Tennebach, dessen Gutthäter er war, begraben.

Aus dem Schenkungsbriefe vom J. 1234 erhellt, daß seine Gemahlin wirklich Adelheid geheißen hat; und die freiburgische Chronik erzählt von ihr, daß sie eine geborne Gräfin von Neuffen gewesen sey; sie heißt bald Comitissa de Niffen, bald Filia Comitis de Niffen, auch Niffensis Adelhaita. Durch die Heirath mit Adelheid kam ein Theil der jetzigen Stadt Nürtingen an das Haus der Grafen von Urach, und nachher mit der Grafschaft Urach an das Haus Würtemberg. Sie gebar ihrem Gemahl vier Söhne, und liegt bei ihm zu Tennebach begraben.

Der vierte Sohn Egino's hieß Rudolph, dessen Leben sehr einfach gewesen seyn muß, da man in der Geschichte nicht viel von ihm hört. Auf der schon mehrmals genannten Urkunde seines Vaters vom J. 1228, im welcher er mit seinen Söhnen einen Gutsverkauf an das Kloster Bebenhausen

bewilligte, wird auch Rudolph nebst seinen Brüdern genannt. Er trat, wie es scheint, auch wie so viele seines Hauses, in den geistlichen Stand; denn im J. 1254 wird seiner gedacht, da er von sich selbst sagt: Frater Rudolphus quondam Comes de Urach. Auch scheint es, er habe in diesem Stande sein Leben beschlossen.

Der jüngste und fünfte Sohn Egino's hieß Berthold II. In der schon angeführten Bestätigungsurkunde über die Schenkung eines freiburgischen Bürgers an das Kloster Tennebach vom J. 1220 führt der Vater selbst seinen Sohn Berthold den Jüngern und Egino VI, den Bruder Berthold des Jüngern, als Zeugen auf. Eben so wird seiner auf der bekannten Urkunde vom J. 1228 nebst seinen Brüdern gedacht. Berthold I kann in dieser Urkunde wohl nicht gemeint seyn, da dieser ein Abt war, und von Berthold II keine Spur gefunden wird, daß er ein Geistlicher gewesen wäre. Zudem ist er als der Jüngere und als solcher zuletzt aufgeführt. Im J. 1236 schenkte er dem Kloster Bebenhausen einen Hof zu Raitwangen; hier schreibt er sich selbst: von Gottes Gnaden Graf Berthold von Urach. Er wurde nachher, wahrscheinlich unschuldiger Weise, mit seinem ältern Bruder Rudolph, aus Gelegenheit der Zwistigkeiten, die Kaiser Friedrich II mit dem Papst Gregor IX hatte, in den Bann gethan, aber bald darauf im J. 1240 wieder losgesprochen. Endlich ging er als Laienbruder in das Predigerkloster zu Eßlingen, dessen Mitstifter er war, und dem er auch einige Güter schenkte, die nachher Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg gegen andere Gü-

ter zu Uhlbach eintauschte. Hier starb er auch, und wurde in der Klosterkirche sammt Schild und Helm vor dem St. Katharinenaltar begraben; dort kann man auch noch sein Wappen sehen.

Dies waren die Söhne Egino's V; der oben gedachte Egino VI hinterließ vier Söhne, mit denen der Name der Grafen von Urach aufhört: sie hießen Konrad III, Berthold III, Heinrich und Gottfried. Alle zusammen werden jedoch nur mit den Anfangsbuchstaben C. B. H. G. auf einer Urkunde des Klosters Tennebach genannt. Im J. 1237 schenkten sie mit ihrer Mutter Adelhaid, und bald darauf für sich allein demselben Kloster einen jährlichen Zins, den dieses ihnen zu entrichten hatte von einem Platz zunächst bei Freiburg, auf welchem eine von ihrem Vater Egino VI kurz vor seinem Tode gestiftete Kapelle gebaut wurde; sie scheinen also nach dieser Urkunde anfangs die Regierung von Urach und Freiburg mit einander geführt zu haben. Kurz vor ihrem Tode gab Adelhaid mit ihren Söhnen dem Predigerorden einen Platz zu einem Klosterbau, mit dem Bedeuten, für Egino's VI Heil zu beten. Nachdem die Mutter Adelhaid gestorben war, so trat Gottfried, der jüngste Bruder, in den geistlichen Stand; im J. 1238 kommt er als Capellanus Papae und hernach in den Jahren 1270 und 1275 als Domherr zu Konstanz vor. Die beiden andern Brüder theilten sich nun in ihres Vaters Güter; Graf Konrad erhielt die breisgauischen Güter, und machte Freiburg, wo schon sein Vater sich aufgehalten hatte, zu seinem beständigen Wohnsitze. Berthold erhielt die Hälfte der Grafschaft Urach

sammt dem Theil von Nürtingen, den Egino VI durch Adelhaid bekommen hatte, und nahm seinen Sitz zu Hohen-Urach. Heinrich erhielt die andere Hälfte der Grafschaft Urach mit den Gütern auf dem Schwarzwalde, und wählte das Schloß Fürstenberg zu seinem Aufenthalte.

Nicht lange jedoch blieb die Grafschaft Urach mit dem Antheil an Nürtingen in den Händen der Grafen von Urach. Heinrich vertauschte im J. 1254 die Hälfte seines Antheils an Hohen-Urach und alle diejenigen Güter, die er zwischen der Schlatterstaig und Hohen-Urach hatte, sammt der halben Grafschaft, die ihm von seiner Mutter zugefallen war, an den Grafen Ulrich mit dem Daumen von Württemberg um die Hälfte der Burg und des Städtchens Wittlingen mit Zugehör. Berthold willigte ein; dagegen versprachen ihm Graf Heinrich von Urach und der Graf Ulrich, daß sie ihm mit seiner Gemahlin Agatha, Tochter des Grafen Bertholds von Lechsgmünd, auf der Burg Hohen-Urach ruhig leben lassen, welchem Verspruch auch Graf Rudolph, ihr gemeinschaftlicher Oheim, beiwohnte. Heinrich versprach zugleich, wenn Ulrich von Württemberg männliche Nachkommen erhalten sollte, er ihm auch den übrigen Antheil an der Grafschaft Urach um 310 Mark Silber zu lösen geben wolle. Noch ehe Ulrich männliche Erben erhielt, starb Berthold kinderlos; es scheint, schon bei seinen Lebzeiten habe er einen Theil seiner Güter an Württemberg überlassen. Am 26. Aug. 1260 belehnte der römische König Richard den Grafen Ulrich von Württemberg mit den Lehen, die durch Bertholden dem Reiche anheimgefallen waren. Die Graf-

schaft Urach ist auch die erste größere Erwerbung, mit der Ulrich den Anfang zu dem nachgefolgten Zuwachs von Württemberg gemacht hat. Ulrich näherte sich durch diese Erwerbung bereits den Besitzungen der Herzoge von Teck, und erhielt einen nähern Zusammenhang mit den oberschwäbischen Herrschaften der Landauischen Linie.

Ueber Berthoids Güter in Nürtingen ließen nachher um's J. 1294 Graf Eberhard von Württemberg und das Kloster Salmannsweiler Zeugen abhören, welche Gerechtigkeiten Graf Berthold von Urach und die Herren von Neuffen daselbst gehabt hätten, damit der Antheil Bertholds, den die Grafen von Württemberg erkauft hatten, von dem Antheil der Herren von Neuffen, den das Kloster inne hatte, genau geschieden würde.

Im J. 1265 überließ auch Heinrich die noch übrige Hälfte seines Antheils an dem Schlosse Hohen-Urach an Württemberg; die Burg und das Städtchen Wittlingen, deren Hälfte Heinrich schon 1254 eingetauscht hatte, kam ebenfalls, aber auf unbekannte Weise, in württembergische Hände. Denn vermöge des im J. 1286 geschlossenen Friedens zwischen dem Kaiser Rudolph und dem Grafen Eberhard von Württemberg mußte dieser dieselbe nebst der Burg Rems dem Markgrafen Heinrich von Burgau, Grafen Burkhard von Hohenberg und Schweickher von Sundelfingen auf zwei Jahre zur Versicherung zustellen, daß er den Frieden nicht stören wolle. So ging nun die Grafschaft Urach, wenigstens ihrem Namen nach, unter, und wurde württembergisches Eigenthum. Schon Konrad III hatte, gleich

nachdem er mit seinen Brüdern getheilt hatte, sich nicht mehr einen Grafen von Urach genannt, sondern schrieb sich schlechtweg nur: Graf von Freiburg. Berthold III führte zwar den Namen noch, aber er starb frühe kinderlos; Heinrich heißt schon in den Jahren 1254 und 1265, bei Gelegenheit der Veräußerung seines Antheils an der Grafschaft Urach: Graf von Fürstenberg. Zwar kommt er 1270 noch einmal unter dem Namen eines Grafen von Urach und Fürstenberg vor; allein hier wird auch zum letzten Mal ein Graf von Urach genannt, von nun an giebt es nur Grafen von Fürstenberg. So traten an die Stelle der einst angesehenen Grafen von Urach zwei Häuser: die Grafen von Freiburg und die Grafen von Fürstenberg. Das der Grafen von Freiburg theilte schon im 15ten Jahrhundert das Schicksal der Grafen von Urach, und verschwand aus der Geschichte; hingegen das der Grafen von Fürstenberg hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, bekleidet jetzt die Fürstenwürde, und wußte zu allen Zeiten seinen Ruhm zu behaupten.

Von der Stammburg der alten Grafen von Urach stehen nach den mannigfachen Schicksalen, die über dieselbe ergangen sind, nur noch wenige Ueberbleibsel; von den ehemaligen Gebäuden sieht man nur noch die Trümmer des Mauerwerks, ein paar Giebelseiten bis an die Giebelspitze, von dem größern Theil die Stockmauern, und einige sehr schöne unterirdische Gewölbe. Die Thürme zeigen bald halbe, bald ganze Ruinen, einige liegen völlig in Trümmern, von andern ist keine Spur mehr vorhanden, als ihre Stelle. Auf den Trümmern wächst ein junger Wald; kein

Wild wagt sich in den obern Theil der Burg, und das todte Schweigen der Natur wird nur hie und da durch den Gesang der Vögel unterbrochen. Lieblich, jedoch nicht ausgedehnt, ist die Aussicht, die man von den Ruinen von Hohen-Urach hat; in die Ferne wird sie durch die Nachbarschaft weit höherer Alpgebirge auf beiden Seiten, einzig auf den Ausblick aus der Oeffnung des Uracher Thales beschränkt. Dafür aber entschädigt die reizende Naturperspective durch das von den Gebirgen eingeschlossene Uracher Thal über den Blaichgarten und den großen Flecken Dettingen zum Lustschloß Solitüde bis auf den Schwarzwald. Minder gefällt die Ansicht der Stadt. Am westlichen Fuße des Berges verflicht sich das Maisenthal mit dem Hauptthale; hinter dem Berge aber theilt sich dasselbe in zwei Zinken, in den vordern und hintern Briel; jener führt zum Güterstein, dieser südlich zum Wasserfall des Brielbachs, welchen man auf dem Bollwerke im Prospect hat.

* * *

Benutzt wurden bei dieser Bearbeitung folgende Schriften: Die Chroniken von Naucler, Steinhofer, Krusius und das Manuscript der Gabelcoverischen Chronik. Ferner: Schöpflin's Historia Zaringo-Badensis, Sachs Geschichte von Baden, Gerbert's Historia nigrae Silvae, Trithemii Chronicon Hirsaugiense, Lehmann's speyersche Chronik, Sulgen Annales Zwifaltenses, Riebstock's Beschreibung des Herzogthums Würtemberg, die Sattlerschen Werke, Wieland's poetische Beschreibung von

Urach (Tübingen 1626), das Chronicon Friburgense, Schmidlin's Beiträge zur württemb. Geschichte, und Kleß polit. Landes- und Kulturgeschichte von Württemberg. Dem würdigen Herrn Pfarrer Gratianus in Hengen verdanke ich einzelne örtliche Notizen; von ihm, als dem künftigen Topographen von Urach, dürfen wir vielleicht bald sehr wichtige Aufklärungen über diesen Gegenstand erwarten.

In Merian's Topographie von Schwaben erscheint Hohen-Urach, wie es vor seiner Zerstörung war; nach dieser Abbildung befindet sich die Burg im schwäbischen Taschenbuche von 1820. Als Ruine hat sie der berühmte Duttenhofer gezeichnet und sehr musterhaft in Kupfer gestochen. — Die Titelvignette zu diesem Bande giebt eine, aus der Ferne genommene, Ansicht von Hohen-Urach, nebst dem Städtchen Urach.

Carl Jäger.

116.

Osterburg

bei Themar im Coburgischen.

Die alten Schlösser fallen ein,
und wo der Grafen Sitze seyn,
da kann man Staub und Steine lesen.
So greift der Zeiten scharfer Zahn
Stahl, Steine, Burg und Schlösser an.

(Aus einem Gedichte aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.)

116.

Osterburg.

Die Osterburg, ein uraltes Bergschloß der Grafen von Henneberg, liegt eine halbe Stunde von der zum Herzogthum Coburg gehörigen Landstadt Themar, auf einem Berge, welcher der Hain genannt wird. Sie hat gegen Morgen Themar, gegen Mittag die vorbeifließende Werre und die Landstraße nach Meiningen, so wie das Dorf Henfstädt, gegen Abend Lautersdorf und gegen Mitternacht die ritterschaftlichen Orte Marisfeld und Oberstadt zur Seite. Von den Grafen von Henneberg, Schleusinger Linie, soll sie erbaut seyn. Doch ist man über die Zeit ihrer Erbauung noch ungewiß. Wahrscheinlich ist es, daß sie schon vor dem 9ten Jahrhundert stand, wo die Thüringer und Sorben-Wenden immer mit Einfällen und Plünderungen beschäftigt waren, und die Städte weder Mauern noch feste Umgebungen hatten, daher im Hennebergischen so viele Burgen und Schlösser erbaut wurden.

Schon im Jahre 1187 führte eine adelige Familie den Namen Osterburg *). Nach dem Zeugnisse des würzburgischen Chronisten Lorenz Friesen, gehörte die Burg im J. 1202 dem Bischof von Würzburg, Heinrich Käß genannt **), dessen Herkunft bisher noch nicht bekannt war. Nun dürfte man aber wohl nicht mehr zweifeln, daß derselbe ein gebornер von Osterburg gewesen und dieses Schloß von seinen Eltern ererbt habe. Wie die Grafen von Henneberg zu seinem Besitz gelangt sind, kann nicht bestimmt angegeben werden. Im J. 1268 war es aber schon ihr Eigenthum, denn Graf Berthold VII setzte es da seiner Gemahlin zum Leibgedinge aus. Spangenberg, in seiner hennebergischen Chronik, gedenkt der Osterburg zuerst (lib. II. c. XXXIV. p. 126) bei der Ländertheilung des Grafen Heinrich VIII, der 1274 die hennebergischen Lande unter seine drei Söhne vertheilte, welche alsdann drei Linien bildeten. Der zweite Sohn, Heinrich IX, bekam das Schloß Hartenberg, Osterburg und Schwarze. Auf diese Weise kam die Osterburg von der schleusingischen auf die hartenbergische Linie. Daß Osterburg damals eine ansehnliche Burg gewesen seyn müsse, geht daraus hervor, daß sie, wie Spangenberg (lib. III. c. VI. p. 134) meldet, bisweilen auch der Wohnsitz die-

*) Gerhardus de Osterburg et frater ejus Heroldus unterzeichneten eine würzburgische Urkunde von 1187. (In der Samml. zur S. Geschichte Th. XI. S. 119.)

**) Vgl. Ludwig's Würzburgische Geschichte, S. 543, wo aber die Lage des Schlosses unrichtig angegeben ist.

ses Grafen Heinrich IX, so wie dessen Sohnes, des Grafen Poppo XV gewesen, welche bald hier, bald auf Hartenberg ihren Sitz und ihre Hofhaltung hatten.

Zur Beschützung der Osterburg gebrauchte Graf Poppo einen tapfern und listigen Burgmann, Dietz Kieseling genannt, seinen getreuen Diener und Rath, welcher derselbe zu seyn scheint, der vorher mit den Grafen von Henneberg, schleusinger Linie, Händel gehabt. Er wurde einmal von den Grafen von Henneberg, als Burgmann in Marisfeld, belagert, da warfen seine Leute, in Ermangelung der Steine, mit harten Kuhkäsen aus der Burg. Es hat dieses Nathanael Caroli in seinen Noten gegen Spangenberg, auf eine komische Weise beschrieben. Aus dieses Burgmannes Geschlecht soll auch Heinrich IV, Bischof zu Würzburg, gewesen seyn, welcher 1189 das Kloster Veilsdorf von seinen eigenen Gütern gestiftet, und im Stiftungsbriefe sich Magister Heinricus Caseus genannt hat.

Graf Poppo XV hatte eine Schwester, welche an den Grafen Heinrich von Schwarzburg vermählt war. Als deren Gemahl 1326 vor einer Burg in der Mark erschossen worden, mußte ihr der Bruder zu Hartenberg, Hermann IV, die Osterburg ganz und Themar zur Hälfte geben, doch so, daß es wieder von den schleusinger und aschacher Linien eingelöst werden könne *). Neuere Schriftsteller **) der hen-

*) S. Spangenberg l. c. L. III. c. X. p. 138. und L. III. c. VII. p. 135.

**) S. Schultes diplomatische Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg, I. Th. S. 333. Derselbe in der histo-

nebergischen Geschichte stimmen jedoch hiermit nicht überein, und erzählen vielmehr die Uebereignung der Osterburg an die Grafen von Schwarzburg folgendergestalt: Graf Berthold X, der letzte der henneberg-hartenbergischen Linie, verkaufte diese Burg zwar im J. 1371 mit seiner ganzen Herrschaft seinem Vater, Graf Hermann V zu Henneberg-Aschach; letzterer gerieth aber deshalb mit Graf Johann von Schwarzburg, dessen Gemahlin Richza, Bertholds XII Schwester, auf einen Theil der hartenbergischen Allodial-Güter noch einige Erbansprüche machte, in eine Fehde. Diese soll so ernstlich geworden seyn, daß sogar Kaiser Wenzel beiden Theilen Friede gebot, und sie zur Entscheidung ihrer Irrungen nach Nürnberg forderte *). Indessen vermittelte der Bischof Lambert zu Bamberg am 13. Jan. 1479 einen Vergleich, dem zu Folge Graf Hermann von der erkauften Herrschaft Hartenberg nur das Schloß Osterburg und die halbe Stadt Themar, mit den dazu gehörigen Dörfern und Gütern, an Graf Johann abtrat, und überdies demselben und seiner Gemahlin Richza 2950 fl. auf seine Lande zu Münnerstadt anwies **). Das Haus Schwarzburg blieb aber nicht lange im Besitz des hennebergischen Amtes. Schon im J. 1384 versetzte Johann die halbe Stadt

---

risch-statistischen Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg, I. Th. S. 413.

*) S. diplom. in Schannat's Samml. S. 20.

**) S. Schultes in der hennebergischen Geschichte l. c., woselbst sich S. 314 die Urkunde hierüber abgedruckt findet.

Themar an einen v. Bibra, und sein Enkel Günther XXXII verkaufte 1416 Osterburg dem Grafen Wilhelm von Henneberg-Schleusingen, welcher nachher auch die Bibraische Hälfte von Themar einlöste und dadurch das bis dahin getheilte Amt ganz an sich brachte. Dieses ist wohl die richtigere Meinung, welche auch durch Urkunden unterstützt wird.

Indessen war es auch früher schon im Werke, die Osterburg einer Tochter des Grafen Heinrich von Schwarzburg zuzuwenden. Denn schon im J. 1268 wird bedingungsweise vom Grafen Berthold VIII schleusinger Linie, noch vor der brüderlichen Theilung, die Osterburg seiner Gemahlin Sophia, Grafen Heinrichs zu Schwarzburg Tochter, die Schöne und Stolze genannt, vermacht, wenn in der Theilung die Osterburg auf ihn kommen sollte *). Sie fiel aber auf den zweiten Bruder, Heinrich IX, der die hartenbergische Linie fortpflanzte, und die stolze Sophia bekam sie daher nicht. Bald darauf erlosch der hartenbergische Stamm, und nun kamen alle diese Güter und auch die Osterburg an die aschacher Linie, die sie wieder käuflich an die schleusingische überließ. So war also die Osterburg nach und nach ein Eigenthum aller drei Linien und wahrscheinlich öfters auch ein Wittwensitz. Nach andern Nachrichten **) soll da-

*) Spangenberg l. c. p. 168.

**) Spangenberg l. c. p. 208. Anm. Das dem Verfasser dieser Nachrichten vorliegende Exemplar der henneberg. Chronik ist in Strasburg 1599 gedruckt.

gegen die Osterburg 1399 erst wieder von der schleusingischen Linie weggekommen seyn, indem Margaretha, Heinrichs XIII Tochter zu Schleusingen, an Graf Günther zu Schwarzburg verheirathet, und ihr die Osterburg nebst der halben Stadt Themar als Mitgabe zugesichert worden. Aber schon 1416 habe Graf Günther, mit Zustimmung seiner Ehefrau Margaretha, seinem Schwager Heinrich XIII, Osterburg und halb Themar wieder um eine gewisse Summe Geldes verkauft, welche in dem Kaufbriefe nicht benannt wird. Dies möchte aber wohl mit den, oben schon bis zum J. 1416 fortgeführten, Schicksalen der Osterburg in Widerspruch stehen, der einsichtsvollen Geschichtsforschern zu heben überlassen bleiben mag.

Im J. 1445 ist ein Vertrag zwischen der schleusinger und aschacher Linie aufgerichtet worden, daß Osterburg und Themar halb wieder durch die Herren von Schleusingen von den aschacher Herren zu lösen gewesen. Darauf haben Wilhelm, Johann und Berthold von Schleusingen die Osterburg, nebst der Vogtei Reurieth und einigen Gütern und Einkünften zu Themar, Henfstädt und Gartles, im J. 1453 denen von Bibra um 5500 fl. käuflich überlassen, sich aber den Wiederkauf auf acht Jahre vorbehalten, so wie, daß die von Bibra, nemlich Bartholomeus, Berthold, Hans, Stephan, Heinrich und Thomsen, es als ein Mannlehen von Schleusingen empfangen. Diese Pfandschaft dauerte aber, in Ansehung der Osterburg, über 20 Jahre und bis 1474, wo Graf Wilhelm den Gebrüdern von Bibra, nach

gehaltener Abrechnung, noch 388 fl. schuldig blieb, die er fristenweise zu bezahlen versprach *).

Im J. 1525, bald nach Ostern, haben, in dem damaligen Bauern-Aufruhr, die Bauern von Melrichstadt, außer vielen andern hennebergischen Schlössern, auch die Osterburg zerstört, und nebst dem daran stehenden Schlosse, Häusern und Mauern, auch das oberste Stockwerk des Thurmes eingerissen **). In demselben Jahrhunderte wurde die Burg mit dem umliegenden Gehölze, der Hain genannt, zu dem obernitzischen Gute in Henfstädt geschlagen, und ist Caspar von Obernitz 1554 ausdrücklich damit beliehen worden. Späterhin kam Osterburg an die Familie von Hanstein, die sie gegenwärtig noch mit andern Gütern in Henfstädt besitzt.

Im Zustande der Zerstörung und Verwüstung hat der Thurm, als ein betrübter Zeuge des Bauernaufruhrs, bis 1743 den 26. April gestanden, wo der ehemalige coburgische Kanzellei-Assessor und gemeinschaftliche Amtmann, Wilhelm Reinhardt von Breitenbach, als Theilhaber von Henfstädt und Osterburg, aus seinem Vermögen und zum Vergnügen auf dem sieben Stockwerk hohen Thume noch ein Stockwerk von Holz aufführen ließ. Das darin eingerichtete Zimmer ist bis in die jüngsten Jahre erhalten, und von der edlen uneigennützigen Bereitwilligkeit der von Hansteinschen

*) Laut einer Urkunde von 1474 am Sonntage Invocavit.

**) S. Joh. Sebastian Guthens Polygraphia Meinungensis (Gotha 1676. S. 213.).

Familie jedem Freunde der Natur und vaterländischen Alterthümer der Zutritt gestattet worden.

Soweit die Geschichte der Osterburg. In der Vorzeit muß sie eine sehr feste Burg gewesen seyn, das beurkunden die noch vorhandenen Ruinen und die günstige Lage; denn an der Mittagseite war sie durch die zum Theil steile Anhöhe des Berges, auf der Mitternachtseite aber durch einen, von der Natur durch tiefe Felsenschlüchte gebildeten, Wallgraben geschützt. Sie war daher in den Zeiten des Faustrechts ein sicherer Hinterhalt gegen feindliche Angriffe, so wie, rücksichtlich der im Thale vorüberziehenden Landstraße, ein günstiger Platz, dem damaligen Zeitgeist gemäß, von da aus auf eine erfolgreiche Weise den Räubereien nachzugehen, wiewohl in dieser Beziehung die Geschichte uns nichts aufbehalten hat.

Der erwähnte hohe viereckige Thurm ist sehr fest gebaut, größtentheils von gehauenen Quadersteinen mit hervorstehenden Abrundungen. Er wird noch vielen Jahrhunderten trotzen. Wenn, wie früher angeführt worden, derselbe in der Vorzeit noch um ein Stock höher gewesen ist, so muß von ihm die Aussicht um so vortrefflicher gewesen seyn, als man dann die, das Werrethal bildenden, minder hohen Berge übersehen konnte. Selbst die mehrere Meilen entfernten hennebergischen Burgen Straufheim und Heldburg, und in blauer Ferne sogar die Veste Coburg, würden dem forschenden Blicke nicht entgangen seyn. Noch jetzt ist es dem Auge ein überaus angenehmer Genuß, von dieser Burgwarte aus hauptsächlich das nach Themar hin sich

erweiternde Werrethal zu überschauen, wo dieser Fluß sich malerisch in fruchtbaren Wiesengründen hinschlängelt, und dann am Fuße des Berges, hart an dem zunächst im Thale liegenden Dorfe Henfstädt an einer Felsenkette vorbeifließend, bei dem hier enger werdenden Thale sich dem Blicke entzieht. Eine schroffe Felsenwand am obern Rande, mit einem Saume von Buschholz besetzt, die wie ein Amphitheater dem Orte Henfstädt gegenüber liegt, scheint das Thal zu schließen. Es zieht sich aber die Landstraße in diesem Halbzirkel ganz am Fuße des Berges in einer sanften Krümmung vorbei, und sie geht dem Auge verloren, wenn sie sich durch zwei Felsen gewunden, die einander so nahe gegenüber stehen, daß sich alles gleichsam zwischen ihnen durchdrängen muß. Deshalb mag auch dieser Paß den Namen Nadelöhr erhalten haben, den er noch führt.

Es hat übrigens dieser Thurm das mit andern Burgwarten gemein, daß der Eingang nicht unmittelbar am Boden, sondern fast ein Stock höher sich befindet, wohin erst eine, in neuern Zeiten von dem v. Breitenbach angelegte, steinerne Treppe führt. Oben am Thurme befindet sich ein Umgang, der dadurch gebildet wird, daß das darauf gesetzte Häuschen eingerückt worden. Es ist gefährlich, von ihm aus die Aussicht zu genießen, da die hölzerne Brustlehne größtentheils morsch und verwittert, an manchen Stellen schon abgefallen ist. Man ersteigt diese Warte auf hölzernen Treppen. Etliche Stockwerk hinauf sind, gegen Mittag, länglich eingehauene Löcher, weiter hinauf muß man sich aber, der Finsterniß wegen, einer Laterne bedienen.

Zunächst des Thurmes findet man noch Spuren, daß der Thurm mit einer viereckigen Mauer umgeben gewesen, die aber jetzt gänzlich eingegangen ist. Sodann kommt man an einen Abhang, wo in der Tiefe die Burgwarte noch zum Theil mit einer starken Mauer umgeben ist, mit welcher nach verschiedenen Richtungen hin vier runde Thürme verbunden sind. Man gelangt durch kleine Thüren in solche. Nicht viel über ein Stock hoch sind diese Thürme, ins Runde zugewölbt, und blos durch ein, in der Mitte des Gewölbes befindliches viereckiges Loch kann sparsam das Tageslicht eindringen. Ursprünglich waren diese Thürme wohl höher, und die noch sichtbaren Gewölbe blos Abtheilungen derselben.

Linker Hand nach Themar hin befindet sich ein furchtbares Loch, von einer schwindelnden Tiefe. Oben herein ist es mit Quadersteinen gemauert, tiefer vertreten eingehauene Felsen die Stelle der Mauer, welches wahrscheinlich das Burgverließ gewesen ist. Gleich daneben befinden sich noch die Reste eines verfallenen tiefen Ziehbrunnens, und zertrümmerte Keller. Von letztern geht die Sage, daß sich noch viele Fässer mit uraltem Weine darin befänden, welche in Stein verwandelt worden. Zwischen der ersten und andern Mauer, nach Henfstädt zu, ist eine Zugbrücke gewesen. Innerhalb der Wälle, auch vor der Zugbrücke, sollen Häuser gestanden haben.

Noch ist zu bemerken, daß Graf Poppo von Römhild 1340 dem Kloster Veßra etliche Zinsen von Ritterkorn in dem Hain und zu Osterburg verkaufte, ingleichen daß auch

im J. 1342 etliche Zinsen von den Rottäckern das Kloster Veßra von ihm käuflich erhielt *). Was es für eine Bewandtniß mit dem Ritterkorn gehabt, mag hier ununtersucht bleiben. Nur die heutige Benennung des Berges „Hain" scheint merkwürdig und eine uralte Benennung zu seyn, die wohl älter als die Osterburg selbst ist. Es ist daher die Vermuthung entstanden, daß alle hennebergische Schlösser vorher Haine, das ist, den Götzen auf hohen Bergen geweihte Wälder, gewesen; z. B. Hainenberg, Straufhain u. s. w. Die meisten der hennebergischen Bergschlösser sind jetzt Steinhaufen. Maynberg und Bodenlaube, Straufhain, Hartenberg, Henneberg, die Landwehr, die Heßburg, Hiltenberg, Huthsberg, sind alle dahin. Die Osterburg allein hat sich noch erhalten und den Schicksalen der Verwüstung Trotz geboten. Es bleibt daher immer ein bleibendes Verdienst, ein schätzbares Andenken des längst schon ruhenden Amtmanns v. Breitenbach, daß er zur Erhaltung der Ruinen von Osterburg so viel beigetragen. Er hat aber auch schon damals den Beifall seiner Zeitgenossen erhalten, worüber noch ein Gedicht vorhanden, in welchem die Osterburg redend eingeführt worden. Nur als ein Beweis, wie man vorlängst schon solche Handlungen zu ehren wußte, mag es hier seinen Platz finden, wenn es gleich den Dichtern unserer Zeit keinen Geschmack abgewinnen dürfte.

---

*) Spangenberg l. c. p. 135.

Hier steh ich graues Alterthum,
Der Henneberger ächter Ruhm,
Bin ehmals ein Hain gewesen.
Die alten Schlösser fallen ein
Und wo der Grafen Sitze seyn,
Da kann man Staub und Steine lesen.
So greift der Zeiten scharfer Zahn
Stahl, Steine, Burg und Schlösser an.
Komm Henneberg und du Straufhan,
Komm Hartenberg und schaue an.
Ich Phönix bin vom Tod erweckt!
Ihr schlummert in Vergessenheit,
Da ihr doch groß gewesen seyd,
Ihr liegt verwüstet und gestreckt.
Mich aber reißt aus dieser Schmach
Mein theuerster von Breitenbach.

— — — — —

Mein Breitenbach gibt mir den Fuß,
Die Treppen so man steigen muß,
Ein schönes Zimmer schmückt mich oben.
Nun werd ich jung und neu belebt,
Hört wie mein Mund die Stimm erhebt.
Laßt mich den großen Gönner loben,
Ihr Reisenden schaut mich jetzt an,
Dieß hat mein Breitenbach gethan.

— — — — —

Mich baut der ersten Grafen Hand,
Als Henneberg und Hatsberg stand,
Das arme Volck durch mich zu schützen,
Da wo die Schleuß und Werre rinnt,
Wo man der Fische Menge find.
Doch können auch die Grafen sitzen

Auf meinem lustig grünen Hain,
Wenn sie vom Volck entfernet seyn.
Ich kam erst von der hellen Schleuß
Zum Hartenberger Grafen Reiß.
Ich muß zur Morgengabe dienen.
Sophia und die Margaret
Die suchten hier ihr Wittwenbett.
Doch endlich ist das Glück erschienen,
Daß ich vom edlen Ascherstamm
Bald wieder zu der Schleuse kam.

— — — — —

Wie lang? ach! eine kurze Zeit
Währt meine süße Grafen Freud,
Das Schicksal wollt es nicht gestatten.
Sechs Herrn von Bibra kauften mich,
Von Schleusingen nun sollte ich
Bey deren immer kühlen Schatten
Ein edles Blut im Schlosse sehen,
Das Glück ließ meinen Wunsch verdrehen.

— — — — —

Die Herrn von Bibra geben hier
Das hocherhabne Lustrevier,
Dem Stamm von Hanstein ewig eigen.
Alsdenn kam die erregte Brut
Der Bauern wie die schnelle Fluth,
Um meinen alten Schmuck zu beugen,
Sie legten aus verruchtem Sinn,
Mich tod mit Schwerd und Feuer hin.

— — — — —

So lag ich hier verspott, veracht
Als Aas nach jener Trauer-Nacht,
Doch endlich muß ein Gönner kommen

Der nach mehr als 200 Jahr
Mir Schmach und Spott und Todtenbahr
Mit edlem Eifer abgenommen,
Daß ich in meinem hohen Sinn
Gar stolz von Schlössern übrig bin.

— — — — —

Ihr alten edlen Hanenstein,
Ihr müßt so lang in Seegen seyn,
Als meine starken Mauern stehen.
Den Wolken bin ich ziemlich gleich,
Drum soll man auch im obern Reich
Von mir des Dankes Wünsche sehen.
Es leb mein Vater Breitenbach
Befreyt von Unglück Gram und Ach!

Möge die Osterburg auch künftig dem Schutz ihrer jetzigen Besitzer empfohlen seyn, und als ein Denkmal der Vorzeit und Stammhaus der Grafen von Henneberg erhalten werden. Die von Hansteinsche Familie, die, von ächt patriotischem Sinn geleitet, so vieles zur Verschönerung ihres Sitzes Henfstädt und dessen Umgebung gethan hat, wozu schon die von Natur schöne Lage des Ortes die Hand geboten, wird gewiß auch zur Erhaltung der Osterburg möglichst hinwirken, auch wiederherstellen lassen, was 1816, durch Anlegung von Freudenfeuern zur Feier der Leipziger Siegesschlacht, daran ruinirt seyn soll; welches Fest wohl am wenigsten dazu geeignet ist, zur Zerstörung ehrwürdiger Denkmäler Deutschlands Veranlassung zu geben.

* * *

Die-

Diese Nachrichten sind größtentheils aus den Werken des um die hennebergische Geschichte sehr verdienten Regierungs-Directors von Schultes zu Coburg, nemlich aus dessen diplomatischer Geschichte des gräfl. Hauses Henneberg, 1r u. 2r Th.; aus desselben historisch-statistischer Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg; aus Spangenberg's hennebergischer Chronik, und einigen ungedruckten Notizen des ehemaligen Conrectors Johann Heinrich Hausmann zu Schleusingen, entnommen. Guthens Polygraphia Meiningensis enthält nur weniges. — Ein in der fürstl. Bibliothek zu Gotha befindliches Manuscript des Magister Junker zu Schleusingen: Hennebergische Geschichte, enthält eine Abbildung der Osterburg. Ob noch andere vorhanden sind, ist nicht bekannt.

Appunn.

Digitized by Google

117.

Altenstein

zwischen Bamberg und Coburg im Baierschen.

Allgewaltige Zeit, wie du mit nerviger Rechte
Stürzest zertrümmernd in Nichts, was nur gegründet der Mensch.
Was er der Ewigkeit wähnt zu bauen in schwindelndem Hochmuth,
Rüttelt der Sekten Gewalt bald in zermalmeten Staub.

W. L. Willmes.

816391

117.

Altenstein.

An der Straße, welche von Bamberg über Baunach durch ein schmales, fruchtbares, von der Baunach, Lauter und Weissach bewässertes Thal nach Sachsen und Hessen führt, liegt hinter dem Haßberge auf der nördlichen Anhöhe, der Markt Altenstein, und vor demselben auf einem abgesonderten, steilen Felsen die Reste der im Bauernkriege zerstörten, gleichnamigen Burg.

Ganz vorn, am westlichen, steilen Abhange des Berges, sieht man noch siebenfach übereinander in Felsen gehauene Gewölbe. Viele Keller, in dem Hofraume zerstreut, dienen noch den Einwohnern des nahen Marktes, (der aus den eingehörigen, außer den Ringmauern des Schlosses gelegenen Hofgütern entstanden ist,) zum Aufbewahren ihrer Vorräthe. Feste, von Quadersteinen aufgeführte, zum Theil verfallene Wälle, Mauern und Thürme, wovon den einen ehemals fünf Knöpfe zierten, beschützten das stolze, sehr geräumige Schloß, zu welchem man durch eine Zugbrücke, die später in eine steinerne verwandelt worden, ge-

langte. Innerhalb liegen die Reste von Wohngebäuden, die ehemals fünf Ritterfamilien zu gleicher Zeit in sich faßten, von Stallungen und einer ansehnlichen Kapelle, die noch unter ihrem Schutte Merkmale einer künstlichen und zierlichen Bauart zeigt, und Gräber enthält, in denen man von Zeit zu Zeit Waffen und andere Insignien der Ritterzeit fand, welche in dem, im engen Thale liegenden, schönen und neuen Schlosse Pfaffendorf, dem Sitze des Gutsherrn und des Patrimonialgerichts, mit einer englischen Anlage, dem neugierigen Wanderer gezeigt werden. Am Eingange der Burg steht ein noch gut erhaltenes, massives Thor mit einem Portale, und über diesem war das ältere Wappen der von Altensteinschen Familie, jedoch ohne Jahrzahl, das nun beschädigt auf dem Boden liegt. Von dem Hauptgebäude sieht man noch einige Zimmer, theils mehr, theils weniger durch den Zahn der Zeit oder durch frevelnde Hände beschädigt, in deren einem der Bischof Eyring von Würzburg an eilf Brüdern eine erschreckliche Rache genommen haben soll, wie weiter unten erzählt werden wird.

Das Schloß Altenstein war vormals des Stiftes Eigenthum. Die Bischöfe unterhielten auf demselben zu seiner Bemannung eine Anzahl Burgmänner, welche für die Burghut gewisse Güter zu Lehen hatten. Im J. 1333 wurde Apo Humprecht als Burgmann auf dem Altenstein mit dem Dörfchen Pfaffendorf, und im J. 1392 Peter Humprecht mit Marbach belehnt, nemlich, um es als Burggut auf dem Schlosse zu verdienen. In gleicher Ei-

genschaft hatte auch Seyfried von Altenstein den halben Zehnten zu Oberelldorf im J. 1337 erhalten *). Die beiden ursprünglich als Burggüter verliehenen Weiler Marbach und Pfaffendorf kamen im J. 1405 durch Kauf von Heinrich und Peter Humprecht, an Wolfram von Stein, dessen Nachkommen in der Folge auch noch „mit Thüre und Thor zum Altenstein mit seinen Begriffen" belehnt wurden. Diese schlossen im J. 1441 einen Burgfrieden unter sich, und versprachen sich eidlich: daß, wenn Irrungen unter ihnen entstehen sollten, entweder der älteste allein, oder mit Zuziehung der drei nächstfolgenden sie in Güte zu vergleichen, und ein jeder verbunden sey, einander ihre Güter, Leiber und das Schloß Altenstein getreulich zu bewahren, in so weit das Schloß mit seinen Mauern, Gräbern und Schutt begriffen ist. In diesem Vertrage bestimmten sie auch, wie es in Ansehung der Schlüssel, der Wächter, der fünf Wohnungen, der Verproviantirung zur Zeit des Krieges mit Speise und Waffen u. s. w. gehalten werden sollte, und machten sich verbindlich, daß keinem erlaubt sey, seinen Antheil an einen andern, als einen von ihrer Familie zu verkaufen, oder seiner Wittwe einen Aufenthalt in dem Schlosse zu gestatten u. s. w.

Die Familie von Stein zum Altenstein war eine der angesehensten in Franken. Die Mitglieder derselben bekleideten die ersten Aemter im Staate, im Felde und in der

*) S. Historisches Archiv für Franken, von Rumpf.

Kirche. Sie schlossen im Namen der Fürsten, in deren Diensten sie standen, Verträge, und erhielten die ehrenvollsten Sendungen. Bappo von Stein erschien mit seinem Bruder Hartung als Zeuge, da im J. 1137 der Abt Heinrich zu Hirschfeld dem Spital zu Königsbreitungen verschiedene Schenkungen machte. In einer Urkunde, welche Graf Siegrod von Orlamund zum Vortheile des Klosters Langheim im J. 1180 ausstellte, wird darin eines Otto de Lapide als eines Zeugen gedacht. Wolf von Altenstein war im J. 1414 auf dem Concilium zu Kostnitz; ein anderer im J. 1435 auf dem zu Basel. Hans von Altenstein trat im J. 1423 mit dem Landgrafen Wilhelm von Thüringen in ein Bündniß. Im J. 1476 begleitete Seyfried von Altenstein den Herzog Albrecht von Sachsen nach Rom und Jerusalem. Thomas von Altenstein nahm als Domdechant im J. 1519 die Huldigung für den neu erwählten Bischof Conrad zu Würzburg an. Conrad von Altenstein hielt sich 1426 in dem Hussitenkriege so tapfer, daß er von dem Kurfürsten von Sachsen zum Ritter geschlagen wurde. Wilhelm von Altenstein ließ auf einem Kreuzzuge das Leben u. s. w. Die deutschen Kaiser begnadigten sie mit ausgezeichneten Privilegien; ihre Güter, jetzt nur noch ein schwacher Schatten von der ehemaligen Größe, waren sehr beträchtlich, zum Theil auch solche, deren Namen nur noch in den Urkunden vorkommen. Auch an der Ritterkapelle zu Haßfurt hatten sie Theil, und ihre Namen sind dort durch verschiedene Dokumente verewigt. Ueber ihren Ursprung aber weiß man nichts Zuverlässiges. Ihre Geschichte entwickelt sich erst

recht in den Fehden des Faustrechts, wo viele derselben in den Turnierverzeichnissen vorkommen. Der erste aber, dessen die Chronikschreiber erwähnen, war Ottfried von Altenstein, welcher im J. 823 seinen Antheil an den Weilern Altenstein und Grezzistadt dem St. Bonifacius-Kloster zu Fulda vermachte *), und nach ihm Hans von Altenstein, der im J. 938 auf das erste Turnier nach Magdeburg zur Schau und Helmtheilung war abgesandt worden. Kilian von Altenstein war im J. 1179 auf dem eilften Turnier zu Köln, Friedrich im J. 1209 auf dem dreizehnten zu Worms, Christian auf dem vierzehnten zu Würzburg, Georg und Peter auf dem funfzehnten im J. 1296 zu Schweinfurt u. s. w. Am meisten unter ihnen aber machte Aufsehen in der fränkischen Chronik Herdegen von Altenstein, welcher im 13ten Jahrhunderte lebte, und mit dem Bischofe von Würzburg, Eyring, aus dem Geschlechte derer von Reinstein, in Fehde kam.

Herdegen war eques auratus, und hatte mit seinen eilf Brüdern das Schloß Altenstein mit vielen umliegenden Gütern im Besitze. Ihr Stolz, Reichthum und ihre Habsucht verleiteten sie zu vielen Feindseligkeiten gegen ihre mindermächtigen Nachbarn, und mit andern Edelleuten im Bunde, ließen sie sich, wie die Chronik sagt, nicht viel nehmen, und ihre Ueberlegenheit sogar dem Bischofe, ihrem Lehnsherrn, fühlen. Eyring, ebenfalls ein fehdegewohnter

*) Chronicon Gottwic., Schannats trad. Fuld. und Pistorius de rerum Germ. Vet. Script.

Mann, der nach Spangenbergs Aussage „des Sackes gerne fünf Zipfel gehabt hätte," zog gegen sie zu Felde und belagerte die Burg Altenstein. Allein sie war zu fest und die Belagerten zu tapfere Krieger, als daß sie der Bischof hätte erobern können. Dieser bot daher die trügerischen Hände zur Aussöhnung und zum Vergleiche; er versprach Vergessenheit des Geschehenen und allgemeine Verzeihung. Die Thore der Burg wurden nun dem Heuchler geöffnet, und er nach geschlossenem Vergleiche ritterlich bewirthet. Nach der Mahlzeit ließ er von den zwölf Brüdern einen nach dem andern in sein Zimmer kommen, unter dem Vorwande, er hätte noch mit jedem etwas Besonderes zu reden; eigentlich aber, um sie, die er vereint nicht bezwingen konnte, einzeln zu morden. Das Bubenstück war ihm bei Zehn gelungen. Herdegen aber, an den nun die Reihe kam, hatte den Betrug gemerkt, und drang, als er gleiches Loos erfahren sollte, mit seinem Weidmesser in der Hand, mit welchem er sich zur Vorsorge umgürtet hatte, auf den Bischof ein, trieb ihn in einen Winkel des Zimmers, verfehlte aber im Werfen das Ziel, und mußte darüber ebenfalls sein Leben lassen. Diese That wurde mit zu großem Getöse ausgeführt, als daß der zwölfte Bruder sie nicht hätte hören sollen; er entfloh daher nach Sachsen, und erst nach Eyrings Tode kam er wieder zurück und in den Besitz der Güter, jedoch cum jure aperturae.

Diese schauerliche Geschichte, die sich durch Tradition bei der v. Altensteinschen Familie erhalten hat, deren Wahrheit jedoch noch manchem Zweifel unterliegt, erzählte viel-

leicht zuerst Friese, der sich nach einer schriftlichen Nachricht in der Altensteinschen Registratur im J. 1518 vom Claus von Altenstein den Ort des Mordes zeigen ließ, in seiner würzburg. Chronik. Ein altes lateinisches Manuscript im Familien-Archive nennt die Ermordeten, zum Zeichen ihrer Größe, Macht und ihres Reichthumes, Reguli, und den Bischof Eyring praeter mediocritatem crudelis; gleicher Ausdrücke bedient sich auch Bruschius in seinem Catalog. Episcop. Wirceb. Groppius warf in der Lebensbeschreibung Eyrings die Frage auf, ob dieser Bischof ein gnädiger Herr gewesen sey, und antwortete: quem duodena virûm corpora coeca negant. M. Joh. Episcopius, welcher zu den Zeiten des Bischofs Friedrich von Wiersberg die würzburgische Geschichte bis auf das J. 1569 in deutsche Reime brachte, erzählt diese Mordgeschichte auf folgende Art:

Eyring von Reinstein von Adelgut
Zum Bischof man erwehlen thut,
Da nach der Geburt Christi man schrieb
Zwölf 100 Jahr und 50 blieb.

Dieser wohl 16 ganze Jahr
Im bischöflichen Amt auch war,
Er hat aber gräulich auferlegt,
Wie man den ungehorsamen pflegt,
Würzburg und Rotenburg den Städten
Hat große Geldbuß, sie's kaum hätten.

Dieser ohn alle Mittel war,
Ein grausamer Tyrann führwahr,

Er konnt auch seine Tyrannei
Treiben ohn all Furcht und Scheu,
Weil damals im Reich, wie man liesst,
Kein Haupt noch Kaiser gewesen ist.

Auch die von Altenstein das seyn
Gnug innen worden ingemein,
Ihr 12 aus ihren Geschlecht er hat
Heimlich erwürgt an einer Statt,
Welchs sich also zutrug, nun hör,
Hernach nicht unrecht judicir.

Als Eyring einsmals auf ihr Schloß
(Nach Altenstein genennt wird das)
Da zwischen ihnen viel Hader war,
Kam, und sie hett vertragen gar,
Auch alls nun war in vergessen gstellt,
Bischoff Eyring selbst böslich hält.

Dann als er war von ihnen tractirt
Aufs beste, wie sich dann gebührt,
Und ihm war alle Ehr erzeigt,
Sondern er thät wider alle Lehr
Freundlicher Wirtschaft, schwecht die sehr,
Auch wider seine Ehr und Treu,
Die er ihnen hat gelobet frey.

Da ward das Abendmahl vollendt,
Einen jeden fordert er behend
Insonderheit in sein Gemach,
Als wollt er mit ihnen halten Sprach,
Sobald aber einer zu ihm kam,
Ließ er denselben straks halten an
Und niederhauen ohne Gnad.

Noch heutig's Tags weißt man die Statt
Im schönen adelichen Hauß,
Welchs vor der Burg gebaut ist heraus.
Also geschah den eilfen all,
Der zwölfte aber merkt diesen Fall.
Herdegen mit Nahm, der ein Ritter war,
Der wehrt sich steißig der Gefahr,
Den Bischof er in Winkel trieb,
Und ihm im Grimm die Naß abhieb,
Er mußt aber sobald gleichwohl
Herhalten als die andern all.
Und wurden die zwölf entleibte Herrn
Von Altenstein mit großen trauren
Gen Lankheim in das Kloster geführt,
Alde begraben, wie sichs gebührt.
Wär nicht gewesen in Frankenland
Einer diß Geschlecht Seyfried genannt,
So war der ganze Stamm fürwahr
In einer Stund vertilget gar.
Es starb aber Bischoff Eyering,
Als Rudolph noch nicht allerding
Zum Kaiserthum bestättigt war,
Welchs ledig stand 17 Jahr,
Als nach des Herrn Christi Geburt
Tausend 266 gezehlet wurd.

Indessen hegten die Herren von Altenstein lange einen Groll gegen die v. Reinsteinsche Familie im Herzen; denn als im J. 1518 Heinrich von Reinstein neben dem Grabe zu Würzburg sollte beigesetzt werden, in welchem ein früher gestorbener Domherr von Altenstein lag, so setzte sich der Bruder des letztern, Endres von Altenstein, mit glücklichem Erfolge

aus dem Grunde dagegen, weil die Reinsteinsche Familie gegen die seinige jederzeit Feindseligkeiten begangen hätte. Auch thun Wilhelm und Sebastian von Altenstein in ihren Beschwerden gegen das Hochstift auf eine gehässige Art von dieser Mordgeschichte Meldung *).

Wilhelm von Altenstein war unter der Verwaltung des Kurfürsten Moritz und Markgrafen Albrecht im J. 1546 Amtmann zu Königsberg und des letztern Rath. Als Albrecht wegen der von ihm veranlaßten Unruhen im Reiche geächtet wurde, so zog Bischof Melchior von Zobel zu Würzburg diejenigen Güter Wilhelms ein, welche er vom Stifte zu Lehen trug, und zwar unter dem Vorwande: er und Grumbach wären diejenigen Räthe, welche den Markgrafen gegen das Bisthum aufgehetzt hätten. Wilhelm suchte vergebens Hülfe zu Speier. Zwar erlangte er als kaiserlicher Feldhauptmann am Rheine, die Bestätigung der Privilegien über die Freiheit, Sicherheit und das Geleit in und an der Burg und im Dorfe Altenstein; allein er hatte nach der Ermordung des Bischofs Melchior durch Grumbach keine Sicherheit. Daher begab er sich unter den Schutz des Herzogs Joh. Wilhelm von Sachsen, sammelte dort 800 Mann, und eroberte Würzburg, zwang dem Domkapitel einen Vertrag ab, kraft dessen ihm seine Güter zurückgegeben, und noch eine ansehnliche Summe bezahlt werden sollte. Allein die Acht wurde gegen ihn neuerdings bestätigt, und als der Herzog den Auftrag: die Geächteten von sich zu schaffen, nicht erfüllte, so ward auch er geächtet.

*) Vgl. Groppius Chronik S. 725.

Claus von Altenstein lebte zur Zeit des Bauernkrieges. Mehrere seiner Unterthanen nahmen thätigen Antheil daran, und halfen die Burg Altenstein mit verbrennen. Zur Entschädigung erhielt er hernach, laut ritterlichen Vertrags, die unbedeutende Summe von 374 fl.

Hans von Altenstein befand sich mit andern Rittern in Würzburg, als diese Stadt und die dabei liegende Veste Frauenberg von Götz von Berlichingen belagert wurde.

Endres von Altenstein, welcher im J. 1555 starb, war der eifrigste Beförderer der Reformation in seinem Gebiete. Er hatte als Amtmann zu Haßfurt die Sittenlosigkeit der damaligen Geistlichkeit erfahren; auch war die Obligation in seinen Händen, welche die Herren von Altenstein über ein Stück Holz in der Gemeinfelder Markung ausgestellt hatten zur Erhaltung der Kinder, welche der ehrwürdige Magister Cyriacus als damaliger Pfarrer zu Ermelshausen mit seiner „Hausmoide" gewonnen hatte. Er wählte daher den Kaplan Conrad Feußling zu Haßfurt, als einen frommen und für seinen Zweck passenden Mann, und setzte ihn als den ersten lutherischen Pfarrer auf das Dorf Altenstein, das eine Filiale von Pfarrweissach war, „Gottes Wort rein und lauter zu predigen."

Unter Kaiser Leopold 1695 ward die Familie, aus Rücksicht ihrer Verdienste, in den reichsfreiherrlichen Stand erhoben.

Carl Friedr. Hohn.

Digitized by Google

118.

Scharfenberg

bei Göppingen im Württembergischen.

Da, wo die stolze Burg, verheeret,
auf kahl gewordnen Felsen steht,
der Wind durch offene, zerfallne Säle weht,
den Eingang Dorngebüsch verhüllt,
und auf gebrochner Zinne, wild
der Geyer seinen Raub verzehrt;
da kehrten einst die Freuden häuslich ein,
da weckte früh der Sonne goldner Schein
zur Arbeit und zur Lust; es hallten die Gemächer
vom angestoßnen vollgefüllten Becher.

J. G. Jakobi.

118.

Scharfenberg.

Nicht weit von Donzdorf, einem unbedeutenden Marktflecken, drei Stunden von Göppingen und drei Stunden von Geißlingen an der Steig, erhebt sich eine mäßige Anhöhe, von Süden nach Westen ziehend, die ganz mit einem Laubholzwalde, der Marren genannt, bedeckt ist. Hat man diesen eine Viertelstunde durchwandelt, so breitet sich vor den Augen des Wanderers unvermuthet eine, mehrere Tagwerke enthaltende Wiese, auf einer Ebene zwischen dem Walde aus.

Dicht an diesem Hofe erhebt sich der Scharfenberg, worauf die Ruinen liegen. Der Berg hat die Form eines Zuckerhutes, dem die Spitze weggenommen ist, stehet ganz frei, und hängt nur hinten gegen Süden, durch eine geneigtere Fläche mit dem höhern Gebirge zusammen, das ein Theil des Albuches ist, und an dessen Rande der Weiler Kuchalp liegt.

Auf der West- und Nordseite, gegen Donzdorf hin, wird der Schloßberg als eine Wiese benutzt, die am Fuße des Berges und oben mit einer grünen Hecke begrenzt ist. Wer gut zu Fuße ist, steigt vom Hofe aus die Wiese hinauf zu den Ruinen; wer aber einen bequemeren Weg liebt, scheuet den Umweg nicht, und gehet der gemächlicheren Fahrstraße nach.

Hat man den obern Theil des Berges erreicht, so kam man, nach einer alten Zeichnung, die ich für ein Produkt des 16ten Jahrhunderts halte, durch ein Thor, welches überbaut, und wahrscheinlich die Wohnung des Thorwarts oder der Schloßwache war. Von diesem ging man durch ein zweites noch stehendes Thor in den innern Schloßhof. In diesem befindet sich noch jetzt eine tiefe Cisterne, die sich durch eine Quelle, die nie versiegt, von unten füllet.

Das Schloß selbst bestand aus zwei Hauptgebäuden. Eines wandte sich mit seiner vordern Giebelseite nach Donzdorf, und dieses stehet noch. Das andere war diesem gegenüber, und schaute mit seinem hintern Giebel nach Kuchalp oder nach Süden. Gegen Westen stand in der Mitte zwischen den zwei Hauptgebäuden ein Thurm, der durch Nebengebäude links und rechts mit diesen in Verbindung kam. Wahrscheinlich führte eine Stiege den Thurm hinauf, durch welche man mittelst der Nebengebäude in die Hauptgebäude gehen konnte. Jetzt führt in das vordere noch stehende Hauptgebäude eine schlechte Stiege von außen in die Wohnung hinauf.

Hinter dem Hauptgebäude gegen Süden stand etwas tiefer noch ein Thurm. Das ganze Schloß war mit einer ausgezinnten Mauer und dergleichen offnen Thürmen umgeben, und weiter unten am Berge zeigen sich noch Spuren einer zweiten Umfangsmauer.

Von allem diesem sieht man nichts mehr als Ruinen, außer dem zweiten Thor und dem vordern Hauptgebäude, in welchem die Wittwe eines Jägers mit ihren Kindern wohnt. Selbst dieses ist in seinen innern Theilen sehr baufällig, und das Dach schlecht unterhalten. In dem hintern Hauptgebäude befand sich unten die Burgkapelle, wovon noch das Altarblatt vorhanden ist, das die Kreuz-Abnehmung Christi vorstellt. Die Kapelle hatte einen eigenen Kaplan, der aber in Donzdorf wohnte.

Die Aussicht in das Filsthal gegen Westen ist sehr reizend. Gegen Süden und Osten aber ist sie wegen der nahen Gebirge eingeschränkt. Gegen Norden über dem Marren hin liegt der ansehnliche Marktflecken Donzdorf mit dem herrschaftlichen Schlosse. Ueber das niedere Rehegebirge hinüber erblickt man die alte Stammburg Hohenrechberg, in einer Entfernung von zwei Stunden, die Schlösser Ramsperg und Staufeneck, den fahlen Hohenstaufen mit dem Dorfe am Fuße desselben. Westlich Göppingen an der Fils, Groß- und Klein-Geißlingen, Salach, Groß- und Klein-Stießen und Giengen.

Der untere hohe Stock des Schlosses ist von großen Quadern gebaut; die zwei obern Stocke aber scheinen nur

von gewöhnlichen Mauersteinen aufgeführt zu seyn; die Ställe sind vortrefflich gewölbt, und die Burg war, wegen ihrer hohen, steilen Lage, dicken Mauern und Thürmen, vor Erfindung des Pulvers sehr fest, obschon Graben und Aufziehbrücken mangelten; denn hievon finden sich nirgends Spuren. Nach der Eintheilung des noch stehenden vordern Hauptgebäudes zu urtheilen, war das Schloß sehr geräumig und nicht unbequem zu bewohnen.

Von Erbauung der Burg Scharfenberg ist nichts bekannt, so wie von ihren ältesten Besitzern. Indessen sage ich, was ich weiß, und theile meine Ansichten hierüber mit.

In der Gegend von Geißlingen an der Steig, lag auf Felsen das jetzt zerstörte Stammschloß der alten Grafen von Helfenstein, auf dem Spitzenberge bei Kuchen an der Fils das Hauptschloß einer zweiten Linie derselben, und ihr Comitat dehnte sich über einen großen Theil des Filsthales aus. Es scheint auch, daß das daran liegende Lauterthal, worin sich Donzdorf, Weißenstein u. s. w. auszeichnen, ehemals noch dazu gehörten.

An den Ufern der Lauter erhebt sich das Rehgebirge, auf dem sich der Hohenrechberg und der Hohenstaufen aufthürmen, und wo nun der rechbergische Grafen-Ambacht sich von dem helfensteinschen trennte. Noch 1281 scheint Donzdorf eine helfensteinsche Besitzung gewesen zu seyn. Denn in diesem Jahre verkaufte Seyfried von Weißenstein

eine Feldung, die Windreuthe genannt, an den Minister Albert zu Geißlingen, also an den helfensteinschen Beamten allda, und diese Urkunde besiegelte Magister Walter von Dunsdorf, den ich ebenfalls für einen helfensteinschen Beamten oder Bürgermeister daselbst in dieser Verbindung halte; denn ich zweifle, ob damals schon Geistliche oder Pfarrer mit diesem Namen bezeichnet wurden. Mir kam in diesem Zeitalter nie einer in unsrer Gegend hiemit vor; hingegen wurde im nahen Schwäbisch-Gmünd der erste Bürgermeister Berchtold Klebzagel auf seinem Grabsteine 1284, also um die nämliche Zeit, Magister civium genannt.

Dann gehörte Hurwinesbach, jetzt Hurbelspach, (ein Jägerhaus mit einer uralten Kirche zum h. Lorenz, nur eine Viertelstunde von hier am Marren,) urkundlich 1242 unter die helfensteinsche Schirmvogtey, als ein Stiftungsgut des Klosters Anhausen an der Brenz, welches bereits 1143 demselben zugewiesen wurde *), weswegen auch heut zu Tage noch der Zehend dieser Gegend der Anhaussische genannt wird.

Ferner besaß Helfenstein beträchtliche Lehenhöfe bis auf die neuesten Zeiten zu Donzdorf, welche die von Schwendi bis 1446 zu Lehen trugen, und erst in diesem Jahre am

*) Besold docum. rediv. monast. Würtenberg. fol. 331. Cleß Landes- und Cultur-Geschichte von Württemberg, II. 2. S. 10.

25. März von Veit und Ulrich von Rechberg mit lehensherrlichem Consens ihnen abgekauft wurden. Wahrscheinlich waren sie die zur Burg Scharfenberg gehörigen Vasallengüter.

Indessen wenn man sich erinnert, wie zertheilt die Güter der ansehnlichsten Familien zwischen und unter einander lagen, so könnte Donzdorf dessen ungeachtet bereits zu den rechbergischen Besitzungen gehört haben; denn urkundlich kommt Conrad von Rechberg schon 1293 als Herrschaft in dem nahen Schnittlingen vor, und Scharfenberg gehörte im Anfang des 14ten Jahrhunderts seinem Sohne Albrecht von Rechberg. Nach den, von dem fleißigen Gabelkofer im helfensteinschen Archiv gesammelten Urkunden, überfiel ihn Graf Ulrich von Helfenstein mit Eberhard von Staufeneck auf seinem Schlosse Scharfenberg zwischen 1309 und 1310, bekam ihn selbst gefangen und nahm ihm alle seine Pfandschaftsbriefe ab. Albrecht beschwerte sich darüber bei dem K. Heinrich VII, und dieser stellte ihm am 28sten März 1312 zu Pisa einen neuen Pfandschaftsbrief aus.

Graf Ulrich war nemlich dem Albrecht von Rechberg 800 Mark Silber schuldig, und dafür setzte er ihm die Burg Heerwartstein mit Zugehör ein. Diese wurde nun dem Grafen Ulrich 1302 vom Kaiser Albrecht abgekauft, um da das Kloster Königsbrunn zu stiften, wogegen der Kaiser Albrechts von Rechberg Schuld zu bezahlen übernahm, und ihm 1307 die heimgefallne Reichsherrschaft Hellenstein

mit Heidenheim und Bömenkirch verpfändete. Ulrich von Helfenstein hatte selbst ein Auge auf diese, und er wußte sie in der Folge sich zu verschaffen. Es mag also wohl seyn, daß er meinte, durch die Wegnahme der Pfandschaftsbriefe sich den Weg dazu zu bahnen, oder die Fehde wurde aus einer andern, durch die Schulden des Ulrich von Helfenstein herbeigeführten Ursache erregt.

Ob nun das eroberte Scharfenberg dem Helfenstein damals blieb, weiß ich nicht; aber daß es doch wieder an sein Haus zurückkehrte, ist daraus gewiß, weil Gebhard von Rechberg 1379 den 11. Jul. Scharfenberg von Anna von Helfenstein geborne von Oettingen und ihrem Sohne Graf Johann von Helfenstein, um 3000 weniger 80 Goldgulden kaufte. Zu diesem Kaufe gehörte Scharfenberg die Burg mit dem dazu gehörigen Baue, das Dorf Eschenbach, Weckerstall mit der Kapelle daselbst, und auch was zu der vorgenannten Burg Scharfenberg und zu allen vorgeschriebenen Gütern gehört, mit Vogtei, Bauen und Zwingen.

Gleich im Jahre darauf, 1380, am Samstag nach dem obersten Tag, nach Weihnacht (7. Jan.), verkaufte Gebhard von Rechberg Eschenbach das Dorf (3 Stunden von Donzdorf, Oberamts Göppingen) und Hittishausen dabei, nebst den Rechten und Nutzungen zu Heiningen, wie er alles von Helfenstein erkauft, an Fritz von Schlatt um 971 Fl. 30 Kr. Der Scharfenhof und Unterweckerstall

mit der St. Georgen-Kapelle blieben also allein bei dem Schlosse Scharfenberg. Die zu Donzdorf gelegenen helfensteinischen Lehenhöfe waren in dem Kaufe nicht begriffen. Diese trugen die von Schwendi zu Lehen, vermuthlich von dem Aeltesten der Familie einer andern Linie.

Gebhard zeugte mit seiner Frau Margaretha Gräfin von Hohenzollern einen einzigen Sohn, Albrecht, dem also Scharfenberg mit halb Donzdorf zufiel.

Albrecht von Rechberg hinterließ von seiner Frau Adelheid Gräfin von Werdenberg unter andern einen Sohn, welcher Hugo hieß. Der große Güter-Complex wurde unter die Brüder vertheilt, und Hugo erhielt Scharfenberg mit halb Donzdorf nebst noch vielen andern Herrschaften. Er wohnte meistens zu Scharfenberg und bildete die kleine Nebenlinie Rechberg-Scharfenberg, welche erst 1549 mit Hans zu Scharfenberg, seinem Ur-Ur-Enkel, erlosch. Seine Schwester Margaretha von Rechberg, Hugo's Ur-Ur-Enkelin, war mit Hans von Rechberg zu Illeraichen vermählt. Sie beerbte ihren Bruder, und brachte also ihrem Manne Scharfenberg mit halb Donzdorf und den noch übrigen scharfenbergischen Antheil zu.

Hans zu Illeraichen verließ das Schloß Scharfenberg und baute sich 1568 ein Schloß zu Donzdorf, wo er auch am 5. October 1574 starb. Seine Frau Margaretha ging ihm 2 Jahre voraus in die Ewigkeit über, am 9. März 1572.

Von dieser Zeit an war das verlassene Scharfenberg blos die Wohnung eines Burgvogts und Jägers. Der hohe Berg wurde dem Besitzer beschwerlich zu besteigen, und bei der veränderten Art des Krieges war es ohnehin kein sicherer Aufenthalt mehr. Man verwandte daher auf die Erhaltung desselben wenig, und so fiel es von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Indessen blieb es bei Hansens Nachkommen bis 1732, wo der Letzte der Donzdorfschen Hauptlinie, Graf Aloys von Rechberg, starb.

Seine Hinterlassenschaft fiel an seine zwei Töchter und an seines Vaters Schwestern, die von Reichenstein und Baumgarten. Diese erhielten Scharfenberg mit halb Donzdorf, und verkauften es 1735 an Württemberg. Der Ritter-Canton am Kocher lösete es aus, und von diesem kaufte es Joh. Bero Ernst von Rechberg zu Weißenstein wieder an seine Familie. Auf seinen erfolgten Tod am 12. Mai 1745 ließ sich sein Sohn Graf Maximilian von Rechberg am 5. Junius darauf von den Unterthanen zu Donzdorf und Scharfenberg huldigen, und im Jahre 1808 trat er sie seinem Sohne Graf Aloys von Rechberg ab.

So gehörte also Scharfenberg der Familie Rechberg, ohne die Vorzeit im 12ten und 13ten Jahrhundert in Anrechnung zu bringen, seit 1397 schon über 400 Jahre an; und da gegenwärtig ihr Zubehör dem Familien-Fideicommiß einverleibt ist, so wird es ohne Zweifel, obgleich eine Ruine, bei ihr bleiben, und ein schätzbares Andenken des Alterthums erhalten.

In politischer und kirchlicher Hinsicht gehört Scharfenberg mit Donzdorf zum Königlich Württembergischen Oberamt und Dekanat des Landkapitels Geißlingen und zur Pfarrei Donzdorf.

Rink.

119—122.

Ingstberg, Gabelstein, Borberg und Oberschüpf

im Fürstenthum Hohenlohe.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschooße nun!
Kaum, daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank wie ihre Grüfte;
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

v. Mathisson.

Digitized by Google

119.

Ingstberg.

Die Ueberreste dieser ehemals so berüchtigten Bergveste darf man des guten Weges, der angenehmen Lage, oder der reizenden An- und Aussicht wegen, durchaus nicht besuchen; denn von allem diesem findet man heutzutage eben so wenig, als vor mehr als 400 Jahren, aus welcher Zeit es in dem alten Ingstberger Saal-, Amt- und Lehnbuche von ihr heißt: „ist an der Ingst etwas wilder, steiniger, rauer Art, am „Ottenhag, gelegen" u. s. w. Das Städtchen Ingstberg liegt an dem linken Ufer des Ingstflusses, ungefähr in der Mitte der steilen Bergwand, die hier das Thal bildet, hat zwei Thore, wovon das eine auf- und das andere abwärts führt. Unterhalb letzterem ist der Weg so steil, daß er nur mühsam und erst durch viele Krümmungen erstiegen, oder durch einen weiten Umweg befahren werden kann. Aufwärts ist er zwar bei weitem nicht mehr so steil, aber desto steiniger und rauher. Die Burg lag dicht beim Eingange des obern Thors, lechter Hand, und wurde in das obere und untere Schloß abgetheilt, weil ersteres, welches eigentlich die feste Burg

war, zwar dicht an dem untern, aber um zwanzig Fuß höher lag. Beide waren mit einer gemeinschaftlichen Ringmauer umgeben. Das Burgthor, durch welches man in das Städtchen gelangt, nebst dem untern Schlosse, ein steinernes, zwei Stock hohes, und gegen acht Fenster langes Gebäude, steht noch, und wird von dem dortigen Dekan bewohnt. Das obere Schloß hingegen ist so ruinirt, daß man, außer einem viereckigen hohen Thurme, kaum eine weitere Spur, als das Quadrat, worauf es stand, und von dem noch die dicken Grundmauern zu Tage schauen, gewahr wird. Aber auch der eben genannte Thurm ist seinem Ende nahe, weil an seinem Fuße die Mauer von allen Seiten so tief ausgebrochen ist, daß er nur noch auf einer schmalen Basis ruht, und jeden Augenblick von seiner eignen Last erdrückt zu werden scheint. Nach dem oben genannten Lagerbuche soll dies Schloß von den Tempelherren erbaut worden, und nach Aufhebung des Ordens dem Herzogthume Franken anheimgefallen seyn. Wie sich dies mit Folgendem zusammenreimen läßt? steht hier nicht zu untersuchen. Nach Hanselmann u. A. waren die ersten Besitzer davon die Dynasten von Ingstberg, deren Geschlecht schon im dreizehnten Jahrhundert ausstarb. Eben diese Dynasten waren, wie aus ihrem Wappen und andern Umständen erhellt, einerlei Stammes mit denen von Hohenlohe. In einer Urkunde des Klosters Gnadenthal vom J. 1266 kommt eine Soror Luitgardis de Ingstberg vor. Soviel kann als ausgemacht wahr angenommen werden, daß Ingstberg schon vor Vertilgung der Tempelherren hohenlohisches Eigenthum war;

denn

denn im J. 1300 machte Adelheid, Wittwe des Grafen Gebhard von Hohenlohe-Brauneck, unter andern Gütern auch ein Drittel dieses Schlosses dem Stifte Würzburg zu Lehen. Im J. 1340 ertheilte, laut einer zu Nördlingen ausgefertigten Urkunde, Kaiser Ludwig IV den Bürgern zu Ingstberg die Privilegien der Reichsstadt Gelnhausen. 1358 vergönnte Markgraf Ludwig von Brandenburg dem Landgrafen Ulrich zu Leuchtenburg, die Vesten Ingstberg und Lauda von dem Grafen Gerlach von Hohenlohe, seinem Schwager und dessen Geschwistern zu lösen. Im J. 1406 hat Graf Johann von Hohenlohe die Lösung, Pfandschaft und Wiederkauf, auch Briefe, Forderungen und Rechte, die er und seine Vorfahren an beiden genannten Vesten gehabt, an den Bischof Johann von Würzburg für 63,000 fl., nebst seinem Theile von Kitzingen, Landsburg und Hornburg, welche unter dieser Kaufsumme mit begriffen sind, verkauft.

Im J. 1437 hatten die Hornecker von Hornburg die Burg Ingstberg pfandweise von Würzburg inne, und behandelten von hieraus die ganze Nachbarschaft so feindlich mit Rauben und Plündern, daß endlich beschlossen wurde, diesem Unfug ein Ende zu machen. In dieser Absicht wurde ein Heer gesammelt, zu welchem stellten: der Erzbischof Dietrich von Mainz 150 Mann zu Fuß und reisige Hauptleute zur Nothdurft; der Bischof Johann von Würzburg 150 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde; Pfalzgraf Otto 400 zu Fuß und 200 zu Pferde, unter welchen viele Armbrust- und Büchsenschützen waren; der Markgraf Albrecht v. Brandenburg 150 zu Fuß und 100 zu Pferde, und die Grafen

und Herren von Hohenlohe, Weinsberg und Limburg, soviel sie aufbringen konnten. Dabei war ausgemacht, daß jeder Fürst eine große Büchse und eine Steinbüchse, und namentlich der Bischof Johann seine große Büchse, die er vor Schaumburg gehabt, mitbringen solle, nebst Büchsenmeistern, Pulver, Steine und anderem Zubehör, auch eine Tonne mit Pfeilen. So ausgerüstet, fingen sie die Woche nach Empfängniß Mariä die Belagerung der Burg an, und eroberten sie nach zwölf Tagen. Der Bischof Johann von Würzburg, der zugegen war, wurde schnell krank, und ließ sich noch vor Ausgang der Sache erst nach Hollenbach, und von da vollends heimführen. Er starb. Sein Nachfolger Siegmund gab dem Horneck und dessen Söhnen Schloß und Städtchen Ingstberg zurück. Da diese aber ihr Unwesen sogleich wieder und ärger als jemals trieben, so nahm es ihnen der damalige Pfleger und nachherige Bischof Gottfried 1443 wieder mit Gewalt weg, und verpfändete es an Hansen von Absberg. Horneck von Hornburg konnte diesen Verlust nicht verschmerzen, und paßte nur auf Gelegenheit, sich zu rächen. Am St. Gilgenabend 1445 kam er mit seinen Söhnen und Helfershelfern vor Ingstberg an, erstieg und eroberte in selbiger Nacht das Schloß und Städtchen. Dieses Sieges konnte er sich aber nicht lange erfreuen; denn noch in derselben Woche kam Markgraf Albrecht mit dem von Absberg und einiger Mannschaft, und nahm Ingstberg mit Sturme wieder weg, bei welcher Gelegenheit vierzehn Mann von Seiten des Hornecker und acht von des Markgrafen Leuten blieben. Im Schlosse wurde der jüngere

Horneck, nebst siebenzig Knechten, meistens Schnapphähne, zu Gefangenen gemacht.

Im J. 1505 war Georg von Vellberg, 1543 Georg von Stein, und 1593 Hans Arnold würzburgischer Amtmann in Ingstberg. Als 1582 Bischof Julius Echter auf den Reichstag nach Augsburg zog, kam er von Würzburg aus nach Ingstberg, und nahm den 16. Junius die dasigen Amtsuntergebenen persönlich in Pflicht. Im J. 1632 wurde es wieder auf einige Zeit Hohenlohisch; denn König Gustav Adolph schenkte Ingstberg, Gebsattel und einige comburgische Güter dem Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, der den 4. April 1632 mit dem König zu Augsburg war, und als Statthalter den Bürgern den Eid vorlas. Im J. 1699 huldigten die Ingstberger wieder, und zwar zu Lauda, dem neuen Bischof von Würzburg Johann Philipp von Greifenclau. Von dieser Zeit an behielt es Würzburg im ruhigen Besitz. Das Schloß wurde nach und nach baufällig, und endlich, da in dem jenseits der Ingst liegenden Dorfe Mulfingen ein neues Amthaus gebaut wurde, so wurde 1781 das obere Schloß abgebrochen und die Baumaterialien dazu verwendet. Im J. 1802 kam das ganze Amt Ingstberg wieder an Hohenlohe, indem es mit diesem und dem Amte Haltenbergstetten, für den Verlust der Herrschaft Oberbronn im Elsaß, entschädigt wurde.

120.

Gabelstein.

Gabelstein, das in der Umgegend die alte Gabel oder das alte Schloß genannt wird, liegt zwei Stunden von Oehringen im Hohenlohischen, zwischen den Dörfern Michelbach am Walde und Untersteinbach. Zwar liegt es auf dem Vorsprunge eines hohen Berges, dessen Oberfläche ist aber jetzt mit dichtem Holz überwachsen, welches verhindert, daß man auf ihr nicht, wie auf einem, kaum eine Viertelstunde entfernten Nachbarberge, eine funfzehn bis zwanzig Stunden weit ausgedehnte Aussicht genießen kann.

Gabelstein muß, wegen der hohen Lage, und so weit es sich noch aus den Umständen jetzt beurtheilen läßt, vordem sehr fest gewesen seyn. Auf einem Raume von ungefähr dreihundert Schritten sieht man drei beträchtlich tiefe und breite Graben, wovon der innerste, nach der Spitze des Berges zu, der breiteste ist und an manchen Stellen noch funfzig und mehrere Fuß Tiefe hat. Er zieht sich rund um einen, mit Bäumen bewachsenen, Hügel herum, auf welchem noch Spuren von Mauern zu sehen sind.

In Hinsicht der ehemaligen Form der Burg, läßt sich nur wenig bestimmen, da alles zu stark mit Holz bewachsen ist. Aus den vielen, mit Moos überzogenen Steinhaufen, und aus größern und kleinern Vertiefungen, die man auf dem genannten Hügel und auf dem Raume zwischen den Gräben wahrnimmt, läßt sich indessen mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß sie von großem Umfange gewesen seyn

müsse. Im Anfange der 1770er Jahre soll noch viel von den Resten der Burg zu sehen gewesen, um die Zeit aber viel abgebrochen und zum Bau der Michelbacher Kirche verwendet worden seyn.

So wenig man nun Spuren von dieser alten Burg sieht, eben so wenig findet man auch von ihr Nachrichten in Urkunden oder Chroniken, die auf ihre Geschichte Bezug hätten. Daß sie schon sehr alt ist, erhellt aus einigen Urkunden des ungefähr zwei Stunden von Gabelstein entfernten Klosters Gnadenthal, wo die Gabelsteiner als Wohlthäter des Klosters und als Zeugen genannt werden. So heißt es z. B. in einer Urkunde vom Jahre 1310: „Ich, Gernot „von Gabelstein, Ritter u. s. w." In einer andern von 1329: „Wir, Götze, Jürge, Hermann, Gebrüder von Gabelstein u. s. w."

Im J. 1348 war Hermann von Gabelstein Kanonikus in Oehringen, und 1352 Petrissa von Gabelstein Aebtissin zu Gnadenthal. Im Jahre 1327 verkaufte der Ritter Jürg von Gabelstein an den Grafen Kraft II von Hohenlohe den hintern Theil der Burg um 100 Pfd. Heller. 1359 verkaufte Heinrich Beller von Tullau seinen Antheil an der hintern Burg für 40 Pfd. Heller an den Grafen Kraft III von Hohenlohe und dessen Eheweib Anna, geborne Landgräfin von Leuchtenberg. Ferner verkaufte Jürge von Gabelstein seine Güter, Gülten und Kelter zu Gabelstein 1370 an die Gräfin Anna von Hohenlohe für 600 Pfd. hallischer Währung. Endlich verkaufte Kunz Locher von Hall seinen Antheil an der Burg mit Zubehör,

und sein Drittel am Gericht zu Michelbach sammt dem Forst, Forstrecht, Vogtei und allen Gütern und Gefällen, alles regensburgisches Lehen, an den Grafen Albrecht von Hohenlohe für 257 Goldgülden.

Diese wenigen Nachrichten sind die einzigen, die aufzufinden waren.

121.

Boxberg.

Noch aus den Ueberresten dieses Bergschlosses läßt sich seine ehemalige Größe und Festigkeit beurtheilen. Sie liegen am rechten Ufer des Flüßchens Umpfer und auf der Kuppe eines steilen und felsigen Hügels, welcher auf drei Seiten, der Ost-, Süd- und Westseite, frei steht. Die Burg bildete ein ungleichseitiges Viereck, welches an drei Ecken durch starke, runde Thürme gedeckt war. An der vierten südöstlichen Ecke hat sie eine halbmondförmige, mit großen hervorragenden Quadern erbauete Bastei, welche den dritten Theil des ganzen Quadrats einnimmt. Um diese Bastei zieht sich ein hoher Wall und tiefer Graben, der weiterhin und um die Burg herum in zwei Gräben ausläuft, welche beide in den Felsen eingegraben sind. Auf der linken Seite, wo der eine Graben in zwei ausläuft, sieht man in der Mitte des ersteren die Rudera von zwei

Thürmen, einen viereckigen und einen runden, deren erster Stock ganz aus einer Masse und aus demselben Felsen besteht, auf welchem sie ruhen. Ueberhaupt ist der Felsen hier sehr gut benutzt; denn, den Rostlöchern und Schießscharten nach zu urtheilen, die man in der Tiefe desselben bemerkt, muß er in seinem Innern ganz hohl seyn. Der innere Graben führt um eine Felsenwand, auf welcher eine, wenigstens 50 Fuß hohe, fortlaufende Mauer ruht, in der mehrere Reihen Schießscharten über einander angebracht sind.

Um in das Innere der Burg zu gelangen, muß man durch zwei Thore, wovon das äußere durch den Wall, auf welchem ein abgebrochener Thurm steht, und das innere durch ebengenannte hohe Mauer führt, und noch verschließbar ist. Innerhalb des letztern sieht man rechts einen hohen, langen Bau, dessen erster Stock aus mächtigen, hervorragenden Quadersteinen besteht und bestimmt aus alten Zeiten herrührt; das Weitere desselben von Holz, ist das Werk neuerer Zeiten, und wird gegenwärtig als herrschaftliches Fruchtmagazin gebraucht. Eben dieses Gebäude steht ganz innerhalb der Bastei, und hat auf seiner Fronte, der ganzen Länge nach, einen Graben, über welchen eine schmale, massive Brücke zum Eingang führt. Links am Thore steht ein kleines Häuschen, in welchem ein Mann mit seiner Familie wohnt, der das Wesen hier unter seiner Aufsicht hat. Weiterhin steht noch ein einstöckiges hölzernes Häuschen, in welchem der tiefe, ganz in Felsen gehauene, noch brauchbare Brunnen ist. Hinter diesem Häuschen und auf

der Ostseite hin, bemerkt man starke Grundmauern von zerstörten Gebäuden, so wie in demselben noch mehrere Oeffnungen in theils zerfallene, theils noch brauchbare Kasematten. Eine der letztern hat ebengenannter Burgbewohner in einen Ziegenstall verwandelt. Noch sieht man außerhalb der Ringmauer, nicht fern von der Bastei, über einem zugemauerten Thore, zwei in rothen Sandstein und halb erhaben ausgehauene Figuren in Lebensgröße, und zwischen beiden das Wappen der rosenbergischen Familie mit folgender Inschrift: Diesz Schlosz hat A. v. R. wieder angefangen zu bawen nach der Geburt Christi M.C.C.C.C.C.C.XLVII. Jor. Die Figur rechts stellt eine Frau dar, die in der rechten Hand eine Flasche, in der linken, in einem Traggeschirr, zwei Töpfe über einander und außer diesem noch einen Henkelkorb hält. Jammerschade, daß diese schöne Figur erst ganz kürzlich, auf die nichtswürdigste Weise, in der Mitte entzwei geschlagen und herunter gestürzt wurde. Die Figur links stellt einen Mann vor, im Hemde und einer Nachtmütze auf dem Kopfe, der mit beiden Händen, schlagfertig, ein Beil mit langem Helme hält. Diese Figuren sollen Albrecht von Rosenberg und seine Ehefrau vorstellen, und beziehen sich auf folgende Geschichte: Albrecht von Rosenberg war bei Erbauung der Burg gegen seine frohnenden Unterthanen sehr hart und grausam; seine edle Hausfrau dagegen suchte das harte Schicksal der armen Leute auf alle Weise zu erleichtern, vorzüglich dadurch, daß sie ihnen täglich Essen und Trinken brachte, und sie durch freundliches Zureden zu trösten suchte. Dieses machte den

finstern Albrecht eifersüchtig, daß er ihr einst nachschlich, um sie über der That mit dem Beile zu erschlagen. Zum Glück erkannte er zeitig genug noch seinen Irrthum, und verewigte durch diese Steine die eheliche Treue seiner Gattin.

Nur von der Seite der Bastei hat man eine hübsche Aussicht, und zwar aus einem großen Theile des freundlichen Umpferthales, auf das an den Burgberg angebauete Städtchen Boxberg und das nicht weit davon entfernte Dorf Wölchingen, wo eine schöne Kreuzkirche steht, die noch von den Tempelherren erbauet worden seyn soll, und mehrere sehr künstlich in Sandstein gearbeitete Epitaphien der Herren von Rosenberg aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert enthält.

Der Name Boxberg kommt frühzeitig schon in Urkunden vor. So lebten in der Mitte des zwölften Jahrhunderts drei Brüder, von welchen sich zwei Conradus und Crafto de Boccesberc und der dritte Wolfradus de Crutheim nannte. Zwischen 1240 bis 1250 bauete Conrad von Boxberg das Schloß Lichteneck bei Ingelfingen wieder von neuem auf. 1245 schloß Graf Gottfried von Hohenlohe mit eben diesem Conrad von Boxberg einen Erbvertrag, in welchem letzterer, im Fall er ohne Leibeserben sterben sollte, alle seine Edelleute, deren viele in der deshalb gefertigten Urkunde, mit ihren Weibern und Kindern genannt sind, so wie auch das Schloß Boxberg, nebst vielen Dörfern, dem Grafen verschrieb. Da indessen beide noch Leibeserben bekamen, so hob sich dieser Vertrag von selbst. Späterhin übergab Heinrich von Boxberg Schloß

und Flecken Boxberg u. s. w. dem Stifte Würzburg, und empfing es wieder von ihm als Mannlehen. Einige Jahre nachher übergaben die Herren von Boxberg, mit Bewilligung des Lehnsherrn, Schloß und Flecken Boxberg dem Johanniterorden und dem Stifte Würzburg gegen das ihm näher gelegene Schloß und Amt Schwammberg. Von den Johannitern kam Boxberg zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts an die Herren von Rosenberg, und von diesen an die Pfalzgrafen zu Heidelberg.

Im funfzehnten Jahrhunderte, wo die Rosenberge, und namentlich die Ritter Georg, Michel und Arnold von Rosenberg, daselbst wohnten, wurde von da aus ein wahrhaft schändliches, scheusliches Gräuelleben geführt, so daß, wie aus Müller's Reichstags-Archiv erhellt, dem Kaiser Friedrich IV selbst vor diesem Orte gegrauet hat. Um nur einen Beweis von solchen Gräuelthaten zu geben, führe ich eine Stelle aus Joh. Trithemius Historia belli bavarici an, wo es unter andern heißt: „Castrum nomine Buchsberg, in quo sese Castrones viarum, „atque praedones sceleratissimi recipere solebant: „qui propriae salutis immemores, imperialiumque „mandatorum contemtatores et pacis regni communis imperii turbatores non solum bonos quos„libet spoliaverunt itinerantes, sed et alia prius in„audita scelera in sacerdotes Domini commiserunt. „Amputantis namque virilibus ministros Ecclesiae „sacrilegis manibus castraverunt, ex quibus non„nulli doloribus nimium urgentibus moriebantur.

„Posthaec quaedam instrumenta ferrea feris ocul-
„tissime clausa excogitaverunt: quibus testiculos
„tam Clericorum quam laicorum comprimentes,
„cum nemo feras aperire posset, nisi ipsi, venire
„miseros quocumque jussissent, compellebant etc.“
Sie hatten viele wehrhafte, reisige Knechte in ihrem Solde, mit welchen sie Tag und Nacht auf den Beinen waren, und alles, was sie fanden, Geld, Früchte, Wein, Thiere ꝛc. raubten; es war keine Straße mehr vor ihnen sicher, und wenn sie irgend einen Boten von Mainz, Pfalz oder Würzburg mit schriftlichen Befehlen antrafen, so nöthigten sie ihn, dieselben zu kauen und zu verschlingen.

Die Fürsten der drei angrenzenden Länder, der Erzbischof Adolph von Mainz, Friedrich I Kurfürst von der Pfalz, und Rudolph Bischof von Würzburg, vereinigten sich endlich den 22. Januar 1470, um mit 3000 Mann zu Pferde und 900 Mann zu Fuß die befestigten Kirchhöfe zu Schweizern und zu Schüpf zu zerstören. Da aber dies die genannten Ritter nicht abschreckte, mit ihrem Rauben und Mordbrennen fortzufahren, so belagerte der pfälzische Hauptmann Lutz Schott das Schloß Boxberg, und eroberte es nach drei Wochen, am grünen Donnerstage des genannten Jahres; doch entkam Georg von Rosenberg noch die Nacht zuvor mit 70 von seinen Reitern. Das Schloß sollte nun niedergerissen werden; da aber mehrere Herren Theil daran hatten, so blieb es stehen, nur behielten es die Fürsten nebst dem Lande, und setzten als gemeinschaftlichen Beamten den Conrad von Berlichingen dahin. Sieben

Jahre später gaben sie es denen von Rosenberg und andern Gänerben unter der Bedingung wieder zurück: daß, sobald sie es wieder befestigen, und das Schloß wieder gebrauchen wollten, sie es von ihnen zu Lehen empfangen müßten. Ersteres geschah bald nachher; um indessen letzteres nicht auch thun zu müssen, nannten sie Boxberg von nun an in ihren Briefen, Verträgen u. s. w. nicht mehr Schloß, sondern Bastei. Zu sehr daran gewöhnt, vom Stegreif zu leben, fingen sie bald wieder mit ihren Helfershelfern an, das vorige Unwesen zu treiben. Vorzüglich aber ladeten sie den Haß des schwäbischen Bundes dadurch auf sich, daß sie dem geächteten Raubritter Johann Thomas von Absberg, welcher bei Schwäbisch-Werdt den Grafen Joachim von Oettingen meuchlings überfallen, ausgeplündert und tödtlich mißhandelt hatte, Unterschleif gegeben und Beihülfe geleistet. Als nun Georg Truchseß mit dem schwäbischen Bundesheere alle diejenigen, welche den Absberg unterstützt hatten, zu züchtigen suchte, und deshalb in Franken allein drei und zwanzig feste Schlösser zerstörte, kam er auch am 14. Jun. 1523 vor Boxberg, fand Thor und Thüren offen, und, außer einem alten Manne, alles menschenleer, weil sich seine Bewohner kurz vor Ankunft des Truchseß entzweit und sämmtlich entfernt hatten. Da ließ Truchseß das Schloß, welches mit Proviant aller Art in Menge versehen und vor mancher andern Burg sehr fest war, auch viele vom fränkischen Adel sich vorgenommen hatten, hier aufs äußerste sich zu wehren, rein ausleeren und dann verbrennen und zerstören.

Das zerstörte Schloß, sammt den dazu gehörenden Gütern, gab der schwäbische Bund dem Kurfürsten Ludwig V von der Pfalz, als Lehnsherrn, zurück, und dieser setzte erst den Daniel Trautwein von Schwäbischhall, und nach ihm, 1541, Philipp von Bettendorf zum Amtmann dahin. Hierauf beschwerte sich Thomas von Rosenberg beim Bunde, daß seiner Familie Unrecht geschehen sey, und seine Vettern keine Gemeinschaft mit den Ganerben gehabt hätten: Truchseß habe aus einem eigenen Antrieb Boxberg zerstört, und suchte diesem von nun an auf alle Art und Weise zu schaden. Unter andern ließ er ihm seinen Sohn, der zu Dole in der Franchecomte studierte, durch List und mit Gewalt entführen, hielt ihn fünf Jahre lang in einer fränkischen Burg gefangen, und entließ ihn erst nach dem Tode seines Vaters gegen ein Lösegeld von 8000 Gulden. Noch führte dieser äußerst unruhige Kopf manche Streiche gegen seine Feinde aus, und schickte sogar 1535 dem schwäbischen Bunde einen Fehdebrief zu; doch starb er, ohne seine Wünsche erreicht zu haben. Ernst Albrecht von Rosenberg, — eben so unruhig wie sein Vetter, der früher den Bürgermeister von Nürnberg, Baumgärtner, als er von Speier heimreiste, bei Sindelsheim unter dem Vorgeben niederwarf: die Nürnberger hätten die erste Veranlassung zu Zerstörung seiner Burg gegeben, und ihn nicht eher losließ, bis er 8000 Gulden erlegte, — stand bei Kaiser Karl V in eben so großem Ansehn, als beim Kurfürsten Friedrich wegen Anhänglichkeit an den schmalkaldischen Bund, in Mißkredit. Er wurde 1545 durch kaiserliche Gewalt wieder in den Be-

sitz seiner Güter gesetzt, und fing auch sogleich wieder an, seine Burg aufzubauen und in wehrhaften Stand zu setzen. Da die Klagen, die der Kurfürst von der Pfalz deshalb beim Kaiser anbrachte, fruchtlos blieben, so entspannen sich zwischen ihm und dem Rosenberg viele Händel und Neckereien, die bis zum Tode des erstern fortdauerten. Der ewigen Raufereien müde, trat endlich Kurfürst Friedrich III mit Albrecht von Rosenberg in Unterhandlung, und kaufte ihm das Schloß mit Zubehör, nebst allen seinen Rechten und Ansprüchen darauf, um 7000 fl. rhein. ab.

Im J. 1621 besetzte Tilly mit der ganzen Rheinpfalz auch Boxberg, und hielt es bis zum westphälischen Frieden besetzt. Nach den allgemeinen Verwüstungen der Franzosen in der Pfalz, wo sie auch Boxberg einige Mal, jedoch immer vergeblich, beschossen hatten, verpfändete Kurfürst Johann Wilhelm im J. 1691 Schloß und Amt Boxberg an den Bischof von Würzburg um 300,000 fl., und dieser überließ es bald nachher wieder dem deutschen Orden, von welchem es erst 1740 Kurfürst Karl Friedrich einlöste. Während dieser Pfandzeit wurde die Burg so schlecht unterhalten, daß sie allenthalben baufällig wurde, und da überhaupt die Zeiten, wo dergleichen kleine Festungen von Bedeutung seyn konnten, vorüber waren, so führte man die Kanonen nach Manheim und ließ sie ganz abtragen.

122.

Oberschüpf.

Sonst hieß der kristallhelle Bach, der den Schüpfer-Grund durchläuft, die Schüpf, und von ihm haben ohne Zweifel die Erbauer dieses Schlosses, so wie überhaupt die Orte Ober- und Unterschüpf, ihre Namen. In den frühesten Urkunden wird er Siph, Sciffa, Sciphe, Schiphe, Scipphe, Schipphe, Schippa und Scipha geschrieben. Schon im J. 806 kommt der Name Sciffa vor in einem Bestätigungsbriefe zwischen dem Bischofe Egilwart von Würzburg und dem Grafen Arnulf von Franken. Das hier im Thale stehende Bergschloß Oberschüpf *) lag am Abhange des steilen Berges, an dessen Fuß das Dorf Oberschüpf erbauet ist.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte gab es eigene Dynasten von Schüpf. So lebte z. B. 1144 Walther von Schüpf, 1182 Conrad von Schüpf, und 1335 bis 1360 Ludwig von Schüpf. Schon im zwölften Jahrhunderte hatten diese Herren von Schüpf das Reichs-Erbschenkenamt. Aber als Ludwig von Schüpf bei dem Kaiser Friedrich II in Ungnade fiel, gab letzterer dieses Amt dem Hause Lympurg, und zwar wird Walther von Lympurg zuerst in einem kaiser-

*) Auch in Unterschüpf liegt ein mit Mauer und Graben versehenes, noch jetzt bewohnbares Wasserschloß, welches aber erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erbauet wurde.

lichen Diplom von 1235 Rucerna genannt. Späterhin kam Ludwig von Schüpf wieder beim Kaiser in Gnade und durfte diesen Namen auch wieder führen. In demselben Jahre, 1235, kam die Burg Schüpf nebst dem ganzen Schüpfergrund an den Grafen Gottfried von Hohenlohe, und zwar durch einen Vertrag mit Ludwig von Schüpf, kraft dessen letzterer die Burg u. s. w. wegen zugefügten Schadens um 1000 Mark Silber so versetzte, daß er und seine Erben sie behalten sollten, im Falle gedachte Summe, nebst noch 100 Pfd. würzburger Münze, nicht innerhalb Jahresfrist abgetragen würde. Da dies nun nicht geschah, so blieb sie Eigenthum der Grafen von Hohenlohe, und Kaiser Friedrich, so wie sein Nachfolger Conrad, bestätigte sie auch darin.

Im J. 1296 vertrugen sich Graf Kraft von Hohenlohe und Graf Ludwig von Dürne dahin, daß ersterer diesem für seine Ansprüche auf Schüpf 1000 Pfd. bezahlen, dafür aber auch sein Universalerbe seyn solle, wenn er kinderlos sterben würde. 1316 trug Graf Conrad von Hohenlohe dem Erzbischofe zu Mainz die Burg Schüpf, die er bisher als Reichslehen besaß, auf, und empfing sie wieder von ihm den 9. März desselben Jahres als Afterlehen. 1388. wurde Nicolaus Wendelstein, der eine Forderung an den Grafen Friedrich von Hohenlohe hatte, durch einen Rechtsspruch des kaiserlichen Hofrichters Berthold, Burggrafen zu Meißen, in den Besitz der Burg Schüpf und des Städtchens Weikersheim gesetzt, doch kam 1390 Graf Gottfried von Hohenlohe schon wieder in den vollen Besitz derselben.

Die

Die Grafen Ulrich und Friedrich von Hohenlohe verkauften später das Schloß nebst dem ganzen Schüpfergrund an den Adel von Dottenheim, und behielten sich blos den Kirchsatz und das Mannlehen von Schüpf vor. Im funfzehnten Jahrhunderte hatten auch die v. Rosenberg Antheil am Schlosse Schüpf; denn, nachdem seine Bewohner die schändlichsten Mordthaten und Räubereien begingen, und den ganzen Odenwald bis an den Neckar und nach Franken durchstreiften, wurde dasselbe 1470 von dem Erzbischof Adolph zu Mainz, Bischof Rudolph von Würzburg und dem Pfalzgrafen Friedrich mit einem Heere von 300 Mann zu Pferde und 900 Mann zu Fuße belagert, und nach acht Tagen, den 29. April, erobert, wobei Michel und Arnold von Rosenberg nebst vielen von ihren Knechten gefangen wurden. Hierauf wurde die Burg ausgeleert, geschleift und nie wieder aufgebauet.

Jetzt ist nichts mehr von ihr übrig, als oben auf genanntem Berge ein felsiger Hügel, auf welchem verschiedene Erhöhungen und Vertiefungen, sämmtlich mit magerem Rasen überwachsen, zu sehen sind, und die auf eine ehemals hier vorgegangene Revolution schließen lassen. Dieser Hügel ist von der Bergseite mit zwei Gräben umgeben, zwischen welchen sich ein schmaler, aber hoher Wall hinzieht. Der innere, gegen 40 bis 50 Fuß tiefe und 30 Fuß breite Graben ist ganz in Kalkfelsen ausgehauen. Von Mauerwerk sieht man nirgends eine Spur.

Die Aussicht von diesem Hügel ist ohne alle Reize. Außer einem eben nicht malerischen Theile des Schüpfer-

grundes mit Ober- und Unterschüpf, sieht man nur nahe Weinberge und fernen Wald.

* * *

Die Quellen, aus welchen, außer der eigenen Ansicht, die Nachrichten von vorstehenden vier Burgen aus dem Hohenlohischen geschöpft wurden, sind: Georg's Uffenheimische Nebenstunden; Wiebel's Kirchen- und Reformationshistorie; Crusius schwäbische Chronik; Hanselmann's Landeshoheit des Hauses Hohenlohe; Balth. Fleiner's Chronik von Hohenlohe, Manuscript; Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz, eine Geschichte des 15ten Jahrh.; Joh. Goswik Widder's Versuch einer Beschreib. der Pfalz am Rhein; Wiedmann's würzburgische Chronik.

123.

Nassau

bei Ems im Nassauischen.

Vergänglichkeit und wilde Verheerungen
Und der Bestimmung eiserner Wille nur,
Sind das Geschick der Welt; das Gute
Stürzt mit dem Bösen im Strom der Zeiten.

Dr. F. Dietrich.

Digitized by Google

123.

Nassau.

Von Koblenz drei, vom Badeort Ems nur zwei Stunden entfernt, liegen die Ruinen der Burg Nassau, des verödeten Stammhauses einer altfürstlichen Familie, die noch jetzt in zwei Linien blüht. Ein isolirter Berg, an der linken Gebirgswand des freundlichen Thales, das die Lahn durchfließt, trägt sie, und von ihnen genießt man eines Umblickes, der höchst lieblich ist. Denn tiefer unter ihnen, am Abhange des Berges, liegen die Ruinen der Burg Stein; unten im Thale, am andern Ufer der Lahn, breitet sich das Städtchen Nassau aus, und auf- und abwärts schweift der Blick im schönen, mit Wiesen reich bedeckten, von der Lahn durchströmten Thale hin und her.

Noch stehen bedeutende Bruchstücke der alten Burg. Wenn aber nicht sorgfältiger wie bisher über ihre Erhaltung gewacht, wenigstens ihrem gewaltsamen Zerstören entgegen gewirkt wird, so werden sie bald ein bloßer Steinhaufen seyn. Es muß auffallen und ist nicht erklärbar, woher es kommt, daß die Familien, welche noch im Besitze ihrer

Stammburgen sind, und denen es nicht an Mitteln sie zu erhalten oder wenigstens zu beschützen fehlt, dies gerade am ersten unterlassen, des Steinhaufens nicht achten, und gleichgültig zulassen, wenn er gewaltsam zerstört und wohl gar zum Verbrauche weggeführt wird. Wie häufig diese Bemerkung schon gemacht werden konnte, erinnern sich wohl Viele aus den vorhergehenden Bänden dieses Buches, und wie häufig wird sie, leider! noch künftig gemacht werden können. Alles Klagen hierüber, und geschähe es noch so oft, möchte jedoch vergebens seyn. Wo der Sinn für die Erhaltung deutscher Alterthümer nicht ist, da wird er auch nicht hinein gepredigt.

Einige Mal schon hat uns die Sage über die Veranlassung zur Erbauung einiger Burgen auf die Stellen, wo sie standen, erzählt: es habe ein edler Rittersmann auf der Jagd sich ergötzt, sey dabei auf die Spitze eines hohen Berges gekommen, habe die Umsicht von da vortrefflich und den Ort sehr geeignet gefunden, eine feste Burg darauf zu erbauen, was denn auch geschehen sey. Das kann nun zwar ein auch zwei Mal der Fall gewesen seyn, schwerlich aber so oft, als es erzählt wird. Die edlen Rittersleute bauten sich auf die Berge der Sicherheit wegen; nach der Aussicht mögen sie nicht viel gefragt haben. Von Nassau wird dasselbe Mährchen erzählt, und Textor, ein Chronikenschreiber des Landes, zweifelt nicht an der Wahrheit desselben. Er läßt einen Herrn oder Grafen von Laurenburg auf die Jagd reiten, mit seiner Begleitung und vielen Hunden da, wo Nassau steht, einen Hirsch erlegen, nachher sich an der Um-

sicht ergötzen, die Gegend schöner finden, als die, wo seine Burg Laurenburg stand, und den Bau einer Burg beschließen, worauf die Burg Nassau hervorgegangen sey.

Von diesem Geschichtchen ist nur das wahr, daß der Erbauer der Burg ein Laurenburger war. Diese Laurenburger, nachherigen Nassauer, hatten zwei Stunden von Nassau, aufwärts im Lahnthale, ihren Sitz auf der Burg Laurenburg, in der jetzigen Grafschaft Holzapfel. Ihr Gebiet war nicht von Bedeutung, wurde aber, wie das damals leicht möglich war, wo die Grenzen der Länder noch nicht so scharf gezogen waren wie jetzt, nach Umständen, und nachdem es Kraft und Macht erlaubten, ausgedehnt und vergrößert. Nun hatte im J. 1034 der Bischof Azecho von Worms, einer aus dem Geschlechte der Laurenburger, seiner Kirche ein Geschenk gemacht mit einem großen, bei dem schon früher vorhandenen Hofe Nassau gelegenen Stück Landes von vierzig Hufen, zu dessen Umgebung der jetzige Burgberg mit gehören mochte? Da dies ursprüngliches Eigenthum der Familie war, so sahen die Herren Vettern, die Grafen von Laurenburg, diese Schenkung als unrechtmäßig und ihrem Hause nachtheilig an, und erbaueten im J. 1101 eine feste Burg neben das verschenkte Gut, um die Rechte ihres Besitzes damit zu beurkunden. Um dies noch mehr zu thun, vertauschten sie auch ihren Namen: Laurenburg, mit dem: Nassau. Sie nannten sich nun Grafen von Nassau; doch findet man, daß sie sich bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts in Urkunden bisweilen auch noch Grafen von Laurenburg unterschrieben.

Das Hochstift Worms nahm dieses eigenmächtige Verfahren gewaltig übel. Es entstand eine langwierige Fehde zwischen beiden. Mit geistlichen und weltlichen Ruthen wurde auf die Nassauer losgeschlagen, aber umsonst. Endlich wußte es der kriegerische Bischof Burkhard II von Worms dahin zu bringen, daß die Burg der Nassauer, sammt dem unten im Thale gelegenen Gute oder Hofe Nassau, vom Kaiser Lothar, im J. 1136, seiner Kirche zugesprochen wurde. Das Hochstift war jedoch zu weit von dem streitigen Punkte entfernt, und hatte die Macht nicht, den kaiserlichen Befehl in Vollzug zu setzen. Die Grafen Arnold und Rupert von Nassau behaupteten sich im Besitze, und nicht geistliche, nicht weltliche Waffen vermochten sie zu entsetzen.

Burkhards Nachfolger, Bischof Konrad I, schlug einen andern Weg ein, seinen Zweck zu erreichen, und zugleich außer aller Verbindung mit den widerspenstigen Nassauern zu kommen. Er schloß mit dem Erzbischofe Hillin von Trier einen Vertrag ab, vermöge welchem er die Rechte seiner Kirche an Nassau gänzlich an Trier abtrat, und dafür ein ihm näher gelegenes Gut in Partenheim erhielt. Dies gab der Sache eine andere Wendung. Einem so mächtigen Nachbar, wie Hillin war, konnten die Nassauer nicht widerstehen, sie mußten weichen, wozu der Umstand noch beitragen mochte, daß gerade um diese Zeit der Besitzer von Nassau ein unmündiges Kind war. Die Mutter davon, die Gräfin Beatrix, benutzte indessen diesen Umstand sehr vortheilhaft. Sie bat den Erzbischof Hillin flehentlich,

ihrem Kinde die Burg zurückzugeben. Hillin war, ungeachtet der Bischofsmütze, kein Weiberfeind, und Beatrix soll eine schöne Frau gewesen seyn. Er ließ sich daher willig finden, und gab der nassauischen Familie den alten Stammsitz im J. 1158, doch als ein trierisches Lehn und gegen eine Vergütung von 150 Mark Silber, zurück. Seitdem ist Nassau im Besitz geblieben. Das trierische Erzstift machte zwar im J. 1188 einen Versuch, Nassau wieder an sich zu ziehen, vermochte aber nichts gegen den tapfern Grafen Walram auszurichten.

Laurenburg war nun zwar die eigentliche Stammburg der Nassauer; seitdem diese aber den Namen Nassau angenommen hatten, wurde jene verlassen und die Burg Nassau als eigentlicher Stammsitz angesehen, daher sie auch, nebst Zubehör, bei der ersten Haupttheilung der Familie, im J. 1255, — welche die Entstehung der beiden noch blühenden Hauptstämme, des Ottonischen und Walramschen, jetzt königlichen und herzoglichen, veranlaßte, — in ungetheilter Gemeinschaft blieb. — Diese Gemeinschaft an dem Schloßberge und dessen Ruinen, wurde sogar noch im J. 1814 feierlich wieder erneuert, als der jetzige König der Niederlande, nach Auflösung des famösen Rheinbundes, seine väterlichen Erblande zurück erhielt, obgleich das gemeinschaftliche Amt Nassau durch den Haager Hauptvertrag, bei Aufhebung aller Gemeinschaften, dem herzoglichen Hause allein zugefallen war.

Diese fortwährende Gemeinschaft hatte aber die nachtheiligen Folgen, daß auf das Schloß, wenn es gleich als

Stammhaus galt, in Hinsicht der innern Wohnungen wenig verwendet wurde, und nur selten Grafen des einen und andern Stammes, obgleich jeder Stamm ein eignes Wohngebäude hatte, ihren Aufenthalt darin nahmen. Thürme und Mauern, überhaupt alles, was zum Schutz und zur Befestigung der Burg erforderlich war, das wurde aber nicht vergessen. Dafür, so wie für die nöthige Besatzung und Anschaffung der Bedürfnisse, hatte immer derjenige Gemeiner oder Theilhaber zu sorgen, an welchem, dem verabredeten Wechsel zufolge, das Baumeisterthum war, welcher dann auch, so lange er Baumeister blieb, den Vorsitz und die Leitung der bürgerlichen Geschäfte in dem zu der Burg gehörigen gemeinschaftlichen Landesbezirk hatte.

Zu der Zeit, als die Burg erbauet ward, und selbst noch zur Zeit der Vereinbarung darüber mit Trier, 1158, hatten die Laurenburger das Grafenamt über die Umgegend noch nicht, eben so wenig über den jenseitigen Ort Nassau und dessen Zubehör. Sie erwarben solches aber von dem isenburgischen Hause noch im nemlichen Jahre, und gelangten damit auch späterhin zur erblichen Landeshoheit auf beiden Lahnufern. Der bessern Verbindung wegen wurde am Fuße des Burgberges bis zum Flecken Nassau eine schöne steinerne Brücke über die Lahn errichtet. Der dreißigjährige Krieg hat sie zerstört, und die Gemeinschaft zwischen beiden Ufern wird seitdem durch Fähren und Nachen unterhalten. Noch sind von den Brückpfeilern einige Trümmer übrig. Wann der Verfall der Burg angefangen hat,

und wann sie verlassen worden, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben.

* * *

Die Nassauische Chronik von Joh. Textor v. Häger, 1712. Fol. — Vogt Rheinische Geschichten und Sagen, 2r Bd. 1817, und das Rheinische Taschenbuch von 1819 sind hierbei benutzt worden.

Von Reinermann in Frankfurt a. M. giebt es eine schöne kolorirte Ansicht von der Nassauer Ruine. Sie erschien vor fünf bis sechs Jahren, ist 11 Zoll hoch, 15 Z. breit und kostet 3 Rthlr. Verkleinerte Kopieen davon sind im Rheinischen Taschenbuche auf 1819 von Haldenwang, und in Mosch Taschenbuche für Brunnen- u. Badegäste, 1r Bd. 1819. 8. von Rosmäsler.

124.

Strauf

im Fürstenthum Hildburghausen.

Da winkt, vergoldet von der Abendröthe,
Kein Obdach mehr!
Das Burgrevier, wie ist es jetzt so öde,
Wie freudenleer!
Von seines Thurmes Rest, der Trauersäule
Vergangner Zeit,
Singt ungestört ihr solo nun die Eule
Der Einsamkeit.

Wagner.

Digitized by Google

124.

Strauf.

Die Ruinen dieser Bergveste findet man in der Nähe des zum coburgischen Amte Rodach gehörigen Dorfes Roßfeld, westlich von letzterem auf einem fast isolirten, ziemlich steilen und ganz mit Holz bewachsenen Berge. Man nennt diese Burg auch Strauchhain; unrichtig wird sie von den Landleuten Strauchhan genannt. Der Berg, auf welchem die Trümmer befindlich sind, — die der freundlichen Gegend die Ansicht eines wahrhaft romantischen Gemäldes geben, — gehört zu den Besitzungen des Herzogs von Hildburghausen.

Schon der Anblick der Ueberreste dieser einst gewiß sehr festen Burg führt zur Ueberzeugung, daß sie uns aus dem grauen Alterthume, als unverwüstliches Produkt eines rohen und geschmacklosen Zeitalters, übrig geblieben sind.

Die Geschichtschreiber führen das Daseyn dieser Burg bis ins achte Jahrhundert zurück, wo die am Fuße des Berges gelegene Villa Straufdorf schon vorhanden war, und von dem Castro Struf den Namen führte. Sie gehört un-

ter die zahlreiche Reihe von Bergvesten, von wo aus die ehemaligen mächtigen und reichen Grafen von Henneberg ihre ausgebreiteten Länder beherrschten, von denen so manche noch in ihren Bruchstücken ihre frühere Unbezwinglichkeit beurkunden.

Im J. 1156 wird eines Heldbolds de Strufe gedacht, als Vasall (homo) Markgraf Adelberts von Sachsen, von welchem er wahrscheinlich zum Burgmann auf diesem Schlosse und zum Aufseher über die dazu gehörigen Dörfer bestellt wurde. Daß Heldbold in dieser Eigenschaft sich von Namen der Burg beilegte, war der Sitte jener Zeit angemessen; wie aber Markgraf Adelbert zu Sachsen, der nemliche, der in der sächsischen Geschichte unter dem Namen Albrecht des Bären vorkommt, zu einer von seinen Landen entfernten Besitzung gekommen, läßt sich mit diplomatischer Gewißheit nicht erklären. Man vermuthet blos, daß er sie aus der Erbschaft der alten Grafen von Weimar und Orlamünde, welche 1140 ausstarben, erhielt; denn diese hatten Besitzungen im Grabfelde, und auch die Veste Strauf gehörte ihnen. Zwanzig Jahre später findet man Strauf im Besitze der Grafen von Henneberg. Wie diese dazu gekommen, ist nirgends aufzufinden. Im J. 1180 kommen Graf Heinrich und 1206 sein Bruder Poppo VI als Besitzer derselben vor. Sie führen beide in Urkunden den Beinamen Comes de Strufe.

Eine spätere Urkunde vom J. 1230 bezeichnet dieses Castrum als den Sitz eines hennebergischen Landgerichts, zu welchem die umliegenden Dörfer geschlagen waren, die aber

in

in der Folge dem Centgerichte Heldburg zugetheilt wurden. Solche Centsprengel sind, hauptsächlich noch im Coburgischen, ihrer frühern Abtheilung nach, vorhanden, und bilden bis auf den heutigen Tag, nach Maaßgabe ihres Umfangs, einzeln oder mehrere zusammen, die jetzigen Aemter, zu deren allmähligen Bildung sie auch eigentlich Veranlassung gegeben haben mögen.

Da die Veste Strauf der Sitz eines Land- und Centgerichts war, diese Gerichte aber, als ein ehrwürdiges Denkmal der deutschen Gerichtsverfassung des Mittelalters, hauptsächlich in den ehemals zur Pflege Coburg gehörigen Landen, sich bis jetzt noch, wiewohl unter mancherlei Abänderungen, erhalten haben; so dürfte es vielleicht willkommen seyn, derselben hier noch in geschichtlicher Hinsicht mit einigen Worten zu gedenken.

Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo die coburgischen Lande mit dem Hause Henneberg vereinigt wurden, war das Bedürfniß zu einer Verbesserung der Gerichtsverfassung fühlbar geworden. Graf Berthold von Henneberg übernahm es daher, die im J. 1314 acquirirten coburgischen Lande zu ordnen, oder, wie man jetzt zu sagen beliebt, zu organisiren. Seine Unterthanen dem Einflusse fremder Gerichte ausgesetzt zu sehen, war seinen Gesinnungen zuwider. Er wirkte sich daher vom Könige Ludwig IV das damals noch seltene privilegium de non evocando aus. Hierdurch wurde er für den alleinigen Richter in seinem Lande erklärt, und keiner seiner Unterthanen konnte anderswo, als vor seinen Gerichten, belangt werden. Es

wurden sodann Grundbücher oder sogenannte Urbarien angelegt. Nach ihnen wurde das Land in Centdistrikte eingetheilt. Die dazu gehörigen Dörfer und eingesessenen Lehenleute wurden sorgfältig aufgezeichnet, die Abgaben der letztern, die Besitzungen des Adels und die Jurisdictionsverhältnisse genau bemerkt; und so wurde es möglich, eine nothdürftige Uebersicht des Ganzen zu erhalten.

Durch die Eintheilung in Centsprengel mußte die Gerichtsverfassung selbst gewinnen, und sie ist um so merkwürdiger, als sie, wie gesagt, für die erste Grundlage zu betrachten ist, worauf sich nach vielen Stürmen der Zeit, Blühen und Erlöschen der Regentenstämme, wiewohl unter veränderter Form, endlich die jetzt bestehenden Aemter gebildet haben.

Mit dem Amte Coburg allein wurden damals schon sechs solcher Centsprengel oder besondere Gerichte vereinigt. Die verordneten Centgrafen zu Coburg und Neustadt mußten jährlich drei Aufschläge, wahrscheinlich Sitzungen dieser Landgerichte, nemlich die erste trium regum, die zweite Philippi Jacobi, die dritte zu Michaelis, vornehmen. Alle centbaren Unterthanen mußten hier vor dem Centgrafen und seinen Gerichtsschöffen persönlich erscheinen, und alles, was rugbar war, vor der ganzen Versammlung öffentlich rügen. Die Angeschuldigten wurden gehört, Zeugen vernommen und nach Befinden sofort die geeignete Strafe erkannt. Der Centgraf bekam bei jedem Aufschlage des Gerichts an jedem Orte zu seiner Belohnung einen

Bußmann, das ist 10 Pfund Heller landberger Währung, welches 34 Pfennige betragen solle.

Die Schöffen sämmtlich erhielten gleichfalls 10 Pfd Heller. Dieses war eine einfache Buße, welche, wenn das Verbrechen gering war, nur halb, zu 5 Pfd, erlegt; wenn es aber schwer war, doppelt, auch drei-, vier- und mehrfältig dictirt und erhöht wurde.

Ein jedes Schmähwort, eine jede Wunde oder sonderbarer Umstand wurde besonders geschätzt. Wer den andern verklagte, seine Klage aber nicht erweisen konnte, mußte eben die Strafe geben, die der Beklagte, wenn er des geklagten Verbrechens wäre überführt worden, hätte leiden müssen.

Die centbaren häuslichen Lehenleute, sowohl die von Adel, als alle andere, bei denen sich durch Kauf oder Erbschaft eine Veränderung zugetragen hatte, wurden bei diesen Landgerichten in herrschaftliche Pflichten genommen.

Von diesen Landgerichten hat sich in der neuesten Zeit nur noch so viel erhalten, daß solche jährlich ein Mal in den verschiedenen Gerichtssprengeln zur Sommerszeit, unter einer Linde, unter dem Vorsitz eines Justizbeamten und in Gegenwart von zwölf Gerichtsschöffen, feierlich gehegt werden. Ist das Gericht, unter der herkömmlichen Förmlichkeit, eröffnet und haben die Gerichtsschöffen, nach gehaltener Umfrage, angezeigt, was in ihren Ortschaften seit der letzten Gerichtssitzung für centmäßige Vergehungen vorgefallen, welche nach Befinden zur besondern Untersuchung vorbehalten bleiben, so werden die neuen centbaren Unter-

thanen, nach den eingegebenen Verzeichnissen, abgelesen und an den Gerichtsstab, an Eidesstatt, in Centpflicht genommen. Bei den mancherlei Patrimonial-Gerichtsbezirken, von wo aus oft Unterthanen ihren Wohnsitz verändern und in centbare Ortschaften einziehen, oder von letztern weg sich in solche häusliche Lehen begeben, wo dem Landesherrn die Centbarkeit nicht zusteht, ist diese Einrichtung noch immer von wesentlichem Nutzen. Die daraus entnommene Uebersicht entfernt gar manche Jurisdictionsirrungen, die nachtheilig für die Justizpflege, nur einen unnöthigen Zeit- und Kostenaufwand herbeiführen.

Möchten daher diese Gerichte immerhin der Nachwelt als ein hehres Andenken der alten deutschen Gerichtsverfassung erhalten werden, wo noch erhöhte Reinheit der Sitten, deutsche Redlichkeit und Treue, so wie Verträglichkeit, allen Haß, Feindschaft, Neid und Zwietracht von unsern Voreltern entfernt hielt, wo so wenig Tage hinreichend waren, alle Rechtshändel zu prüfen, zu entscheiden, jedes Verbrechen zu untersuchen und zu strafen; wogegen jetzt täglich die Richter in den Gerichtsstuben mit Abfertigung streitender Partheien sich beschäftigen müssen, um alle vorkommende Prozesse zu erledigen und über Vergehungen zu urtheilen. Wir finden in diesen Centgerichten die jetzt so gepriesene Oeffentlichkeit der Justizpflege schon als ein Eigenthum der deutschen Vorzeit, finden aber auch, wie solche allmählig, für neuere Zeiten nicht mehr ausreichend, in dem Zeitenstrom versunken ist.

Die Burg Strauf war aber nicht allein der Sitz eines solchen altdeutschen Gerichtshofs, auch die zu dem ehemaligen Hennebergischen gehörige Veste Königsberg in Franken war ein solcher.

Als die Söhne des Grafen Poppo VII, Heinrich und Hermann, 1245 die hennebergischen Lande theilten, finden wir die Burg Strauf mit den dazu gehörigen Ortschaften im Besitze des Grafen Hermann, des Stifters der henneberg-coburgischen Linie. Des letztern Vetter, Graf Heinrich von Henneberg-Ascha, machte zwar in der Folge Ansprüche an Strauf, sie wurden aber im J. 1312 durch einen Vergleich, worin er Verzicht darauf leistete, gänzlich erledigt.

Aus Urkunden geht hervor, daß das henneberg-coburgische Erbmarschallamt auf dieser Burgveste gegründet, und im J. 1317 Griffo von Strufe damit beliehen worden. So heißt es auch im hennebergischen Lehnsverzeichnisse von demselben Jahre: „Griffo von Strufe, der hat von uns „vnser Marscholgampt von Strufe und zu Roßfeld ein Vor„werk" u. s. w. Aber auch schon in den Jahren 1220 und 1288 erscheint Heinricus Mariscalcus de Strufa in hennebergischen Urkunden unter den Zeugen.

Dieses Hofamt war von dem alt-hennebergischen in sofern verschieden, als es die Marschalke von Ostheim zu Marisfeld inne hatten, und ganz andere dazu gehörige Güter zu Lehen trugen. Beide Ministerialen nahmen von ihrer Hofcharge einen Geschlechtsnamen an, und es entstanden daher die zwei noch blühenden Familien der Marschalke,

von welchen sich die coburgische, wahrscheinlich von ihrem Stammvater Griffo, Marschalk Greif, die hennebergische Marschalk von Ostheim nannte.

Die Burg Strauf hatte auch ihre Burgmänner, die in Urkunden des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts öfters erwähnt werden. So verkaufte ein Hertwicus de Strufa 1287 einen Leibeigenen zu Westenfeld dem Kloster Veßra um 12 Pfd Heller, und Heinrich von Lauter empfing 1322 das Castrum Strufe mit den dazu gehörigen Gütern, welches er vom Markgrafen Hermann zu Brandenburg zu Burglehn getragen hatte, in der nemlichen Eigenschaft vom Grafen Berthold zu Henneberg.

Graf Berthold VIII versetzte Strauf im J. 1333, mit dem umliegenden Gehölze, einem Conrad von Heßberg um 250 Pfd Heller, und gab ihm zugleich nicht nur 30 Mark Silbers zu einem Burglehn, sondern auch überdies jährlich 15 Pfd Heller Wächterlohn. Dabei wurde auch noch bedungen, daß, wenn die Burg in einer Fehde des Grafen verloren gehe, der Pfandschilling dessen ungeachtet bezahlt werden solle. Nur auf den Fall, wenn sie der von Heßberg, als Pfandinhaber, in seinem eigenen Kriege verliere, solle er des darauf stehenden Geldes verlustig seyn.

In der Theilung von 1347 wurde Strauf zum henneberg-coburgischen Landestheil geschlagen, und in den spätern kaiserlichen Lehnbriefen ausdrücklich als ein Pertinenzstück der Pflege Coburg aufgeführt.

Wie so viele andere hennebergische Burgen, fand auch Strauf den Untergang im Bauernaufruhr, wo es so zerstört wurde, daß jetzt nur noch die Mauer eines viereckigen Gebäudes zu sehen ist. Früher bemerkte man am Eingange desselben den Namen Carl, auch ein Wappenschild mit einem Greif, welches wohl von dem ehemaligen Besitzer Griffo von Struse herrühren mag. Verfasser dieses, der in den Jahren 1815 und 1816 diese Ruinen einige Mal besuchte, fand jedoch hiervon fast keine Spur, und schon lange her müssen diese Merkmale kaum erkennbar gewesen seyn.

Der Gipfel des Berges, wo diese Veste aufgethürmt war, ist von keinem großen Umfange, es mag daher auch der innere Raum der Burg selbst beschränkt gewesen seyn. Ihre steile Lage und gute Befestigung, — man findet noch die Trümmer ihrer Außenwerke, — müssen in den Zeiten des Faustrechts ihren Besitzern einen sichern Schutz gegen feindliche Anfälle gewährt haben.

Wer den Berg ersteigt, wird sich hinreichend für die Mühe belohnt finden, wenn er nicht dem Fahrwege, — wahrscheinlich der ehemalige Burgweg, — der sich in einem weiten Umweg um den Berg schlingt, folgt. Daß viele diesen Genuß gesucht haben, das zeigen die in den Mauern unzählig eingegrabenen Namen und Denkzeichen. Es ist aber auch eine herrliche Aussicht, die sich hier dem Auge öffnet, und die westlich hin noch erweiterter seyn würde, wenn man sie aus den ziemlich in der Höhe befindlichen Fensteröffnungen, zu welchen man aber nicht zu gelangen vermag, genießen könnte. Aus diesen öden Fensterhöhlen,

kann dieser Grundsatz des Strafgesetzes dem Strafrichter nicht als Richtschnur dienen, wenn er die Strafe für einen Verbrecher bestimmt, der sich durch Mord, Raub, Brandstiftung oder sonst ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, an dem Vermögen oder Leben eines Menschen vergangen hat. Denn dieser Verbrecher hat sich selbst des Rechtes begeben, daß ihm Gerechtigkeit widerfahre.

Aber auch dem Gesetzgeber ist dieser Satz nicht immer ein Richtmaß, wo er habe sein sollen, wenn er Strafgesetze gibt. Denn wenn er sie gibt, so ist er nicht mehr Gesetzgeber, sondern Richter, der sich zum Richter über das Leben anderer Menschen macht. Denn wer so gesetzlich handelt, der macht, daß es keine Menschen mehr gibt, die gesetzlich handeln können, wie Montesquieu[1] in der Abhandlung über die Gesetze sehr schön gesagt hat. Wenn ein Gesetzgeber, sagt er, Personen, die ihm mißfallen, zu Sklaven machen will, so macht er, daß niemand gesetzlich, d. i. weislich, handelt, weil er sich selbst seiner Freiheit beraubt, die zu allen weislichen Handlungen erfordert wird. Wenn ein Gesetzgeber, sagt Hobbes, einen der seinen Mitbürgern mit Strafen quält, die an sich selbst unmittelbar unrecht sind, so macht er, daß niemand mehr gerecht handelt, weil er sich selbst seiner Gerechtigkeit beraubt, die zu allen gerechten Handlungen erfordert wird.

[1] Von Geist der Gesetze Buch XII. [illegible]

einem fortlaufenden Wiesengrunde sich hinschlängelnde Rodach nicht minder beiträgt.

Noch mag hier einer Sage gedacht werden, nach welcher vor langer Zeit, unfern den Ruinen von Strauf, ein Jüngling seinen Tod gefunden. Seine Geliebte wollte das Andenken ihres Bräutigams durch ein schönes Denkmal, auf der Stelle, wo er gestorben, erhalten wissen. Nach der Sitte der damaligen Zeit wollte man aber einen Vorzug der Art nur mächtigen Personen gestatten, und sie konnte ihren Wunsch nicht erfüllt sehen. Sie allein, oder mit Hülfe ihrer Verwandten, legte daher an dem Platze, wo die Gebeine des Verunglückten ruhten, ein Kreuz von Ackersteinen, wovon noch bis jetzt die Merkmale vorhanden seyn sollen. Aber auch dieses Kreuz konnte der Mißgunst und dem Neide, den Verstorbenen auf diese Weise dennoch geehrt zu sehen, nicht entgehen. Heimtückisch wurde es täglich umgeworfen und zerstört, aber des andern Morgens war es immer künstlich, wie zuvor, wieder aufgerichtet.

Es ist ein bleibend Monument,
Gelegt von Ackersteinen,
Die von zerstörender Hand getrennt,
Sich immer wieder vereinen.
Wenn es zerstört der Abend sah; —
Am Morgen liegt es wieder da.

Einst von der Liebe Hand geweiht,
Ist sicher sein Gehege. — —
Des Marmors Inschrift vertilgt die Zeit,
Doch nimmer das Kreuz am Wege.

Wenn es zerstört der Abend sah;
Am Morgen liegt es wieder da — . *)

Möchten doch lange noch die Trümmer dieser Burg erhalten werden, und bei uns das Andenken alter Herrlichkeiten erneuern! Am guten Willen ihres jetzigen Besitzers, des Herzogs von Hildburghausen, wird es nicht fehlen, da er sie besonders in Schutz zu nehmen scheint, auch verordnet haben soll, ihn nach seinem Ableben hier auf der Höhe des Berges, nicht fern von seinem am Fuße desselben liegenden Jagdschlosse Seidenstadt, eine Ruhestätte zu bereiten, wozu ein abgesteckter, mit Bäumen und Ruhesteinen gezierter Platz bereits ausersehen ist.

* * *

Eine Abbildung der Ruinen der Veste Strauf ist dem Unterzeichneten nicht bekannt. Uebrigens ist diese Darstellung theils aus eigner Lokalkenntniß, hauptsächlich aber aus Johann Gerhard Gruners historisch-statistischer Beschreibung des Fürstenthums Coburg, 1783, und Joh. Adolph von Schultes Coburgischer Landesgeschichte des Mittelalters, Coburg 1814, entlehnt worden.

Appunn.

*) Aus einem Gedichte des Geheimen-Raths Wagner in Hildburghausen.

125.

Waldeck

im Fürstenthum Waldeck.

Im Schatten deiner freundlich stillen Zinnen
Umwehn mich dunkle Sagen alter Zeit.
Hier scheint das Leben langsamer zu rinnen,
Es grünt, wie Saat, mir die Vergangenheit,
Wo deutsche That und ritterlich Beginnen
Einst brach den Lorbeer der Unsterblichkeit,
Wo heitern Muths die rauhe Bahn durchwallten
Des Alterthumes kräftige Gestalten.

Ernst Wagner.

125.

Waldeck.

Auf einem hohen Berge an der Eder, fünf Stunden von Arolsen und vier von Fritzlar, liegt die Burg Waldeck, das Stammhaus der jetzigen fürstlichen, vormals gräflichen Familie dieses Namens.

Obgleich man über die Entstehung des Namens mit Bestimmtheit nichts sagen kann, so rührt er doch unstreitig von der Lage des Schlosses auf der Ecke eines Waldes her, welche Ableitung wenigstens passender ist, als die, daß es den Namen von einem unfern liegenden Walde, der Eckweg genannt, bekommen habe.

Von hohem Alter ist diese Veste; das Erbauungsjahr läßt sich aber nicht angeben. Höchst wahrscheinlich ist sie von einem alten Dynastengeschlechte, welches schon im Jahre 1120, bald nach Aufkommen der Familiennamen, von Waldekke sich nannte *), und dessen Verbindung mit

*) Falke in cod. tradit. Corbeiens. p. 214. Grupen in origin. Pyrmont. et Swalenberg. p. 167—169.

den damaligen Grafen von Schwalenberg im Paderbornischen sich nicht läugnen läßt, erbauet worden. Diese Grafen mögen dann von jenen Herren von Waldekke im zwölften Jahrhundert das Haus Waldeck bekommen haben. Andere Historiker, welche jedoch ihre Meinung mit nichts erweisen können, glauben, die Schwalenberger hätten die Burg Waldeck selbst angelegt, und stützen sich darauf, daß eine Linie derselben den Namen der Grafen zu Waldeck angenommen habe.

Eins der ältesten Dokumente, woraus das Daseyn der Burg Waldeck unbestritten hervorgeht, ist eine Urkunde vom Jahre 1189, worin Graf Widekind von Waldeck, ehe er nach Asien zog, die Schutzgerechtigkeit über das Hochstift Paderborn verpfändete und übergab *). Zwar könnte man ein höheres Alter vermuthen, weil die Jahrzahl 1021, nebst dem waldeckischen achtstrahligen Stern, über einem Bogen auf dem innern Schloßhofe eingehauen ist; allein diese Urkunde scheint aus dem Grunde nicht ächt zu seyn, weil die Jahrzahl durch arabisch-deutsche Ziffern ausgedrückt ist, welche zu jener Zeit, wenn auch nicht ganz unbekannt, doch in Steinschriften völlig ungebräuchlich waren.

Der Berg, worauf Waldeck liegt, ist hoch, lang und schmal, und gerade da, wo es steht, am höchsten und zu Ende, so daß es also auf einer Stelle erbauet ist, die auf drei Seiten durch jähes Abschneiden des Berges gesichert

*) Nic. Schaten Annal. Paderb. P. I. p. 885—885. — Falke a. a. O. p. 219—221.

war. Auf dem niedern Theile des Berges, nach Osten, liegt, in einer Entfernung von zehn Minuten, das Städtchen Waldeck, und in der Tiefe, nach Südost zu, durchschlängelt die Eder ein anmuthiges Thal.

Nur ein Weg führt von der Stadtseite zur Burg, der aber, so sehr man auch darauf immer höher steigt, nicht steil ist, weil er im halben Mond um den Berg herumläuft. Er ist fast ganz in den Felsen, der die Burg trägt, gehauen. Schroff, hoch und senkrecht geborsten sind diese Felsmassen, und Grausen erregen sie beim Ungewohnten und Fremden, der jeden Augenblick fürchtet, daß sie über ihn herstürzen möchten. Sie sind es auch, die nur von der vierten, der Nordseite, den Zugang erlauben, wo eine hohe starke Mauer das lange massive Hauptgebäude unterstützt.

Um auf dem beschriebenen engen Wege zu dem Bergschlosse zu kommen, muß man drei bewachte Pässe zurücklegen. Der erste ist eine schwere Zugbrücke, welche zwar am Tage niedergelassen, des Nachts aber aufgezogen ist. Ueber ihren Bogen ist die Jahrzahl 1637 in Stein gehauen, und gleich bei ihr, nach dem Schlosse zu, steht ein massiver viereckiger Thurm, in welchem gewöhnlich Pulver aufbewahrt wird. Der zweite Paß ist ein Thor, vor dem man sich zuerst melden muß, und der dritte ist wieder ein Thor unter einem Flügel des Schlosses, welches mit einer Schildwache besetzt ist. Nun erst kommt man auf den geräumigen Schloßhof, welcher von drei Seiten mit Gebäuden und von der vierten nach Süden mit einer Mauer eingeringt ist.

Ehe ich zur Beschreibung der Lokalitäten übergehe, sey es mir erlaubt, aus der Geschichte Folgendes voranzuschicken. Philipp II, Graf zu Waldeck, theilte im J. 1486 den väterlichen Landestheil mit dem Grafen Heinrich, dem Sohne seines jung verstorbenen Bruders Philipp I. In dieser Theilung behielten beide Grafen das Schloß und die Stadt Waldeck gemeinschaftlich, und das dazu gehörige Amt bekam jeder zur Hälfte. Das damalige Schloßgebäude stand südwärts, gerade auf den hohen Felsen, unter denen der Eingang hergeht. Sie waren zwar ziemlich groß und ansehnlich, jedoch für zwei verschiedene gräfliche Hofhaltungen nicht hinreichend. Dies bewog den Grafen Heinrich, im J. 1500, nordwärts, dem alten Gebäude fast parallel gegenüber, ein neues Gebäude zu bauen. Da durch jene Theilung ein Theil der Grafschaft unter zwei Linien, die Eisenbergische und die Wildungensche, vertheilt wurde, so behielt nun die erstere das alte Gebäude, und die letztere bekam das neue. Jene wohnte nur selten dort; diese, die ehemalige wildungensche Linie, hatte aber daselbst, bis zu ihrem Erlöschen, ihren beständigen Wohnsitz. Mit dem im J. 1598 erfolgten Tode des Grafen Wilhelm Ernst erlosch diese Linie, und hierdurch fiel deren Antheil der eisenbergischen zu.

In der hierauf erfolgten brüderlichen Theilung zwischen den beiden Söhnen des Grafen Josias, bekam Graf Christian, der Stifter der noch jetzt allein blühenden wildungenschen Linie, das Amt und Schloß Waldeck allein. Er, so wie sein Sohn Philipp, hatten daselbst ihren beständigen

Wohn-

Gedanken. Der Geist ist eigentlich Gott selbst in seinem Wirken und Offenbaren, und wir können nur sagen, daß wir Gott in uns haben, wenn wir Geist haben. Der Geist ist das Gemeinsame, das Verbindende zwischen Gott und Menschen, und zwischen Menschen und Menschen. Wo Geist ist, da ist Gott, und wo Gott ist, da ist Geist. Der Geist ist das Gemeinsame, das Verbindende zwischen Gott und Menschen, und zwischen Menschen und Menschen.

Der Geist ist es, der uns in die höchsten Sphären, wo wir Gott am nächsten sind, erhebt, und der uns auch in die niedrigsten Regionen begleitet, wo wir Gott am fernsten sind. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht.

Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht.

Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht.

Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht.

Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht.

Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht.

Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht. Der Geist ist es, der uns in Gott erhebt, und der Gott in uns herabzieht.

ander grenzenden runden Thürme, durch welche die beiden großen Gebäude, das alte und neue, ziemlich verbunden waren, sind zu einer Altane, und der Platz, wo das erstere stand, zu einem Garten für den Commandanten eingerichtet. Von dieser sehr bedeutenden, freien Höhe hat man, da sie nur von einer Seite, nach Westen, durch das neue Gebäude und dessen Flügel wenig beschränkt wird, eine wundervolle Aussicht. Nach Norden erblickt man die Thürme der drei Stunden entfernten Stadt Corbach und die hohen Gebirge der Herrschaft Itter, des Herzogthums Westphalen und des Fürstenthums Paderborn; nach Osten die des Fürstenthums Waldeck, des Kurfürstenthums Hessen, und majestätisch stellt sich dem Auge der drei Stunden entfernte Weigelsberg mit seiner Ruine dar. Nach Süden hat man das schöne, romantische und sehr fruchtreiche Ederthal vor sich. Die Eder, ein nicht unbedeutender Fluß, durchschlängelt diese schöne Thal, umläuft mannigfaltige Ortschaften, und wirft, besonders beim Sonnenscheine, seine schönen Strahlen auf die hohe Zinne zurück. Das in der Nähe der Veste befindliche tiefe Ederthal und die umher liegenden äußerst hohen und steilen Gebirge versetzen den Unbekannten ganz in die Schweizergegenden, besonders wenn man in der Tiefe des Thals und an den steilen Bergen mannigfaltige Heerden, mit schönem Geläute, weiden sieht. Hat der Schauer sein Auge hieran geweidet und verfolgt nunmehr den Fluß weiter, so erblickt er in weiter Entfernung die Thürme von Wildungen, Fritzlar und Homberg in Hessen; ja, er erinnert sich auch an die Zeiten Karls des Großen, indem er in

einer Entfernung von drei Stunden, zwischen Wildungen und Fritzlar, den Bürnberg (Birrberg) vor sich sieht, unter welchem, bei dem Dorfe Geismar, die Deutschen zum Christenthume bekehrt wurden, auf dem noch immer eine Kapelle steht, zu der die katholischen Einwohner von Fritzlar jährlich einen Tag wallfahrten. Hat sich durch diese himmlische Aussicht das Auge auf das angenehmste ergötzt und kehrt auf den Standpunkt zurück, so schaudert der Bewundernde, indem er bemerkt, daß er sich zwischen einigen Kanonen befindet, welche auf der Altane stehen und ihre Schlünde über deren Brustwehr halten. Es sind dieses gewöhnliche Feldstücke, welche in der besten Ordnung und bei Feierlichkeiten, bei Feuerlärm in der Gegend und bei Entweichung eines Arrestanten abgebrannt werden. Die unter dem Garten befindlichen Keller, zu dem alten Schloßgebäude gehörig, sind noch im besten Stande und steten Gebrauche. Für den Historiker bleibt dieses alte Gebäude, so wie das Schloß Waldeck überhaupt, aus dem Grunde immer merkwürdig, weil hier der römische König Wenzel und dessen Gemahlin Johanna, im J. 1378, auf ihrer Reise durch Hessen, bei dem damaligen Grafen zu Waldeck, Heinrich dem Eisernen, logirten, und zu ihrer Zufriedenheit anständig bewirthet wurden *).

Das im J. 1500 angefangene neue Gebäude ist das jetzige Hauptgebäude, in der besten Ordnung, und wird

*) Knipschild Corbachsche Chronik, 1r Th. der Sammlungen zur Waldeckschen Geschichte, S. 114.

noch jetzt bewohnt. Es ist von lauter Steinen aufgeführt, bedeutend lang, und hat zwei sehr hohe Stockwerke. Seine Mauern sind überall sehr stark, am stärksten aber nach der freien Nordseite, wo sie, wegen der Beschießung, über vier Fuß dick sind.

Unter diesem ganzen Hauptgebäude, so lang und breit es ist, befinden sich Kasematten, die meistens in den Felsen gehauen sind, und die durch lange schmale, in den Schloßgarten nach Norden gehende Oeffnungen hinlängliches Licht erhalten. In diesen weitläufigen bombenfreien Gewölben traf man noch vor zehn Jahren die zu einem belagerten Zustande gehörigen Geräthschaften an, als: eine Mahlmühle, welche durch Menschen getrieben wird; einen Wasserbehälter, Backöfen, Kanonen, Kugeln u. s. w.; jetzt sind hier Behälter für schwere Verbrecher angelegt, welche von der durchgehenden Wachstube durch eiserne Gitter getrennt werden.

Ueber diesem starken Bollwerke ist das erste, schon etwas hoch liegende Stockwerk des Hauptgebäudes. In diesem wohnt der Commandant, welcher, außer einer geräumigen Küche, weiten, geräumigen und schönen Zimmern, mehrere Säle und besonders einen großen ausgezeichneten Saal besitzt. In diesem befinden sich Costüme der neuern Zeit, auch Kriegsrüstungen und Waffen aller Art, ganze Harnische für Mann und Roß, Panzerhemden, Streitkolben, ungeheure Schlachtschwerdter, Feuerröhre nach alter Einrichtung, altdeutsche Sättel, Turnierlanzen, Bogen, Pfeile u. s. w. Unter den vielen Gewehren zeichnet

sich vorzüglich eine lange, große und sehr schön gearbeitete Flinte aus, an der ein Mann, um sie von der Stelle zu bringen, zu heben hat. Die daran befindliche Jahrzahl ist 1589, und die Fabel sagt, sie sey die Vogelflinte des Grafen Heinrich des Eisernen gewesen; welche Sage aber schon durch die Jahrzahl widerlegt wird *).

Am Ende dieses Hauptgebäudes, nach Osten zu, befindet sich ein großer runder Thurm, dessen Mauer über zehn Fuß dick ist, und in welchem früherhin das Familienarchiv aufbewahrt wurde, das seit 1761 sich in Arolsen befindet.

Unter der oben erwähnten schönen Altane befinden sich auch bombenfeste Souterrains, welche jedoch nicht den Umfang haben, wie die Kasematten unter dem Hauptgebäude. Aus einem derselben geht ein rundes Loch in die Tiefe, dessen oberer Schlund blos so weit ist, daß eine einzelne Person durch dasselbe an einem Stricke herabgelassen werden kann. Dieses ganz in Felsen gehauene Loch geht senkrecht und sehr tief hinab, hat unter dem Schlunde eine Breite von 10 bis 12 Fuß im Durchmesser, und führt den Namen Hexenschlund, wahrscheinlich weil man es zum Criminalgefängnisse gebraucht, und auch wohl vermeinte Hexen, um sie zum Geständnisse zu zwingen, hinabgelassen hat.

---

*) Heinrich der Eiserne, Graf zu Waldeck, lebte mit dem Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz, gleichzeitig, hatte also gewiß noch keine solche Flinte.

Man ſtehe nahe bey, wo man wolle, ſo kann man doch nicht mehr als 180 Grade ſehen, und wenn die Sonnen hier Mittag, ſo haben die Antipoden Mitternacht, und alſo ſehen ſie die Sonne nicht. Wenn man nun die Sonne ſieht, ſo ſieht man ſie nicht mehr, wenn ſie 180 Grade fortgegangen iſt, und ſo kommt man in die Nacht, und ſieht ſie nicht mehr, bis ſie wieder 180 Grade fortgegangen iſt, und ſo kommt man wieder in den Tag.

Die Sternkreiſe ſind, wie geſagt, die Bilder, die man ſich von gewiſſen Sternen macht, die nahe beyſammen ſtehen, die Sternbilder aber ſind die Zeichen, die man ſich von dieſen Bildern macht.

Die Sternbilder des Thierkreiſes ſind folgende: Der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Wage, der Scorpion, der Schütze, der Steinbock, der Waſſermann, und die Fiſche.

Die Sternbilder des Nordlichen Himmels ſind folgende: Der kleine Bär, der große Bär, der Drache, der Cepheus, der Bootes, die Krone, der Herkules, die Leyer, der Schwan, die Cassiopeia, der Perſeus, der Fuhrmann, der Schlangenträger, die Schlange, der Pfeil, der Adler, der Delphin, das Pferd, der Pegaſus, und die Andromeda.

Die Sternbilder des Südlichen Himmels ſind folgende: Der Wallfiſch, der Orion, der Fluß Eridanus, der Haſe, der große Hund, der kleine Hund, das Schiff Argo, die Hydra, der Becher, der Rabe, der Centaur, der Wolf, die Altar, die Krone, der Fiſch, und der Fluß Aquarius.

zwischen den beiden äußern Thoren; das Wasser wird durch Hülfe eines Räderwerks mühevoll heraufgewunden, und von oben schützt ihn ein Dach, welches im siebenjährigen Kriege ganz zerschossen wurde. Als man den Brunnen bald nach diesem Kriege, um ihn zu reinigen, ausgeschöpft hatte, fand man, etwa zwölf Fuß über dem Boden, eine Quelle im Felsen, welche allein dem Brunnen das Wasser giebt. Auch hieran fehlt es mithin nie. Im dreißigjährigen Kriege, und besonders in den Jahren 1622, 1637, 1643 und 1644, wurde dieses von Natur und durch Kunst schon sehr feste Schloß noch mehr befestigt, zu einer Festung ganz eingerichtet, und mit Lebens- und Kriegsbedürfnissen hinlänglich versehen.

Im siebenjährigen Kriege besetzten es die Franzosen am 6. Nov. 1760 nur mit 150 Mann Infanterie und 50 Mann Cavallerie; und ungeachtet die Engländer im Monat März 1761 sich alle Mühe zur Wegnahme gaben, so wurden sie jedoch mit einem großen Verlust und Einbüßung ihres Anführers zurückgeschlagen. Waldeck blieb in den Händen der Franzosen, welche es, nebst der Stadt Fritzlar, zur Communication zwischen Cassel und Marburg gebrauchten.

Am 9. Jul. 1762 belagerte es der englische General Conway, berannte es von allen Seiten, und beschoß es die beiden folgenden Tage von Morgens früh bis Abends spät mit Kanonen und Mörsern. Obgleich es durch die Bomben, Carcassen und Kanonenkugeln sehr beschädigt wurde, so kümmerte dieses doch die Besatzung nicht. Der französische

Commandant, Loys, wollte von keiner Uebergabe wissen, und verstand sich erst dann zu einer Capitulation, als am 11. Jul. des Abends die Belagerer mit Leitern heranrückten und das Schloß auf diese Art zu erobern suchten. Da schloß Loys die ehrenvolle Capitulation ab, daß er am 12. Jul. 1762 ohne alles Hinderniß mit seiner Besatzung abzog und das Schloß den Alliirten übergab.

Dies ist die kurze und gedrängte Geschichte und Beschreibung der Burgveste, von der noch immer eins der ältesten regierenden Häuser Deutschlands seinen Namen führt.

Dr. F. Varnhagen.

Im ersten Theile von Dilichs hessischer Chronik, Cassel 1605. 4., ist eine Abbildung Waldecks damaliger Zeit. Eine Copie davon befindet sich in der Zeiler-Merianschen Topographie von Hessen, Frankf. Fol. 1646 und 2te Ausg. 1655. Ich bezweifle, daß es eine neuere gebe.

F. G.

126.

Zwingenberg

am Neckar.

O Zwingenberg, in deinen festen Mauern
Hat sich die Zeit verjünget wie das Jahr;
Hier find' ich nichts von der Verwüstung Schauern,
Hier ist es wirthlich, wie's vor Alters war;
Hier wohnt kein Falsch, hier schielt kein höfisch Lauern
Des Burgherrn und der frohen Dienerschaar.
Hier findet Schutz, wen Ungemach betroffen,
Denn gastlich steht das Thor dem Fremdling offen.

Ernst Wagner.

126.

Zwingenberg.

Im Neckarkreise des Großherzogthums Baden liegt Zwingenberg, drei Stunden nordwestlich von Mosbach, acht Stunden südlich von Heidelberg. Hoch auf einem Felsen der rechten Bergwand des Neckarthales erbauet, an deren Fuße der Fluß brausend vorüber fließt, genießt man auf ihr eine herrliche und weite Aussicht in das wild-schöne, reichlich bebauete und belebte Neckarthal, drüber hinaus nach dem gebirgigen Kraichgau, und nach Norden hin auf den wilden Odenwald und den düstern Spessart.

Zwei starke, sechzig Fuß hohe Mauern umgeben die Burg. Durch sie führen zwei Thore in den innern doppelten Hofraum. Vordem ragten acht Thürme mächtig über die Mauern empor, jetzt nur noch fünf. Drei mußten abgebrochen werden, aber die Verließe in ihrer Tiefe sind noch sichtbar. Der Hauptthurm, mit drei Gewölben über einander, enthält auch ein grauenvolles Verließ, und in den beiden obern Gewölben sind noch die alten großen Backöfen für eine zahlreiche Burgmannschaft vorhanden. Die an-

dern kleinern Thürme — einer davon heißt der Pulverthurm — sind zu ökonomischem Gebrauch und zu Aufbewahrung der Glocken eingerichtet.

Das ältere Hauptgebäude bildet eine unregelmäßige Figur, die aus zwei Theilen zusammengesetzt ist, welche aber eine gewölbte Gallerie wieder verbindet. Jeder Theil besteht aus vier bewohnbaren Stocken, drei werden aber nur benutzt. Zu ihnen gelangt man auf zwei steinernen, schön geformten und mit alter Bildhauerei versehenen Wendeltreppen. Vor diese ältern Gebäude wurde, in neuerer Zeit, während die Grafen Wieser es besaßen, ein neuer Anbau von eben so viel Stockwerken auf eine tiefer liegende alte Grundmauer gesetzt, und dieser sogenannte Wieser'sche Anbau mit dem Hauptgebäude auch verbunden.

Im Innern der Burg findet sich manches Sehenswerthe. Die alte Kapelle ist durchaus mit Freskogemälden aus dem sechzehnten Jahrhundert verziert. Die neue Kapelle wurde erst im siebzehnten Jahrhundert einfacher eingerichtet. In ihr ruht des vorigen Besitzers, des Fürsten von Bretzenheim-Regetz, Mutter, eine Tochter des Regierungs-Kanzellisten Seifert in Manheim, Figurantin und Tänzerin auf dem Theater daselbst, und dann Geliebte seines Vaters, des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbaiern, welcher 1799 starb. Sieben und zwanzig Zimmer und Säle, alle mit Möbeln versehen, würden einen königlichen Hofstaat beherbergen können. Unter ihnen verdient eine Erwähnung der Rittersaal, in welchem, durch die Sorgfalt der jetzigen Besitzer, die Wappen aller frühern, in chronolo-

gischer Ordnung aufgestellt sind. In einem andern Saale findet man eine Reihe Bildnisse badenscher Regenten und Prinzen, und für den Jagdfreund werden die Zimmer besonderes Interesse haben, welche mit der ganzen Sammlung Riedinger'scher Jagdstücke geziert sind, und welche eine Anzahl ausgestopfter Jagdthiere enthalten. Unter diesen befindet sich eine graue Sturmmöve (larus canus), welche der Markgraf Wilhelm von Baden, auf der Rückreise von Petersburg im Sommer 1819 bei Sarkau an den Dünen der Ostsee, im Fluge mit der Pistole schoß. Auch die Geweihsammlung, die sich durch die ganze Burg erstreckt, wird Liebhabern eine anziehende Verzierung seyn; denn sie enthält Exemplare von besonderer Stärke und Endenzahl, von ausgezeichnetem Wuchse und seltener Bildung. Einige Zimmer sind durch eigene Benennungen ausgezeichnet. So heißt eins: Langhansens Zimmer, weil ein, zu zwanzigjähriger Gefangenschaft verurtheilter Günstling des Kurfürsten Karl Theodor von Baiern, Namens Langhans, welchen auf seinem schwierigen Posten die Klugheit verließ, hier eingesperrt war.

Außer diesen Gemächern sind noch viele Wohnungen in den Haupt- und in den Nebengebäuden für die gewöhnlichen Bewohner der Burg, und in den weiten Hofräumen findet man die Gefängnisse des ehemaligen Justizamtes, in denen einst die Spießgesellen von Damian Hessel und Hölzerlips eingesperrt waren; so wie Speicher, Wagenremisen, Küchen, Ställe und dergleichen.

Die Beschreibung, den geehrten Leser mit der Art und Weise dieser Gebäude bekannt zu machen, würde zu weit in Einzelheiten und Kunst, zu Vorgängig und Nachgängig führen, und ich will mich daher nur auf die Beschreibung des Hauptgebäudes, welches dieses Frauen-Kloster bildet, beschränken. Es ist ein Viereck, dessen Seiten gegen die Himmels-Gegenden gerichtet sind, und dessen Mitte ein Garten ausfüllt, der mit Bäumen und Blumen-Beeten bepflanzt, und mit Lauben und Gängen versehen ist. Die Gänge, welche um diesen Garten herum laufen, sind mit Gewölben versehen, und an diesen Gewölben sind die Zellen oder Stuben der Nonnen angebaut, welche sich gegen den Garten mit Fenstern öffnen, gegen die äußere Seite aber keine Fenster haben. Die Zellen, wo die Frauen Tags über sich aufhalten, haben nach der Seite, wo sie gegen den Garten zu liegen, ein Vorhaus oder Gemach, welches gegen den Garten mit Fenstern versehen ist, und in welchem sich die Nonnen Tags über aufhalten, wenn sie nicht arbeiten, lesen oder sonst gottesdienstliche Übungen vornehmen. Die Zellen, wo sie des Nachts schlafen, haben nach der Seite, wo sie gegen den Garten zu liegen, keine Fenster, sondern nur eine Thüre, und sind daher finster, weil sie kein Licht haben, und sind auch nicht geheizt.

nach und nach: Hohenlohe, Knebel, Erligheim, Bellgram, Rüdt, Habern, Thalheim, Fritz Clem von Rothenberg, und Mainz und Pfalz hatten auch einige Theile. Von allen diesen brachten nach und nach die alten, in der Nähe schon ansässigen Dynasten von Hirschhorn, die Burg nebst Gebiet Zwingenberg theils kaufsweise, theils durch Lehen an sich, und es scheint das Geschlecht der Twingenberger, um oder nach 1419, in welchem Jahre zuletzt Arnold und Johann von Twingenberg in Urkunden vorkommen, erloschen zu seyn, nachdem der erstere noch seinen Antheil zuvor an den Pfalzgrafen Otto von Mosbach, als Lehn, übertragen hatte.

Nach einem funfzigjährigen Besitze fanden die Dynasten von Hirschhorn, wegen angefangener Unruhen in einem Lehnsprozeß verwickelt, keinen Gefallen mehr an Zwingenberg, und verkauften es im J. 1474 an Pfalz. Kurfürst Philipp verkaufte es ihnen aber wieder im J. 1504 als Erblehn für 12,100 Gulden. Diesem kostete die baiersche Fehde viel Geld und aus Mangel daran mußte er es verkaufen; denn die preiswürdige Erfindung unserer Tage, wo man sich in solchen Fällen mit Papier aus der Verlegenheit zu helfen weiß, war damals ein noch ungekanntes Mittel. Von der Zeit an und bis zum Erlöschen der Familie Hirschhorn, war und blieb Zwingenberg Eigenthum derselben. Der letzte starb 1632. Seinem Leichenzuge folgte ein Erbschaftsprozeß, welcher über hundert Jahre lang dauerte, während welcher Zeit der Kurfürst Johann Wilhelm die Familie von Wieser mit der Herrschaft Zwingenberg belehnte.

gleichen Namen der Gesellschaft oder Firma, die Gesellschafter, welche die Gesellschaft vertreten, und die Art ihrer Vertretungsbefugnis, sowie jede Änderung dieser Verhältnisse ist von den Vorstandsmitgliedern oder den Gesellschaftern zur Eintragung in das Handelsregister anzumelden. Der Anmeldung sind die Urkunden beizufügen, welche der Eintragung zugrunde liegen oder für sie von Bedeutung sind.

Sind zum Vorstande Juristen und nur ein Vorsitzender ernannt, so ist dieser zur Anmeldung verpflichtet. Ist ein solcher nicht ernannt, sowie bei Firmen der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, so haben sämtliche Vorstandsmitglieder, bezw. sämtliche Gesellschafter, die Anmeldung zu bewirken (§ 79, 1 und 2 Gesetzes).

Die Eintragung erfolgt in das Register, dessen Führung, sowie Einrichtung und Einsicht Sache, Gerichte, Behörden und Beamten, die damit betraut sind, ist. Die Eintragung ist in Gegenwart der Anmeldenden oder ihrer Vertreter zu bewirken. Sie ist von dem Richter, welcher sie vollzieht, und dem Gerichtsschreiber zu unterschreiben, und zwar unter Angabe des Tages, an welchem sie bewirkt worden ist.

Die Eintragung von Tatsachen kann von Amts wegen, wenn sie unrichtig oder unvollständig sind, durch Ordnungsstrafen erzwungen werden.

G. Böttger sen., ist im Sylvan, dem Jahrbuche für Forstmänner auf 1820 und 1821 von Laurop und Fischer, begleitet von obigen Nachrichten vom Herrn Forstrath Fischer in Karlsruhe, welche ich, mit einigen Zusätzen und Abänderungen und mit Hinweglassung dessen, was nur für den Jagdfreund Interesse haben kann, hier aufnehmen zu müssen glaubte, da man im Sylvan historische Nachrichten von Zwingenberg nicht aufsuchen möchte.

Digitized by Google

127. 128.

Sternberg und Liebenstein am Rhein.

Und aus des Gemäuers Spalten
Blickt der Hoffnung mildes Grün,
Und es ist ein selig Walten,
Wo die öden Mauern blühn.

A. Schreiber.

127. 128.

Sternberg und Liebenstein oder die Brüder.

Unter St. Goar und Welmenich zieht eine nackte steile Felsenwand am Rhein hinab, welche man, der reichen Ausbeute an Silber wegen, das Ehrenthal nennt. Um sie krümmt sich der Fluß rechts durch einen neuen Umschwung und bildet vor Hirzenach ein kleines Eiland. Oben auf dem Felsen erscheinen die Trümmer der beiden Burgen: Sternberg und Liebenstein — auch Sternfels und Löwenstein — von dem Volke „die Brüder" genannt. Unten im Thale tritt auf einer Landspitze die schöne Kirche von Bornhofen hervor.

So wie keine Gegend in Deutschland so viele Ruinen alter Ritterburgen und Klöster aufzuweisen hat, als die Strecke vom Taunus bis zum Siebengebirge, so kennt man auch von keiner Gegend und den alten Schlössern in derselben so viele und wunderliche Sagen im Munde des Volkes, als eben von diesem Strich Landes. Sie knüpfen sich an die zerstörten Denkmäler einer längst versunkenen

Zeit, wie Erscheinungen, und das Gemüth giebt sich der Vergangenheit um so lieber hin, wenn das erzählte Wundervolle zugleich ein Geschichtliches ist. Letzteres ist zwar nicht immer der Fall; doch stimmt meistens die Sage, wenigstens in etwas, mit der Geschichte überein.

Die Zeit und Geschichte der Erbauung der Burgen Sternberg und Liebenstein kennt man nicht. Eine dicke Mauer, welche zwischen beiden noch zu sehen ist, gab erst zur Vermuthung Anlaß und dann den Stoff zu folgender Sage;

Zu jener Zeit, als die Heiligen Bernard und Hildegard den Kreuzzug am Rhein predigten (im 12ten Jahrhundert), wohnte auf der Burg Sternberg ein Ritter, der hatte zwei Söhne, die sich, in jedem Betracht, zu der schönsten Hoffnung seiner alten Tage bildeten. Mit ihnen ließ er ein holdes Fräulein auferziehen, das die Erbin vieler Güter war, und nebst einer vorzüglichen Schönheit auch die Reize der Sittsamkeit und Sanftmuth besaß. Einem der Söhne sollte dieser Schatz zu Theil werden; um aber frühere Liebesverhältnisse und daraus mögliche schädliche Folgen zu entfernen, gab der Vater sie für ihre Schwester aus. So wuchsen sie in geschwisterlichen Verhältnissen auf zum reifern Alter. Als nun die Zeit herankam, wo eine Verbindung zwischen den jungen Leuten möglich war, löste der Vater das Geheimniß ihrer Verhältnisse und forderte die erröthende Jungfrau auf, einen der Söhne zum Manne sich zu erkiesen. Mit edler Entsagung trat der Aeltere frei-

willig zurück, obgleich sein Herz sich ganz zur schönen Jungfrau hinneigte. Er überließ sie dem Bruder, weil er eine stärkere Neigung zwischen ihm und ihr gewahrte. Dem alten Vater war dies freilich nicht ganz recht, doch ließ er es zu, da die drei jungen Leute einig waren. Nun blühten auf Sternberg die schönsten Hoffnungen auf, und schon machte man Anstalten zum festlichen Hochzeitschmaus. Da erscholl ein allgemeines Aufgebot an die deutsche Ritterschaft zu einem Kreuzzuge nach Palästina. Den jüngern Bruder ergriff der Gedanke gewaltig, mit zu streiten in Palästina's herrlichen Gefilden für das Wohl der Christenheit, Ruhm und Ehre für diese und Verdienste für jene Welt sich zu erwerben. Je mehr er diesem Gedanken nachhing, je schöner mahlte ihm eine feurige Einbildungskraft das Bild dieses, ihm ganz neuen Lebens und Wirkens vor. Es war ihm nicht möglich, sich zu Haus in Ruhe zu denken, während seine Freunde und Kammeraden im Kampf begriffen wären. Fort mußte er. Fest stand der Entschluß, und nicht die Thränen der trostlosen Braut vermochten ihn wankend zu machen. Dem Schutze und den Tröstungen des treuen Bruders übergab er sie und verließ die väterliche Burg, zwar nicht ohne innige Rührung, doch getröstet durch die fromme Absicht, welche diesen Schritt erzeugt hatte. Der ältere Bruder erfüllte treulich, was er dem jüngern versprach, und was dieser von ihm erwartete. Er tröstete die Braut und versuchte alles, ihre Leiden erträglicher zu machen. Dabei dachte er an nichts, als an die Pflichten der Freundschaft und Bruderliebe.

Bald darauf starb der Vater, noch im Tode die Schritte mißbilligend, welche beide Brüder gethan hatten: des ältern, weil er das Mädchen ausgeschlagen; des jüngern, weil er es verlassen hatte. Die Freundin war nun dem Freunde ganz allein überlassen. Aber dem schwachen liebevollen Herzen der Jungfrau genügte nicht an dem blos freundschaftlichen Begegnen des Ritters. Noch ehe sie es selbst wußte, was in ihr vorging, loderte schon die Flamme der Liebe zu dem ältern Bruder in ihrem Herzen, die beide zu ersticken vergebens bedacht waren. Um der Vernunft Zeit zur Rückkehr zu lassen, unternahm der Ritter eine kleine Reise, allein — beim Abschiede zeigte sichs deutlich, daß zu spät schon diese Trennung geschah. Die Jungfrau konnte den heftigen Ausbruch des Schmerzes, selbst nicht mehr in dem Kreise ihrer Frauen, zurückhalten, und nur das Versprechen, bald wieder zu kommen, rettete sie vor Verzweiflung.

Während der Abwesenheit ihres geliebten Freundes erscholl die Nachricht, daß ihr Bräutigam in der Schlacht bei Nizza geblieben sey; und da sie lange keine Kunde von ihm selbst erhalten, so fing sie an, der Sage Glauben beizumessen, beweinte den Tod des Geliebten und betrug sich in allem wie eine fromme Wittwe. Da kam der ältere Bruder zurück. Aber — statt die veränderten Umstände zu nutzen, begnügte er sich, das Andenken seines Bruders zu ehren, die vermeintliche Wittwe zu trösten, und sie als Schwester zu lieben und zu achten. In diesem reinen Ver-

hältnisse fanden sich schon beide glücklich, als auf einmal die Nachricht erscholl, daß der Bruder noch lebe und mit einer Griechin aus Konstantinopel verheirathet nach Deutschland kommen werde.

Fürchterlich traf diese Post das Herz Beider. Der Bruder wüthete ob dieses schändlichen Betragens, die Braut versank in starre Fühllosigkeit. Die geschwisterliche Eintracht verschwand, und der Gedanke blutiger Rache trat an ihre Stelle.

Der Kreuzfahrer kam zurück, wirklich mit seiner Schönen des Orients, und begehrte den Einlaß ins väterliche Haus. Aber der Bruder verschloß ihm Thore und Burg, die Geliebte Herz und Kammer. Der brüderliche Kampf begann mit all der Wuth und Rachlust, welche diesen Zeiten eigen war. Das väterliche Haus wurde zerstört, und zwischen den beiden wieder erbaueten Burgen, aus denen es bestand, wurde eine dicke Mauer errichtet, deren Trümmer man noch erblickt, welche die Scheidewand der unversöhnlichen Brüder seyn sollte. Der ältere wohnte in Liebenstein, der jüngere in Sternberg. Aber ihr Blut war noch nicht abgekühlt. Durch Neckereien ohne Ende kam es endlich zum Zweikampf zwischen ihnen. Da trat die Jungfrau unter sie, mit der Milde eines Engels, und versöhnte sie. Von Gram und Kummer gebeugt, entschloß sie sich, in einem Kloster die noch übrigen Tage ihres unglücklichen Lebens zuzubringen. Alle ihre schönen Güter überließ sie der Kirche und den Armen.

Gegenüber Lorbeer, Ulme und Pappel Sträucher und Bäume, welche sich in der Nähe des Wassers wohler befinden, wenige sind es, die sich in diesem Klima auf Höhen gut entwickeln. Ich habe in Gärten, welche auf Anhöhen angelegt sind, Lorbeer, Myrte, Granatbaum, Oleander, Feige und Rosmarin gesehen, welche sich in der Nähe des Wassers in ganzen Büschen befinden, aber nicht auf Höhen, wo sie kümmerlich wachsen. Ich habe auf Anhöhen Lorbeer, Myrte, Granatbaum, Oleander, Feige und Rosmarin gesehen, aber nie Lorbeer, Myrte, Granatbaum, Oleander, Feige und Rosmarin in ganzen Büschen, wie sie in der Nähe des Wassers wachsen. Ich habe auf Anhöhen Lorbeer, Myrte, Granatbaum, Oleander, Feige und Rosmarin gesehen, aber nie Lorbeer, Myrte, Granatbaum, Oleander, Feige und Rosmarin in ganzen Büschen, wie sie in der Nähe des Wassers wachsen. Ich habe auf Anhöhen Lorbeer, Myrte, Granatbaum, Oleander, Feige und Rosmarin gesehen, aber nie Lorbeer, Myrte, Granatbaum, Oleander, Feige und Rosmarin in ganzen Büschen, wie sie in der Nähe des Wassers wachsen.

Die obere Region, welche man von den Thälern bemerken und übersehen, ist eine besondere und abgesonderte. Sie bildet, wie bemerkt, eine Art Plateau, ist, wenn Höhen und Hügelreihen sich davon heben, eben

Die obere Region, welche man von den Thälern bemerken und übersehen, ist eine besondere und abgesonderte. Sie bildet, wie bemerkt, eine Art Plateau, ist, wenn Höhen und Hügelreihen sich davon heben, eben

ab von den Gläubigen. Dieses kann nur geschehen durch Gebet, Lesen, Lehren, und durch alles das, was dahin gehört, was zum Amte Christi, d. h. zum Predigtamte, gehört. Die katholischen Bischöfe verlassen es so völlig; indem sie durch Gebet, Lesen, Lehren, und durch alles das, was dahin gehört, sich nicht bemühen, sondern die Sache durch Andere, durch Geringere, durch Priester, durch Ungelehrte, durch Unwissende, durch Blinde, durch Lahme verrichten, und sie selbst nicht in die Lücke treten, wie die Bischöfe der protestantischen Kirche, die Lücke, welche durch Andere, durch Geringere, durch Priester, durch Ungelehrte, durch Unwissende, durch Blinde, durch Lahme entstanden ist, durch sich selbst ausfüllen. Sie sind also, wie Paulus sagt, Hirten, die sich selbst weiden, Hirten, die sich selbst ernähren, Hirten, die sich selbst pflegen, Hirten, die sich selbst bedienen, Hirten, die sich selbst bedienen lassen, Hirten, die sich selbst dienen lassen, Hirten, die sich selbst ehren lassen, Hirten, die sich selbst ehren

nahm und im Tempel dem Herrn darstellte. Nachdem sie dies gethan hatten, kehrten sie nach Galiläa zurück in ihre Stadt Nazareth. Das Kind aber wuchs heran und wurde kräftig, erfüllt mit Weisheit, und Gottes Gnade war mit ihm. Jährlich gingen seine Eltern nach Jerusalem zum Passahfeste. Als er zwölf Jahre alt war, gingen sie auch dieses Jahr nach Jerusalem. Als sie aber nach Beendigung des Festes zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß seine Eltern es wußten. Sie meinten, er sei in der Karawane, und gingen eine Tagereise weit, dann suchten sie ihn unter den Verwandten und Bekannten. Da sie ihn aber nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn dort. Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, wie er mitten unter den Lehrern saß, sie hörte und befragte. Alle, die ihn hörten, staunten über seine Einsicht und seine Antworten. Seine Eltern waren erstaunt, als sie ihn sahen, und seine Mutter sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht." Er aber antwortete: „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?" Und sie verstanden nicht, was er ihnen sagte. Er kehrte, im Verein mit seinen Eltern, nach Nazareth zurück und war ihnen gehorsam. Seine Mutter bewahrte alle diese Dinge in ihrem Herzen. Und Jesus nahm an Weisheit und Gestalt zu und fand Gefallen bei Gott und den Menschen.

Als Jesus dreißig Jahre alt war, kam Johannes der Täufer in die Gegend am Jordan und predigte eine Taufe zur Buße. Viele Menschen kamen zu ihm,

---

1 Es ist eine Stunde 8 und bei zwei Stunden sind 12 Meilen gerechnet, also ist eine Tagereise etwa 100 Meilen oder ungefähr 200 Kilometer.

heim, als siegburgisches Lehn im Besitz. Ererbt hatte sie dieser mit seiner Gemahlin Kunigund von seinem Schwiegervater Philipp V von Bolanden, Wernhers VI Bruder. Eynolph von Sternenberg kaufte das Vogteirecht dem gedachten Heinrich ab, und gab solches der Abtei Siegburg und dem Kloster Hirzenach zurück. Eynolphs Bruder Ludwig und seine Vettern, die Gebrüder Ludwig, Wernher und Gerhard, Schenken von Löwenstein, machten auf gedachte Vogtei starken Anspruch, thaten aber darauf in den Jahren 1308 und 1310 förmlichen Verzicht. Hierauf verpfändete Kaiser Ludwig der Baier, im J. 1315, die Hirzenacher Klostervogtei dem Erzbischofe Balduin von Trier und seinem Erzstifte. Bei dieser Verpfändung war aber auch die Hälfte des Schlosses Sternberg oder Sternburg, welches von Brower (in Annal. Trev. lib. VI. nr. 51. et lib. 18. nr. 40) in Hernetzburg verhunzt wird. Die Pfandsumme war 50,000 Mark Silbers (eine Million und 200,000 Gulden), wozu im J. 1377 noch 10,000 Mark (240,000 Gulden) geschlagen wurden. Die Acta Trevirorum (in Hontheim Prodr. P. II. 831) und Tritheim in Chron. Hirs. ad an. 1317 sagen, daß damals das Schloß Sternberg an Auswärtige verpfändet gewesen, mithin der Erzbischof Balduin solches mit baarem Gelde ausgelöst habe. Von nun an findet man das Schloß Sternberg unter den Besitzungen des Erzstiftes Trier, und kommen unter dem genannten Erzbischof Balduin (er regierte von 1307 bis 1354) nachfolgende Ritter und Edle als Burgmänner auf Sternberg vor: Werner und Hart-

Kunst und Wissenschaft, Freiheit und Gleichheit, Ehre, Tugend und Laster, Gesetz und Strafe, Recht und Unrecht, Gewissen und Ehre, Vaterland, Gesetzgeber und Gesetz, Gesetzgebung, Gesetzbuch, Gesetzkunde, Gesetzkenntniß, Gesetzverletzung, Gesetzübertretung, Gesetzverachtung, Gesetzlosigkeit, Gesetzmäßigkeit, Gesetzwidrigkeit

kann heute Niemand, auch nicht die Wissenschaft selbst, voraussehen. Niemand kann sich mit Sicherheit sagen, was heute Wissenschaft ist, was morgen Irrthum sein wird. Wir können nur die Gesetze der Wissenschaft kennen und befolgen, um der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen. Wir können nur unsere Ueberzeugung aussprechen und unsere Ansicht einer anderen Ansicht gegenüberstellen, aber wir können nicht wissen, ob nicht diese oder jene von unseren Ansichten in einer oder der anderen Richtung einmal irrig sein wird. Wir können nur unsere Ansichten, unsere Ueberzeugungen, unsere Ansichten vertheidigen, aber wir können nicht wissen, ob nicht diese oder jene unserer

Der Zahlen- und weitere Verkehr mit Frankreich und Italien, wie solcher über Genf, Chiasso, Luino und Pino geht, wird durch die Verlegung der Zollstätten nach der Grenze keine Aenderung erleiden. Dagegen wird der Verkehr mit Deutschland, der jetzt über Genf geht, nach Basel gelenkt werden, und der Verkehr mit Deutschland, der jetzt über Chiasso, Luino und Pino geht, wird nach Buchs und Basel gelenkt werden. Es wird also der Verkehr mit Deutschland, der jetzt über Genf, Chiasso, Luino und Pino geht, nach Basel gelenkt werden, und der Verkehr mit Deutschland, der jetzt über Genf, Chiasso, Luino und Pino geht,

Sohn erbauete zu Bornhofen, am Fuße des Sternbergs und dicht am Rhein, im J. 1435 eine Kirche zu Ehren der seligsten Jungfrau, wobei in der Folge im J. 1684 von dem Kurfürsten Johann Hugo von Trier ein Kapuzinerkloster erbaut worden ist *). Nach dem Tode dieses Ritters Johann, findet man keinen Brömser mehr im Besitze eines Schlosses zu Sternberg oder der Amtmannsstelle daselbst, und es ist falsch, daß erst nach Aussterben der Brömser die Burg Sternberg an Kurtrier zurückgefallen, und die Burg Liebenstein den Schenken von Osterspey zu Theil geworden sey. In einer Urkunde des Erzbischofs Johannes von Trier, vom J. 1493, erscheint Sternberg unter den Burgen des Erzstiftes. Hätte der letzte Brömser, Freiherr Heinrich, der im J. 1668 gestorben ist, irgend etwas auf Sternberg besessen, so würde solches auf seiner Grabschrift, welche Gudenus (in Cod. dipl. T. I. p. 948) geliefert hat, bemerkt worden seyn. Dort wird er Freiherr Brömser von Rüdesheim, Herr zu Sauerburg und Gaulsheim, genannt. — Kein Wort von Sternberg oder Liebenstein ist dabei zu finden.

Der gegenwärtige Besitzer der Ruine von Liebenstein, eines gleichbenannten Hofes und verschiedener Güter daselbst, ist der Freiherr von Waldenburg, genannt Schenk-

*) Bornhofen war ehemals ein Dorf oder Weiler, wovon sich eine adelige Familie benannte, welche schon im J. 1140 vorkommt.

Herr, Herr zu Osterspey *). Die andere Ruine, von Sternberg oder Sternfels, welche auch in Urkunden der oberste Stein heißt, ist, sammt Bornhofen, von Kurtrier an den Herzog von Nassau gekommen. Um welche Zeit beide Schlösser in Verfall kamen, oder etwa gewaltsam zerstört wurden, ist unbekannt.

Die Kirche und das aufgehobene Kloster zu Bornhofen sind im J. 1813 um 10,000 Gulden in Privathände gekommen.

Alles Geschichtliche von beiden Burgen und von Bornhofen ist aus Urkunden und bewährten Schriftstellern **) entnommen. Einzelne Citationen sind jedoch, der Kürze halber, weggelassen worden.

Anders freilich wird die Sache in den „Geschichten und Sagen des Rheins, Frankf. 1817" im 3ten Bde erzählt. Da aber die dortigen Angaben sich allein auf ein altes Manuscript gründen, das vermuthlich ein unwissender und boshafter Mönch im 15ten oder gar erst im 16ten Jahrhundert ausgeheckt hat, so können und dürfen sie das nicht umstoßen, was Urkunden und bewährte Geschichtschreiber da-

*) Diese Familie starb 1793 aus, und seitdem sind die Freiherren von Preischen in Dillenburg Besitzer von Liebenstein. F. G.

**) Hontheim, hist. Trev. — Gudenus, Cod. dipl. — Joannis Rer. Mog. script. — Esenk, Hess. Landesgeschichte. — Kremer, Nass. Gesch. — Bär, Beschr. des Rheingaues. — P. Hieroth, Prov. Rhen. Copul. u. s. w.

von gemeldet haben. Ich sagte: ein unwissender Mönch! — und das ist er in der That; denn er bringt schon seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts vier Hansen Brömser von Rüdesheim hervor, wovon sonst kein Mensch, als er, etwas weiß. Nicht früher als im 14ten Jahrhundert erscheinen die Brömser in Urkunden, und diesen Namen hatten sie von ihrem Stammschlosse Premsper oder Praumsberg, dessen Rudera man noch bei dem Dorfe Preßberg im Rheingau sieht. Sie erhielten, vermuthlich durch Heirath, Güter, Haus und Hof in Rüdesheim, und nannten sich denn Brömser von Rüdesheim, an welchem Orte schon lange vorher eine Ritterfamilie, von Rüdesheim benannt, ansässig war, die aber, ihrem Ursprunge nach, mit der Brömserschen Familie gar nichts gemein hat. Auch der fabelhafte Humbracht verfiel in den nemlichen Fehler; denn er giebt nicht allein den Brömsern ein sehr hohes Alter, sondern vermischt und verwechselt auch mit denselben die Edlen von Rüdesheim.

Das zweite Prädikat, welches jener Mönch, oder wer derselbe sonst gewesen seyn mag, verdient, ist jenes der Bosheit. Er hängt nemlich dem Johann Brömser, der ums Jahr 1118 gelebt haben soll, eine schändliche Klette an, die ich hier nicht wörtlich anführen mag. Allein — der Mensch wußte nicht, daß die Lues venerea damals noch gar nicht in Europa bekannt war, und erst viel später dahin kam. Wahrlich ein unwissender und schlechter Lobredner für die Brömsersche Familie, dessen Geschreibsel nicht verdient, in dem fürstl. Metternichschen Archive aufbewahrt zu werden.

Was er von Erbauung der Kirche zu Bornhofen durch Hans III, im Jahr 1390, gesagt hat, ist ebenfalls unrichtig. Die Kirche wurde von dem Ritter Johann dem Jüngern, einem Sohne des Kreuzfahrers Johannes, im J. 1435 erbauet, wie eine Steinschrift in dieser Kirche solches ausdrücklich meldet. Ich übergehe alle übrige schiefe Angaben und bitte meine Leser, bei dem stehen zu bleiben, was Urkunden und glaubhafte Schriftsteller uns angeben.

* * *

Schöne Ansichten von Bornhofen und den Ruinen der Schlösser Liebenstein und Sternberg findet man in der Sammlung der 12 Rheinlandschaften, welche von Schütz und Radl bearbeitet sind, wie auch in Voigt's malerischen Ansichten des Rheins, von Schütz und Günther, im II. Hfte S. 26.

Dahl.

129.

Callenberg.

Von einer alten Veste,
Der Vorzeit stolzem Bau,
Begrüßen Euch die Reste
Weit durch die Nachbarau.

Elise Ehrhardt.

Digitized by Google

129.

Callenberg.

Die alte Bergveste Callenberg liegt, etwa eine Stunde von Coburg, nordwärts auf einem hervorragenden ziemlich hohen Berggipfel derjenigen Bergkette, an deren Fuße der Chausseezug von dem Landstädtchen Rodach bis nach Coburg sich erstreckt.

Sie war der Stammsitz einer alten Dynasten-Familie dieses Namens, die im 12ten und 13ten Jahrhundert hier ihren Sitz hatte.

Es gehörten diese Reichs-Dynasten von Calwenberg (woraus später Callenberg entstand) um so mehr zum hohen Adel, weil sie nicht nur in den damaligen Urkunden in der Classe der Freien und Edlen stehen, sondern auch ihren eigenen Lehnhof hatten, der aus vielen Vasallen des niedern Adels bestand.

Diplomatischen Nachrichten nach begriff ihre Dynastie die in der Nähe von Callenberg gelegenen Orte: Breitenau, Wiesenfeld, Bersdorf, Weitramsdorf und den Harzwald, ingleichen verschiedene Güter und Einkünfte mit der Ge-

richtsbarkeit zu Altenhof, Neudorf und Witzmannsberg, welche jetzt zur gräflich Ortenburgischen Herrschaft Tambach gehören.

Die Geschichte des Callenbergschen Geschlechts bietet keine besondere Merkwürdigkeiten dar. Sein Andenken würde im Zeitenstrom versunken seyn, hätte sich nicht der Name, bei Verkauf oder Schenkung von Gütern oder durch Zeugenunterschriften, erhalten. So bezeugte Ulrich von Calbenberg in Gesellschaft Graf Hermanns von Wolveswak eine Urkunde vom Jahr 1161, worin Bischof Eberhard zu Bamberg dem Kloster Bildhausen einige Güter zueignete, und später (1180) vertauschte er seine Besitzungen zu Welkendorf an das Kloster Banz, und bekam dafür einige Güter zu Witzmannsberg und Weidach nebst der königl. Hube zu Wohlbach.

Derselbe Ulrich übergab im Jahr 1177 dem Kloster Langheim seine Güter zu Weitramsdorf um 30 Mark Silber, mit Einstimmung seiner beiden Söhne Poppo und Conrad. Der letztere war der nähere Stammvater dieses Geschlechts. Er hatte im J. 1200 die Stelle eines Schutzvogtes über die langheimischen Klostergüter zu Tambach zu verwalten. Als solcher drückte er aber die langheimischen Unterthanen mit so vielen Abgaben, daß der Abt genöthigt war, darüber beim König Philipp Beschwerde zu führen. Conrad mußte sich deshalb, im Beiseyn mehrerer Fürsten, verantworten und sich (1206) verbindlich machen, den Klosterhof Tambach, bei Verlust seiner eigenen dortigen Besitzungen, nicht mehr mit Abgaben zu beschweren.

Im Jahr 1226 erscheint ein Ulrich von Calwenberg, den man für einen Sohn Conrads halten kann, weil er der Nachfolger in der Schutzvogtei über die langheimischen Klostergüter zu Tambach war. Dieses Amt mißbrauchte er aber eben so, wie sein Vater. Bischof Hermann zu Würzburg nahm sich daher der Sache an, und entschied 1227 den Streit dahin, daß Ulrich allen seinen Rechten an den Klostergütern entsagen, und mit einer Abfindung von 30 Pfund Hellern sich begnügen mußte. Dem Kloster Langheim wurde dagegen vorbehalten, sich einen eigenen Schutzvogt zu erwählen.

Nach einer Urkunde vom Jahr 1231 verkaufte Ulrich, mit Bewilligung seines Bruders Conrad und seiner zwei Schwestern Lugard und Adelheid, das Schloß und die Herrschaft Calwenberg mit den dazu gehörigen Rittern und Bauern, um 388 Mark Silbers an das Stift Würzburg. Zu diesem Entschluß soll er theils durch seinen eheloſen Zustand, theils durch einen vorhabenden Kreuzzug ins gelobte Land, bewogen worden seyn.

Vermuthlich fand dieser Ulrich seinen Tod im gelobten Lande, und mit ihm erlosch zugleich, im Mannsstamme, diese Dynasten-Familie gänzlich; wenigstens finden sich von dieser Zeit an keine weitern diplomatischen Nachrichten, die sie betreffen.

Obgleich nun, dem Kaufcontract gemäß, Calwenberg an das Stift Würzburg hätte übergehen sollen, so wußte

Bruder Paul Gerhardt, der Sänger des Liedes: „Befiehl du deine Wege", und der Freund, mit dem jene Briefe gewechselt wurden, Johann Georg Ebeling, der Musikdirektor an der Nikolaikirche in Berlin, der Sohn des Paul Gerhardt, der es mit dem Andenken seines Vaters in hohem Grade in Ehren hielt, und der Enkel Paul Gerhardt, der ihn als Diakonus bei der Nikolaikirche begleitete. Ferner: Christian Friedrich Schmidt, Schulmeister und Kantor, Paul Gerhardts Diener und Freund, der ihn auf seinem Tode, in seinem Elende nie verließ, Gottfried Arnoldsdorfer, Pastor.

Alle diese werden Paul Gerhardt, indem sie ihn begleiten, mit Liebe und Ehrfurcht umgeben haben, wie sie ihn als den treuen Seelsorger ihres Herrn Bruders schätzen und ihn mit Dankbarkeit ehren.

Die Leiche Marquardts ruhte in Lübz sechs Jahre lang auf ihrem Grabe, als Paul Gerhardt starb in Lübben. Der Segen, der sich in Gerhardts an seinen Herrn Bruder gerichteten Briefen ausspricht, ist ihm Ernst gewesen, und sein Herr Bruder hatten auch, wie bekannt ist, an ihm einen treuen Sohn. Die Briefe sind da, um davon Zeugnis zu geben, daß es so war und immer gewesen. Da von Paul Gerhardt Schriften, so weit sie vorhanden sind, in Lübz sind, so ist es möglich, daß, wie sich Hirte in sein Exemplar seines Herrn, wie Vater zu Sohne, dem, der in seinem

lich sey es, daß eine Frau zwei Kinder zugleich von einem Manne haben könne. Sie müsse daher auch auf eine Zeit mit zwei Männern zu schaffen gehabt und mithin eins dieser Kinder außerehelich gezeugt haben.

Von den Anwesenden verspottet, mußte das arme Weib, ohne eine Gabe zu erhalten, fortgehen. Betrübt über den unschuldig erlittenen Schimpf und wegen des ihr versagten Almosen, seufzte sie zu Gott und rief ihn an: Er möge seine gerechte Macht an dieser Gräfin beweisen und geschehen lassen, daß sie, ihren eigenen Worten nach, so viel Kinder auf einmal haben müsse, als Tage im Jahre wären, damit sie erkenne, daß kein Ding seiner göttlichen Allmacht unmöglich sey, und daß sie ein ehrliches Weib, das Gott mit zwei Kindern auf einmal segne, künftig nicht wieder in schimpflichen Verdacht bringe.

Ihr Gebet ward erhört, und am Charfreitage selbigen Jahres Vormittags 9 Uhr gebar diese Gräfin 365 Kindlein so groß als „kleine Krabben" auf einmal, die alle noch am Leben waren. Der Gräfin Mutter, Bruder, Bischof Otto von Utrecht, ließ sie durch seinen Weihbischof Guido in einem Becken zusammen mit Wasser besprengen, die Knäblein alle Johannes, die Mägdlein aber Elisabeth taufen. Es starben jedoch diese Kinder nach und nach sämmtlich, und ihnen folgte zuletzt auch die Mutter. Letztere sammt ihren Kindern wurde hierauf in Losdunn, einem bei Haag gelegenen Bernhardiner-Kloster, beigesetzt, welches von dieser Gräfin Mutter gestiftet worden.

Ein Grabſtein deckt ihre Aſche und führt folgende Inſchrift:

Illuſtris Domina Margaretha, Hermanni Comitis de Henneberg conjux: Illuſtris Domini Florentii Comitis Hollandiae Filia, cujus mater fuit Mathildis F. Henrici Ducis Brabantiae, fratrem quoque habuit Wilhelmum Alimanniae Regem: Anno ſalutis M. C. C. L. XXVI aetatis ſuae XVII ipſo die Paraſceves hora IX ante meridiem, peperit infantes vivos, promiſcui ſexus, numero trecenta ſexaginta quatuor, qui poſtquam per venerabilem Epiſcopum, Dominum Guidonem ſuffraganeum, praeſentibus multis proceribus et magnatibus, in pelvi quadam. Baptismi Sacramentum percepiſſent, et masculis Joannis, femellis vero nomen Heliſabethae impoſitum fuiſſet, ipſorum omnium ſimul cum Matris, animae ad Deum aeternaliter victurae, redierunt, corpora autem ſub hoc ſaxo requieſcunt *).

Unter der Regierung Graf Bertholds VII von Henneberg hatte die Familie von Sternberg die Burg Callenberg als hennebergſches Lehn in Beſitz. Markgraf Friedrich von Thüringen bedung ſich 1350, daß Gottſchalk und Fritz

*) Dieſer Geſchichte gedenken viele ältere Geſchichtſchreiber, als Spangenberg in ſeiner Hennebergiſchen Chronik, Buch II. Cap. XXX; Ludovicus Guicciardinus; Jacobus Meierus in ſeiner Flandria; Baptiſta Fulgoſus lib. I. de dictis et factis memorabilibus; Reusnerus, Cuſpinianus, Ludovicus Vives, Erasmus Roterodamus in nucem Ovidii; Georgius Pictorius lib. I. Philologiae cap. 4.

von Sternberg ihm solches jederzeit, wenn er es verlangen würde, öffnen, und daß sie es nach Absterben der Gräfin Jutta von Henneberg, gegen Erlegung von 400 Pfund Heller, von ihm zu Lehen nehmen sollten. Später, im Jahr 1380, entstanden wegen des dritten Theils der Veste, zwischen Landgrafen Friedrich und seiner Gemahlin und denen von Sternberg so heftige Irrungen, daß deshalb Krieg zu befürchten war. Burggraf Friedrich von Nürnberg entschied jedoch die Sache dahin, daß auch die Sternbergischen Töchter mit dem dritten Theile der Veste Callenberg beliehen werden sollten.

Es müssen damals die Rechtsverhältnisse zwischen Landes- und Lehnherren noch sehr unbestimmt gewesen seyn; denn 1391 mußten die Markgrafen zu Meißen für das Oeffnungsrecht zu Callenberg, obgleich solches als Ausfluß des Obereigenthumsrechts zu betrachten ist, dennoch an die Gebrüder von Sternberg 500 Pfund Heller zahlen *). Im Jahr 1592 soll das Sternbergsche Geschlecht **) erloschen seyn, worauf Callenberg der Pflege Coburg, als eröffnet, heim fiel. Der letzte von Sternberg hieß Hans. Er starb

*) Die desfallsige Urkunde ist in von Schulthes Coburgischer Landesgeschichte des Mittelalters im Urkundenbuch S. 96. anzutreffen.

**) Der Sitz der Herrn von Sternberg ist jedoch noch vorhanden und in spätern Zeiten wahrscheinlich nach neuerm Geschmack umgewandelt worden, welches ansehnliche Castrum jetzt die Familie von Guttenberg, unsern Königshofen in Franken, besitzt.

ohne männliche Leibeserben. Herzog Johann Casimir von Sachsen folgte ihm im Besitz Callenbergs.

Einige Zeit besaß es Herzog Heinrich, des Herzogs Ernst des Frommen vierter Sohn. Dieser überließ es 1677 seinem ältesten Bruder Herzog Friedrich I zu Sachsen-Gotha, der es noch in demselben Jahre an den Geheimenrath von Born verkaufte, von welchem es einige Jahre später an Herzog Albrecht abgetreten ward. Nach dessen Tode kam es in der darauf erfolgten Landestheilung an das herzoglich Sachsen-Meiningische Haus, das es noch jetzt als Kammergut besitzt, wo es 1723, bei der vorgewesenen Kammergüter-Vertheilung, zu 31,974 fl. 8 gr. $\frac{1}{3}$ pf. angeschlagen worden.

Weitere geschichtliche Nachrichten, diese Veste betreffend, sind nicht bekannt. Die hier mitgetheilten würden reichhaltiger seyn, wären nicht vor langer Zeit, angeblich durch die Fahrlässigkeit eines Verwalters, viele callenbergische Urkunden verbrannt worden.

Man ersteigt Callenberg von dem, am Fuße des Berges liegenden Dorfe Beiersdorf aus. Der von den Ringmauern bezeichnete Burgplatz ist nur mäßig groß. An der hintern Seite sind die Außenwerke stärker und haben sich daher auch in mehrern abgebrochenen Thürmen noch bis jetzt erhalten, vermuthlich weil die Veste hier gegen die angrenzenden Bergrücken tiefer liegt und daher gegen feindliche Anfälle mehr gedeckt werden mußte.

Der Burgplatz, so weit er verschlossen ist, enthält noch zwei wohlerhaltene Gebäude, das Schloß mit den nöthigen Nebengebäuden und die Kirche.

Ersteres wird jetzt zur Wohnung eines Forstbedienten benutzt, welcher die Einnahme der Gutsgefälle und Aufsicht über das angrenzende Jagdrevier zu besorgen hat.

Aus den obern Zimmern dieser Wohnung, welche von der Gefälligkeit des Försters gern Jedem geöffnet werden, genießt man der reizendsten Aussicht. Die am Rande des Berges vorbeiziehende Landstraße, die gegenüber liegende Veste Coburg, die entfernten sichtbaren Ruinen der Ludwigsburg, die blaue Ringmauer des thüringer Waldes auf einer, und die aus den Frankengebirgen hervorragenden Gleichberge und der davor liegende Berggipfel, welcher die Ueberreste der alten Veste Strauf trägt, auf der andern Seite, bilden ein Rundgemälde, in welchem sich, auch dem unbewaffneten Auge, bei heiterm Wetter mehr als vierzig Dorfschaften in den schönsten Gruppirungen darstellen.

An dieses Schloß stößt ein noch gut erhaltener, wahrscheinlich erst in neuern Zeiten erbauter achteckiger Thurm. Man ersteigt ihn zur Hälfte auf einer schönen steinernen Wendeltreppe. Die oben befindlichen Glocken sind erst später angeschafft und 1732 von Johann Meyer in Coburg gegossen.

Mit dem Schlosse in unmittelbarer Berührung steht die, im gothischen Style aufgeführte, Kirche. Sie ist besehenswerth. Vom Burgplatze aus steigt man auf einer steinernen Treppe zu ihr hinab. Ein überaus schönes Kreuz-

gunste der vier Elemente gemacht. Der Mensch ist ein Mikrokosmos, ein Abdruck des Makrokosmos, und wie dieser aus vier Elementen zusammengesetzt. Diese vier Stoffe sind: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle. Das Blut ist warm und feucht, wie die Luft, der Schleim kalt und feucht, wie das Wasser, die gelbe Galle warm und trocken, wie das Feuer, und die schwarze Galle kalt und trocken, wie die Erde. Wenn diese Stoffe in dem Menschen in einem gewissen Verhältnisse gemischt sind, so ist er gesund; sind sie aber ungleich gemischt, so ist er krank. Die Heilkunst hat also nichts anders zu thun, als diese Mischung wieder herzustellen.

Diese Lehre ist nun freilich sehr einfach, aber auch sehr unrichtig. Sie ist nicht einmal mit der Erfahrung vereinbar. Denn wenn z. B. ein Mensch an einem Fieber stirbt, so ist es nicht wahr, daß er an einem Mangel oder Ueberfluß eines dieser Stoffe stirbt, sondern er stirbt an einer Entzündung, an einer Verderbniß des Blutes, an einer Lähmung der Nerven, an einer Verstopfung der Eingeweide, an einer Auflösung der Säfte, an einer Verhärtung der Drüsen, an einer Verwesung des Fleisches, an einer Verdorrung der Knochen, an einer Verschwärung der Lunge, an einer Wassersucht, an einer Abzehrung, an einer Ohnmacht, an einem Krampfe, an einem Schlagflusse, an einer Gelbsucht, an einem Brande, an einem Steine, an einem Geschwüre, an einer Fäulniß, an einer Verstopfung, an einer Verhärtung, an einer Verwesung, an einer Verdorrung, an einer Verschwärung

Sie ist ein Filial der Kirche von Neuseß, und der dasige Geistliche muß alle vierzehn Tage in dieser Kirche predigen.

Der auf dem höchsten Platze des Burgraums befindliche Ziehbrunnen liefert hinlänglich Wasser für die Bewohner Callenbergs.

Außer dem Bezirk der Veste liegen, am Abhange des Berges, die Oekonomiegebäude des Kammergutes.

* * *

Von Callenberg sind keine besondern Abbildungen bekannt, obschon ihre schöne Lage längst den Wunsch rechtfertigen mußte, solche durch die Hand eines Künstlers dargestellt zu sehen *). Von Schulthes Coburgische Landesgeschichte des Mittelalters, Joh. Gerh. Gruners hist. statist. Beschreibung des Fürstenthums Coburg, Georg Paul Höhns S. Coburgische Historia und Spangenbergs Hennebergische Chronik, so wie eigene Localkenntniß, haben den Stoff zu dieser Bearbeitung geliefert.

Ernst Fr. Appunn.

*) Zu Ende des Monats November 1820 ist von der Poppischen Kunsthandlung in Coburg eine Ansicht von Callenberg in Steindruck, mit andern Darstellungen coburgischer Gegenden, auf Subscription angekündigt worden.

A.

Digitized by Google

130.

Weinsperg oder Weibertreue bei Heilbronn.

Weinsperg prangt auf steilen Felsenhöhen
Als ein Vermächtniß der Vergangenheit,
Durch seine Mauern flüstert Geisterwehen
Wie stille Träume einer bessern Zeit.
Und wo hinaus die trunknen Blicke sehen,
Hat die Natur den Brautschmuck ausgestreut.

Th. Körner.

130.

Weinsperg oder Weibertreue.

Wenn man von Heilbronn aus rechtshin einen Berg erstiegen hat, so eröffnet sich das herrliche Weinsperger Thal, eines der fruchtbarsten ganz Schwabens, und gleich im Vordergrunde erheben sich auf einem mit Reben umkränzten frei emporstehenden runden Berge die majestätischen Ruinen der alten Burg Weinsperg *); und schon ihr Name Weibertreue will uns mahnen an jene alte Zeit, wo Treu und Glauben noch allenthalben im ganzen deutschen Lande sichtbar waren **). Ihre Geschichte verliert sich in das graueste Alterthum, so wie die der Stadt Weinsperg am Fuße des Berges. Wir wissen nicht, ob die Stadt der Burg, oder die Burg der Stadt den Namen gegeben hat; doch scheint das letztere wahrscheinlicher zu seyn, wenn gleich

*) In Urkunden Winsperc, Winesberg, Winsberg, Winsberch, Winisberch, Weinspergk.

**) Eine solche Zeit giebt es nur in der Phantasie.

F. G.

die Stadt selbst auch ein beträchtliches Alter hat. Eine alte Chronik, die in dem Stadtarchiv aufbehalten wird, will wissen, daß Weinsperg eine von jenen römischen Burgen gewesen sey, die der Kaiser Probus auf Feindesboden angelegt habe. Dürften wir dieser Nachricht trauen, so würden wir es sehr wahrscheinlich finden, daß Probus zuerst den frei sich emporhebenden Berg benutzt habe, und die Stadt selbst jünger sey, als die Burg.

Die erste Nachricht von der Burg Weinsperg versetzt uns gleich in die Zeit ihrer ersten Belagerung, durch Kaiser Konrad III im Jahr 1140. Zwar nennt uns das Turnierbuch schon bei dem Jahr 942 einen Herrn von Weinsperg, allein diese Quelle ist zu trübe, als daß wir die Vermuthung darauf bauen möchten, daß schon um diese Zeit ein Geschlecht dieses Namens auf der Burg gehauset habe; die erste sichere Nachricht also ist aus dem Jahr 1140.

Da nemlich das deutsche Reich noch ein Wahlreich war, fiel nach des Sachsen Lothers Tode die Wahl des neuen Königs nicht auf Lothars Tochtermann, den Heinrich von Baiern und Sachsen, der noch dazu die Reichskleinodien in Händen hatte, sondern auf den Hohenstaufen-Herzog Konrad. Heinrich gedachte nicht, sich diesem zu unterwerfen, worüber ihn Konrad in die Acht erklärte, und seine beiden Herzogthümer Andern gab. Baiern fiel an Leopold von Oesterreich. Nach dem Tode Heinrichs kam sein Bruder Welf, und forderte sein Erbherzogthum Baiern. Aber Konrad ergriff von allen welfischen Erbgütern im schwäbischen Lande Besitz; mit seinem Bruder Friedrich, vielen

Bischöfen und Vasallen zog er nach Weinsperg, bis wohin sich die welfischen Erbgüter erstreckten. Welf benutzte den günstigen Augenblick, und schlug mit einem ansehnlichen Kriegsvolk den Herzog Leopold in Baiern, zog alsdann siegreich herab durch Schwaben. Doch schon bei Neresheim und Ellhofen soll er Konrads Uebermacht gefühlt haben. Aber bei Weinsperg wurde es nun ein rechter Ernst; hier kam's — es war mitten im Winter — zu einem entscheidenden Treffen zwischen Konrad und Welf. Welfs Soldaten hatten an diesem Tage das Loosungswort: Hie Welf! und Konrads Soldaten riefen spottweise darein: Hie Giebeling! — Nach einem entscheidenden Kampfe mußte Welf mit großem Verlust das Feld räumen, und die Burg Weinsperg, wohin Welf geflüchtet war, mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Doch gedachte Konrad der zarten Frauen zu schonen, und gab ihnen auf ihre Bitte die Zusage, daß sie ungestört abziehen und mitnehmen möchten, was ihnen das Liebste sey. Des andern Morgens, als die Thore der Burg sich öffneten, kamen die Frauen in langen Reihen den Burgweg herab, jede ihren Ehegemahl auf dem Rücken tragend, weil sie nichts Theureres hatten, dessen Rettung sie wünschten. Herzog Friedrich aber, ungehalten darüber, rief ihnen zu: das sey nicht vertragsgemäß; doch der zarter fühlende Konrad freuete sich im Stillen dieser List, und weil auch er Treu und Glauben zu halten wußte, so entgegnete er seinem Bruder: „ich hab's versprochen; des Königs Wort darf nicht gebrochen werden." Darauf wurde Stadt und Burg dem Kriegshaufen überlassen, der nach

seiner Weise damit handelte. Namentlich mußte auch die Burg, als der Wohnsitz Welfs, vieles leiden; doch zum bleibenden Angedenken für die späte Nachwelt nannte man sie fortan Weibertreue, welchen Namen sie auch jetzt noch in ihren Trümmern hat. Eine besondere Wirkung soll die Nachricht von dieser Begebenheit auf den Herzog von Florenz, Lorenzo Medicis, gemacht haben. Dieser las nemlich diese Erzählung, als er eben in einer schweren Krankheit lag, und soll sich über diese Treue so gefreut haben, daß er augenblicklich gesund geworden sey.

Man hat diese Geschichte schon bezweifelt und für eine bloße Volkssage gehalten. Allein es erzählt sie ein gleichzeitiger Schriftsteller, der Verfasser einer alten cölnischen Chronik, der gewöhnlich Chronographus Pantaleonita heißt; und als Volkssage würde sie schwerlich ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählen. Wer Lust hat, der lese noch eine ähnliche Geschichte aus Italien, die eben dieser Chronist bei dem Jahr 1159 erzählt. Ueberdies ist eine solche Entschlossenheit des schönen Geschlechts, besonders im Mittelalter, nichts Seltenes; man erinnere sich des Beispiels einer neuern Zeit, das die Weiber von Schorndorf gaben. Auch weisen auf die Wahrheit dieser Geschichte die kleinen Freiheiten, die die Weinsperger Weiber auch jetzt noch vor ihren Männern voraus haben sollen. Auch will man — was ich jedoch nicht verbürge — die in den meisten Gegenden Schwabens gewöhnliche Sitte davon ableiten, daß bei dem Genuß des heiligen Abendmahls die Weiber vor den Männern zum Altare gehen.

In der Kirche zu Weinsperg, die gleich unten der Burg zunächst liegt, ist das sehr schöne Oelgemälde aufbewahrt, das diese Geschichte vorstellt. Die Burg erscheint auf demselben in ihrem alten herrlichen Zustande; durch die Thore ziehen die Frauen in langer Reihe den Burgweg herab, die kleinste der Frauen voraus, die den schwersten Mann trägt, und unter der Last beinahe zu erliegen scheint. Auf dem Vordergrunde des Gemäldes unten an dem Burgwege hält Konrad auf einem prächtigen Zelter, und schaut den Frauen ruhig zu, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen. Die falben Haare, die überall auf dem Gemälde sichtbar sind, der herrliche Farbenglanz, ein Eigenthum der alten Oelmalerei, lassen auf ein hohes Alter schließen. Wer daran noch zweifeln möchte, der vergleiche ein entschieden neueres Gemälde vom Jahr 1691, das in derselben Kirche sich befindet, wo die Burg bereits als Ruine erscheint, aus welchem letztern Grunde allein schon jenes älter seyn muß, als dieses, und also wenigstens in die Zeit vor der ins Jahr 1525 fallenden Zerstörung gehört. Wie matt ist nicht das neuere Gemälde, wie sind die Farben schon so geschwunden! — Das ältere Gemälde ist um so merkwürdiger, als es eines von den wenigen ist, die sich in Schwaben noch aus den Zeiten der Bilderstürmerei erhalten haben. Oberhalb des Gemäldes standen ehemals die Worte: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen." Unterhalb desselben die Erzählung der Thatsache mit folgenden Worten: „Zu wissen, nachdem der siegreiche Kayser Konrad III dieß Namens

der Zeit — und der Gedanke erschüttert Gläubige wie Ungläubige — wird es Menschen geben, die sich ihrer Sünden, ihrer Schuld, ihres Elends und ihrer Nichtigkeit bewußt sind, die sich nach Erlösung sehnen, die sich nach Gnade und Barmherzigkeit verzehren. Aber sie werden sie nicht finden. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr suchen. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr begehren. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr brauchen. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr kennen. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr lieben. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr wollen. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr ersehnen. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr ersehnen können. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr finden können. Sie werden sie nicht finden, weil sie sie nicht mehr finden können, weil sie sie nicht finden können, weil sie sie nicht finden können, weil sie sie nicht

Wappen tragen durfte. Vielleicht gab er die letztere einem seiner Vasallen, die ihm nach Weinsperg gefolgt waren. Einige wollen wissen, Konrad habe sie den spoletanischen Flüchtlingen eingeräumt; worauf man auch schon die Vermuthung gründete, daß die Herren von Weinsperg von den Herren von Spoleto abstammen. Genug ist's, daß wir wissen, daß nun die Herren von Weinsperg im Besitz der Burg waren. Was bei der Belagerung durch Konrad zerstört worden war, wurde nun wieder ausgebessert, und so wurde sie ein stattlicher Wohnplatz mächtiger Ritter. Mehrere Jahrhunderte hindurch war von hier aus ein stets munterer Verkehr nicht nur durch ganz Schwabenland, sondern auch durch die benachbarten Länder, und gar mancher große Mann weiß sie aufzuzählen, der in ihren Mauern geboren ward. Unterhalb der Burg links der Straße, die nach Heilbronn hin führt, hatten die Ritter ihren Turnierplatz, auf dem sie sich fleißig geübt haben mögen, denn sie waren meist tapferer Art.

Unter dem größten der Weinsperger, Konrad, dem Reichserbkämmerer, im Jahr 1429, wurde die Burg belagert durch den Kurfürsten von der Pfalz, konnte aber nicht erobert werden; Konrad verließ sich auf die festen Mauern seiner Burg, und sie nebst der Stadt blieb so lange verschlossen, daß man nicht einmal das Feld bauen konnte, und alles wild umher lag. Erst nach Abzug des Kurfürsten wurde sie wieder geöffnet. Im Jahr 1440 wurde sie von einigen benachbarten Edelleuten, die Konrad beleidigt

haben muß, abermals belagert, konnte aber auch nicht genommen werden.

In diese Zeit fällt auch eine Sage, die noch in dem Munde der Weinsperger Thalbewohner lebt. Der damalige Schloßvogt Konrads erschlug einen seiner Knechte; und da er einstmals Sonnabends in der Schloßkapelle sein Abendgebet verrichten wollte, däuchte ihm, als öffnete sich der Boden, und wunderliche Gestalten steigen vor ihm auf, und je öfter er kam, desto furchtbarer wurde für ihn unter den Qualen seines Gewissens die Erscheinung. Er erkrankte bald, und nun, da er nicht mehr in die Kapelle kam, ließ sich der Unhold mit Poltern und Werfen im ganzen Schlosse hören; selbst die zechenden Burgwächter, die der Vogt besonders darauf Acht haben ließ, blieben nicht ungeneckt. Unzufrieden, daß sich seine Erlösung so lange verzögere, kam er auch in die Stadt herab, und quälte die Wächter auf der Mauer. Doch nun kam ihm die Stunde seiner Erlösung. Kurz vorher hatte eine starke Wallfahrt zu einem Marienbilde in der Nähe von Heilbronn begonnen, und es fehlte noch an hinreichenden Summen zur Erbauung eines Klosters an dieser Stelle; daher gab man den Weinspergern den wohlmeinenden Rath, ein Fasten anzustellen, und fleißig zu der Marienkirche zu wandeln. Der Vogt starb, der Unhold begab sich zur Ruhe, und nun konnte das Karmeliterkloster erbaut werden.

Bald darauf wurde die Stadt von der Burg getrennt, und kam an Kurpfalz: eine nothwendige Folge von der verschwenderischen Freigebigkeit der Herren von Weinsperg.

Eben dieser Umstand war nach einiger Zeit die Ursache, daß auch unsere Burg gewaltig zerstört wurde. Kaiser Maximilian hatte den Kurfürsten von der Pfalz in die Acht erklärt, und Herzog Ulrich von Württemberg hatte die Acht zu vollziehen. Er rückte mit seinen und des schwäbischen Bundes Soldaten im Jahr 1504 vor Weinsperg; das schöne Bergschloß wurde zuerst durch Kanonen, Schlangen und anderes großes Geschütz beinahe ganz zusammengeschossen, und dann die Stadt belagert. Sie war fest, und man zweifelte an ihrer Eroberung; der Herzog zwang sie aber dennoch durch das heftige Feuer nach einer dreiwöchentlichen Belagerung, und hielt sich derselben durch eine starke Besatzung versichert. Von dieser Zeit an, da ohnedies das Weinspergsche Haus im Erlöschen begriffen war, blieb die Stadt sammt der Burg im Besitz von Württemberg. Der durch die Eroberung beschädigte Theil der Burg wurde wieder ausgebessert, so daß die Burg noch immer fest genug war, um der Gewalt einige Zeit trotzen zu können. Bei dieser Belagerung, die jedoch nicht unvermuthet kam, wurde gleich der ganze Berg umzingelt, auf dem das Schloß stand. Ein hoher Thurm, der schwarze Mantel genannt, der den Belagerern am geschicktesten lag, nebst dem alten Ritterhaus, wurde ganz zusammengeschossen.

Man hat noch eine in Versen abgefaßte Beschreibung dieses pfälzischen Kriegs von einem Johann Glaser Wartmann zu Urach, der, wie überall in diesem Kriege, so auch zu der Belagerung von Weinsperg dem Herzog Ulrich

als sein auserwählter Büchsenmeister folgte. Dieser beschrieb die Belagerung folgendermaßen:

Darnach (man kam nemlich von Neustadt her) man weiter gerückt hat,
Gehn Weinsperg für die hohen Vest
Selzam waren in solche Gäst
Den Berg belagert man überal
Zu baiden Seiten bis in das Thal
Die Muter ist daruf die Kirchwyhe kommen
Hat Schwester und Bruder mit ir gnommen
Die habend da ein Hofrecht gmacht
Und sechs von Ulm mit in gebracht
Auch den Trachen von Hall
Und aine heißt die Nachtegall
Vier Korthonen richt man darzu
Und eine haißt die Unruh *)
Der Nare wollt auch sein im Spiel
Der selb der gab der Würff so vil
Hat die von Weinsperg übel verdrossen
Wier die habend Eisen geschossen
Die Schlangen habends auch übel gebissen
Das ist manchem Man wohl zu wissen.

*) In diesen acht Strophen nennt uns der Büchsenmeister das Geschütz, das dabei war, mit sonderbaren Namen, was wir nicht tadeln mögen, da er sich hier in seiner ganzen Individualität ausspricht. Um so weniger darf dies befremden, als es im Mittelalter nichts Ungewöhnliches war, die Geschütze beim Namen zu nennen. Siehe Peter Meier's Geheimschreibers des Kurfürsten Johann von Trier Beschreibung der Belagerung von Boppard.

Die Sonn hat sich aus ihm erhoben,
Und er hat Sie so hoch getragen,
Daß Sie nun selber kann die Strahlen
Der Welt in seinem Glanz bescheinen.
Der Mond auch scheinet mir ein Bild
Der Sonnen, die ihr Licht ihm gibt,
Die allerschönste Sonne ist
Die Gottheit, welche in dem Stern
Des Lammes ist die Sonne der Gerechten,
Und auch gewiß ein besonders Licht
Ist in dem Mond, wie in der Sonn,
Und wie der Mond sein Licht empfängt
Von der Sonnen, also empfängt
Die heilige Kirche ihr Licht von der Gottheit.
Die heilige Kirche ist wie der Mond,
Und auch wie der Mond
Nimmet sie zuweilen ab,
Und wird finster, und scheinet nicht,
Und wird auch voll,
Und wenn sie voll ist, so scheinet sie
Und wenn sie so hell scheinet wie
Der Mond, so ist sie auch
Und wenn sie so hell scheinet wie
Ist sie auch in einem hohen
Ja,

Im Juli 1849 Gründung von Filialvereinen durch den Landrath Daniel Amsinck, und die Filialvereine sind, wenn auch nicht selbständig, doch von großem Einfluß. Sie sind die Kreise, in welchen sich die Thätigkeit des Vereins bewegt, und die Vorsteher der Filialvereine sind die Vertrauensmänner, welche in ihren Bezirken die Mittel sammeln. Die ersten Filialvereine sind in Hamburg und Altona gegründet, an den neuen Bauten vom Brunnen jener Stationen, und Filialvereine sind in Bergedorf, Harburg, Ottensen, Blankenese, Wandsbeck, Eimsbüttel, Eppendorf, Winterhude, Barmbeck, Hohenfelde, Hamm, Horn, Billwärder, Rothenburgsort, Billwärder a. d. Bille, Tatenberg, Reinbek, Wentorf, Schiffbeck, Bergedorf, Curslack, Altengamme, Neuengamme, Kirchwärder, Moorfleth, Allermöhe, Tatenberg, Reinbek, Wentorf, Escheburg, Geesthacht, Lauenburg, Ritzebüttel, Cuxhaven, Neuwerk, Duhnen, Duhnen, Sahlenburg, Arensburg, Altenbruch, Nordleda, Osterbruch, Osterbruch, Osterbruch

zwischen die Stadt und die Burg, und schnitten so Helfenstein und seinen Gefährten den Rückweg auf die Burg ab. Gerade stieg Dieterich von Weiler den Burgweg hinan, als er die Bauern herabkommen sah. Er entfloh in den Thurm der der Burg zunächst liegenden Kirche, allein sie eilten ihm nach, erschossen ihn, und stürzten ihn auf den Kirchhof herab. Inzwischen hatte Graf Ludwig mit seinen Gefährten Nachricht von der Sache erhalten; allein zugleich bemerkte er, daß die Weinsperger Bürger mit im Verrath seyen; denn diese öffneten den Bauern die Thore, und warfen mit Steinen auf die Besatzung. Graf Ludwig mit den Seinigen wurde nun auch so schnell überfallen, daß sie nicht einmal zu ihren Waffen kommen konnten, mußten sich daher auch diesem tollen Haufen auf Gnade und Ungnade ergeben. Nur drei der Ritter konnten in Weiberkleidern der Wuth der Bauern entgehen; alle übrige hatten das Unglück, eines jämmerlichen Todes zu sterben. Graf Ludwig bot ihnen eine Tonne Goldes für sein Leben; seine treue Gemahlin, die sie gleich vom Schlosse mit herabgenommen hatten, bat mit ihrem Knaben auf dem Arme fußfällig um das Leben ihres Gemahls; aber die tolle Rotte war taub gegen alle Gefühle des Mitleidens; sie hatte beschlossen, keines Fürsten und Edlen, keines Mönches und Priesters zu schonen, nur um den Tod ihrer vom schwäbischen Bunde getödteten Brüder rächen zu können. Auf einem freien Platze vor dem untern Thore der Stadt schlossen die Bauern einen Kreis; ein Pfeifer mußte Tänze spielen, und nun jagten sie alle ihre Gefangene durch den

Spieß. Nebst Graf Ludwig fanden hier Konrad von Weiler, Johann Konrad von Westerstetten, Sebastian von Ow, Johann Dieterich von Westerstetten, Burkhard von Ehingen, Friedrich von Neuhausen, Georg Wolf von Neuhausen, Eberhard von Sturmfeder, Jörg von Kaltenthal, Hans Spet von Höpfigheim, Rudolph von Hirnheim, Rudolph von Eltershofen, Plickard von Riexingen, Philipp von Bernhausen und noch viele andere Ritter und Edle den schmählichsten Tod. Zwar noch ehe die Stadt übergeben wurde, hatte Graf Ludwig den pfälzischen Hauptmann, Wilhelm Haber, gebeten, von Mosbach gegen Weinsperg herzukommen mit ungefähr 20 Reitern. Nachdem er aber von dem benachbarten Berge herab gesehen hatte, was mit der Burg und Stadt vorgegangen war, zog er, ohne von diesem schauerlichen Entschlusse der Bauern zu wissen, dessen Ausführung er noch vielleicht hätte zuvorkommen können, wieder zurück; und als ihm da gegen 70 wohlbewaffnete Bauern unter die Hände kamen, die gerade ins Lager wollten, und ihm zuriefen: „her, her, wir wollen den Haber ausdreschen!" ließ er sie alle niederhauen.

Helfensteins Gemahlin, des ritterlichen Kaisers Maximilian natürliche Tochter, wurde schimpflich mißhandelt, und ihr zweijähriger Knabe Maximilian auf ihren Armen verwundet, sie selbst ihres Schmucks und ihrer Kostbarkeiten beraubt, und sammt ihrem Frauenzimmer auf einem Mistwagen nach Heilbronn geführt. Als die Bauern ihrer spotteten, daß sie in einem goldenen Wagen ihren Einzug in Weinsperg gehalten, und nun einen so schimpflichen

Abzug hätte, antwortete sie ihnen: daß ihr Heiland auch triumphirend am Palmtage zu Jerusalem eingezogen, und wenige Tage nachher zur Kreuzigung wieder herausgezogen sey; sie wüßte, daß sie eine Sünderin wäre, und Strafe verdiene, dagegen aber Jener nichts ungeschicktes gehandelt hätte. Ein Bauer, Andreas Rymey aus Zimmern, trug neben ihr ihres Gemahls Federbusch, und Jäcklein von Rohrbach seinen Schauben.

Nun gingen die Bauern an die Zerstörung der schönen Burg; mit viehischer Wuth rissen sie auf derselben alles nieder, was sie niederreißen konnten, anderes ward zusammengeschossen, und man zeigt noch dem Wanderer die Anhöhe — Wildeberg, vielleicht nicht umsonst so genannt — von wo aus sie die Burg mit Kugeln zusammenschmetterten.

Doch der schwäbische Bundeshauptmann, Georg Truchseß, hatte schon am 2ten Mai bei Böblingen das Hauptheer der Bauern bei 25000 Mann auf's Haupt geschlagen, und war auf Flügeln des Sieges herangerückt, um an Weinsperg für Helfensteins und seiner Ritter Blut eine fürchterliche Rache zu nehmen. Schon am 14ten Mai war die Stadt in seinen Händen, und racheglühend gab er sie sogleich der verheerenden Flamme Preis. Den Pfeifer, der bei dem Tode der Edlen Tänze gepfiffen, und sich dessen überall gerühmt hatte, ließ Truchseß mit langen, nicht hart angezogenen Ketten an einen Pfahl binden, trug sammt andern Edelleuten selbst Holz herbei, und zündete ein Feuer an, wobei der Gebundene im Kreise herumgetrieben wurde,

bald niederfiel, bald aufsprang, und nachdem seine Knochen und Füße vom Feuer verzehrt waren, den Geist aufgab. Bei einem Angriff, den um dieselbe Zeit bei Thann die bündischen Soldaten machten, wurde nebst anderer Beute auch ein Gefangener von Wichtigkeit gemacht. Es war zwar nur ein Karrenmann, der ins Schloß Weinsperg das benöthigte Salz zu liefern pflegte, Samuel Haas oder Sammelhans genannt, aber er hatte sich des schändlichsten Verraths schuldig gemacht. Er war's, der den Grafen von Helfenstein und seine Ritter an den Spieß geliefert hatte; denn, während der Graf mit der ganzen Besatzung unten in der Stadt beschäftigt war, den Bürgern Muth einzusprechen, sich gegen die nahe liegenden Bauern zu wehren, ließ er sich gebrauchen, diesen den Augenblick anzuzeigen, wann sie das wehrlose Schloß ersteigen könnten. Auch diesem ward sein Recht angethan.

Die Stadt selbst sollte ein Steinhaufen bleiben zum beständigen Andenken dieser Schandthat; aber Erzherzog Ferdinand begnadigte sie wieder aus Rücksicht auf einige unschuldige und wohlgesinnte Bürger, und erlaubte, daß die Bürger wieder Wohnungen bauen dürften; doch mußten sie die Thore abbrechen, in die Mauern Lücken machen, und hatten hinfort bloßes Dorfrecht. Auch mußten sie sich verschreiben, ein steinernes Kreuz und eine Kapelle auf dem Platze der Mordgeschichte aufzurichten, eine Tafel darin aufzuhängen, und alle Jahre am Ostertage bei Aufgang der Sonne mit Jungen und Alten sich dahin zu begeben, und daselbst ihren Gottesdienst bis gegen Mittag, auch ihre

Gerichte unter freiem Himmel zu halten, es möge regnen oder schneien. Als jedoch Herzog Ulrich im Jahr 1534 sein Herzogthum wieder eroberte, kam sie wieder zu Gnaden bei ihm. An der Stelle, wo die Mordthat geschah und die Kapelle stand, neben einem kleinen Weiher, steht nun das Wohnhaus eines Weinsperger Bürgers.

Die schon beinahe ganz zerstörte Burg litt noch mehr unter den spätern Unruhen, die es in Schwaben gab. Am 21sten December 1546 eroberten die Spanier die Stadt Weinsperg, und ihre Barbarenwuth, mit der sie das Haus Oesterreich im Schwabenlande sengen, brennen und morden hieß, schonte auch der unschuldigen Trümmer nicht. Später mußten diese abermals die zerstörende Wuth der Spanier empfinden, als das Weinsperger Thal im Jahr 1654 noch einmal von Oesterreich gewürdigt wurde, diese Gäste zu beherbergen, die nun Kirchen, Kanzeln und Altäre beraubten, Orgeln zerstörten, und alles dergestalt ausplünderten, daß das ganze Thal einer öden menschenleeren Wüste glich *). Der Kaiser schenkte Weinsperg nach der Nörd-

*) Ihnen haben wir es zu verdanken, daß so vieles, was Schwaben an Kunst und Alterthum noch aus den Gräueln des Bauernkriegs übrig hatte, vollends zu Grunde ging, und so manche herrliche Burgen, die bis dahin dem Zahne der Zeit und der Wuth der Bauern getrotzt hatten, nur noch in Trümmern vor uns stehen, die das Andenken an die traurigsten Zeiten unseres Vaterlandes schmerzlich zurückrufen. Eine zusammenhängende Geschichte der Art und Weise, wie die Bauern und Spa-

linger Schlacht seinem Lieblinge, dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, der die Trümmer zwar in Ruhe ließ, aber auch nichts für ihre Erhaltung that.

Die Burg, wie sie ehemals war, vor ihrer Zerstörung, sehen wir auf dem Gemälde, das in der alten Kirche zu Weinsperg ist; sie hatte nach diesem mehrere feste Thürme und eine wohlverwahrte Ringmauer; auch hatten die Besitzer derselben ihre Schloßkapelle innerhalb der Burg. Zu ihren Trümmern führt jetzt noch der ehemals gewöhnliche Burgweg, der schon zu Konrads Zeiten da war. Von den Mauern, die rechts und links den Burgweg herabzogen, ist die auf der linken Seite noch so ziemlich erhalten. Zunächst der Burg sieht man, daß ehemals an der herabziehenden Mauer rechts und links ein Thurm stand, wie wir es auch auf dem Gemälde sehen. Weiter oben führt auf der linken Seite ein enges Pförtchen den nächsten Weg in die Stadt hinab, rechts steht ein schöner altergrauer Thurm, der noch beinahe ganz erhalten ist, bis auf die Wendeltreppe, die längst schon einstürzte; daher ihn die Raubvögel zu einem sichern Aufenthalte sich wählten. Wo das alte Ritterhaus stand, kann man wohl nicht mehr sicher bestimmen, wahrscheinlich jedoch an der westlichen Seite der Burg; auch die Stelle des alten Thurms, den man Mantel hieß, ist nicht mehr zu errathen. Die Mauer,

---

nier in Schwaben hausten, gebe einen herrlichen Beleg dafür, wie es der Mensch in der Rohheit bis zum Unbegreiflichen treiben kann.

von der die Burg selbst umkränzt wurde, ist auch noch ziemlich erhalten, und zeigt hin und wieder Spuren von Gebäuden, die ehemals standen. Weiter westlich erheben sich die Reste eines alten Thurms in Gestalt einer bloßen Steinmasse, und wenn man wieder weiter östlich dem Burgwege zu geht, so stößt man auf die Ueberbleibsel des alten Burgverließes, das zerstört ist bis auf das unterste Gefängniß; ein kleiner gewölbter Eingang, der noch übrig ist von dem zweit-letzten Gefängniß, führt zu der Oeffnung, durch die man in den untersten Behälter hinabsehen kann. Mein Führer, der vor derselben mit einem geheimen Schauer stehen blieb, erzählte mir mit ganz ernsthafter Miene, daß es hier unten nicht geheuer sey: man habe, sagte er, schon oft diese Oeffnung zumauern wollen, doch jedesmal habe man den andern Morgen die Steine (die wahrscheinlich hinabfielen, weil sie an der Oeffnung selbst keinen Halt hatten) wieder weggewälzt gefunden. Ein benachbarter Raubgraf aus dem nahen Murrthale, erzählt die Volkssage, habe einst in der Gegend alle Wege unsicher gemacht, und durch Morden und Rauben die Thalbewohner in Angst und Schrecken versetzt. Da sey denn einer der Herren von Weinsperg ausgezogen, habe ihn eingefangen und in das Burgverließ geworfen. Daselbst habe er ihn des Hungers sterben lassen. Sein Geist hause noch da unten, gehe bei Nacht hervor und necke die Reisenden; weshalb er auch jedesmal die Steine wegwälze von seiner geheimnißvollen Behausung. Ueberhaupt wissen die Weinsperger Thalbewohner vieles von ihren alten Burgherren zu erzählen.

Auf der Straße sah er niemand Bleiben. Die Bewohner hatten alles Leben in die Häuser gezogen, wo alles zu sehen war, wie alle Tage und wenige Besuche von Fremden kamen.

Er ging durch die Straßen, und sah sich um, ob er nicht irgend einen Bekannten finden möchte, mit dem er sich unterhalten könnte. Er sah die Bewohner von Weitem stehen, und sich mit einander unterhalten, aber er wollte nicht zu ihnen gehen, weil er sich nicht in ihre Gesellschaft mischen konnte. Er sah sie lachen, und wußte nicht worüber, und er wollte nicht lachen, weil er nicht wußte worüber. Er sah sie ernsthaft sprechen, und wollte auch ernsthaft sprechen, aber er wußte nicht worüber. Er sah sie Gesellschaften machen, und wollte auch Gesellschaften machen, aber er wußte nicht wie. Er sah sie Bälle geben, und wollte auch Bälle geben, aber er wußte nicht wie. Er sah sie Liebschaften haben, und wollte auch Liebschaften haben, aber er wußte nicht wie.

Er sah sie Bücher schreiben, und wollte auch Bücher schreiben, aber er wußte nicht worüber. Er sah sie Bücher drucken, und wollte auch Bücher drucken, aber er wußte nicht wie.

Die Bewohner Athens verstanden sich auf das Leben, und Sokrates verstand sich nicht darauf, und er ging nicht zu ihnen.

Er ging durch die Straßen, und sah sich um, ob er nicht irgend einen Bekannten finden möchte, mit dem er sich unterhalten könnte. Er sah die Bewohner von Weitem stehen, und sich mit einander unterhalten, aber er wollte nicht zu ihnen gehen, weil er sich nicht in ihre Gesellschaft mischen konnte. Er sah sie lachen, und wußte nicht worüber, und er wollte nicht lachen, weil er nicht wußte worüber. Er sah sie ernsthaft sprechen, und wollte auch ernsthaft sprechen, aber er wußte nicht worüber. Er sah sie Gesellschaften machen, und wollte auch Gesellschaften machen, aber er wußte nicht wie. Er sah sie Bälle geben, und wollte auch Bälle geben, aber er wußte nicht wie. Er sah sie Liebschaften haben, und wollte auch Liebschaften haben, aber er wußte nicht wie.

Er sah sie Bücher schreiben, und wollte auch Bücher schreiben, aber er wußte nicht worüber. Er sah sie Bücher drucken, und wollte auch Bücher drucken, aber er wußte nicht wie.

Die Bewohner Athens verstanden sich auf das Leben, und Sokrates verstand sich nicht darauf, und er ging nicht zu ihnen.

Turnier, das Herzog Konrad von Franken zu Rothenburg an der Tauber gab, und im Jahr 948 auf dem Turnier, das Herzog Luitholf in Schwaben zu Kostanz hielt. Auf dem zu Merseburg an der Saale 969 läßt er einen Friederich von Weinsperg erscheinen, auf dem zu Augspurg 1080 einen Rudolph, auf dem zu Zürich einen Burkhard, auf dem zu Nürnberg einen Gotthardt, und auf dem zu Worms einen Friederich von Weinsperg. Allein für alle diese fehlt es uns an hinlänglichen Urkunden; nur im Jahr 1094 wird uns eine Cuniga von Weinsperg genannt, als Wittwe des Grafen Adalbert von Kalw. Eine unverbürgte Sage giebt diesem Geschlechte folgenden Ursprung: ein Rochus von Spoleto soll im Elsaß eine Burg mit Namen Rochsspoletin, d. i. Rochens von Spoleto Haus, gebaut haben; einen dieses alten elsässischen Geschlechts Rappoltstein soll Konrad nebst andern spoletanischen Flüchtlingen mit vor Weinsperg genommen, und ihm die eroberte Burg gegeben haben, von der er mit seinen Nachkommen sich Freiherr von Weinsperg geschrieben habe. Denselben Ursprung aus dem Hause Rappoltstein sollen die Herzoge von Urslingen mit den Herren von Weinsperg gemein haben. Die Heraldik scheint dies zu bestätigen, indem das Wappen dieser drei Häuser der Form nach ganz gleich ist, nur daß man Farben und Metall geändert hat, da Weinsperg und Urslingen drei silberne Schilde im rothen Felde, Rappoltstein drei rothe Schilde im silbernen Felde führte. Eine Bestätigung dafür könnten wir finden in den offenbar fremd klingenden Namen: Rugger, Belram und Wolfram von

Weinsperg, welche sieben Jahre nach der berühmten Belagerung der Burg in einer Urkunde des Klosters Maulbronn vorkommen, und von denen der letzte im Jahr 1160 ausdrücklich liber heißt.

Mit diesen Dreien beginnt die durch Urkunden bestätigte Geschichte des Hauses Weinsperg. Das Jahr 1150 nennt uns einen Diepartus de Weinsperg als Zeugen, da Kaiser Konrad dem Gotteshause St. Blasii den Stauffenberg zuerkannte, und im Jahr 1180 soll ein Berthold von Weinsperg eine Gräfin Anna von Helfenstein zur Gemahlin gehabt haben. Doch von dieser Zeit an verschwinden uns diese Namen, und wir lernen nun die Engelharde und Konrade kennen, wie von nun an beinahe alle Herren dieses Hauses heißen; aber ihre Geschlechtsverbindung mit den vorhergehenden ist uns unbekannt. Und so könnten wir auf die Vermuthung gerathen, daß jene erstern eine von diesen verschiedene Familie gewesen seyn möchten.

Im Jahr 1193 lernen wir Engelhard I kennen; er unterschreibt sich mit seinen beiden Söhnen Konrad I und Engelhard II auf einem Briefe, in welchem Kaiser Heinrich dem Kloster Lorch seine Stiftung und Freiheiten bestätigt. Im Jahr 1198 kommt er abermals vor auf der Urkunde, in welcher der Stadt Speier ihre Rechte bestätigt wurden. Seine beiden Söhne waren Konrad I und Engelhard II (genannt der Rothe); der erstere unterschrieb im Jahr 1228 drei zu Eßlingen gegebene Diplome, eins vom Kaiser Heinrich, das zweite von dem Pfalzgrafen Ludwig am Rhein, und eins von dem Bischof Eckbert von Baben-

berg; im Jahr 1230 einen Brief Heinrichs bei Seilenhausen, und im Jahr 1234 ertheilte er einen Befehl bei Wimpfen. Er war reich, und besaß nebst Weinsperg und der Umgegend auch die Stadt Sindringen; im Jahr 1235 erschien er auf dem Turnier zu Wirzburg, und starb bald darauf ohne Kinder. Sein Bruder Engelhard der Rothe kommt blos vor in dem Stiftungsbriefe des Cistercienser-Nonnenklosters Lichtenstern. Er hatte nemlich Luitgarde, eine Tochter Walthers Schenken von Limpurg, zur Gemahlin; diese stiftete ums Jahr 1242 das Kloster Lichtenstern. Man sieht in der Kirche, die von dem im Bauernkriege verwüsteten Kloster noch übrig ist, (denn nach der Zerstörung der Burg Weinsperg gingen die Bauern sogleich an die weinspergische Stiftung,) folgende Inschrift: Dna Luitgardis de Winsperg, Dna de Limpurg, Fundatrix, Dna Burcfindis, Dna de Limpurg, prima abatissa in clara Hella. A. 1242. (Diese Burgsindis ist wahrscheinlich eine Schwester Luitgardens, Mitstifterin und erste Aebtissin des Klosters.)

Engelhard II hinterließ drei Kinder: Engelhard III, eine Tochter, deren Name uns nicht bekannt ist, und Konrad II. Die Tochter heirathete einen Ulrich von Münzenberg, den letzten seines Stammes. Die Söhne errichteten im Jahr 1253 mit dem Grafen Gottfried von Hohenlohe und Romaniola einen Vertrag wegen der ihnen damals gemeinschaftlich gehörigen Stadt Oehringen, begabten auch die fromme Stiftung ihrer Mutter mit mehreren Gütern. Wir lesen ihre Namen auf einer Urkunde von Wimpfen,

in der Bischof Richard von Worms ihnen gewisse Zehnden verpfändete; ferner 1256 zu Worms, bei einem Vergleich, den sie mit den Herren von Falkenstein wegen des Münzenbergischen Erbes machten. Noch auf Urkunden aus den Jahren 1257, 1260 und 1265 werden sie neben einander genannt, doch von da an nicht mehr, indem Konrad starb; sondern blos Engelhard III mit seinem Neffen Engelhard dem Jüngern. Den erstern nennen auch noch Documente von 1267, 1268, 1269, 1270; er selbst hatte eine Gräfin Agnes von Löwenstein, und sein verstorbener Bruder eine Gräfin Mechthildis von Löwenstein zur Gemahlin.

Im Jahr 1266, den 8ten Aug., am Tage Cyriaci, wurde in der Nähe des Mayns bei dem Kloster zu Kitzingen ein Treffen gehalten zwischen Graf Albrecht von Hohenlohe und dem Grafen Herrmann von Henneberg, wobei viele Adliche und Ritter, unter andern auch drei Herren von Weinsperg, blieben. Hohenlohe, auf dessen Seite die Weinsperger fochten, gewann den Sieg, weswegen auch jetzt noch das dabei gebrauchte Panier mit dem Bildniß des heiligen Kilian an dem Cyriacustage alljährlich in Kitzingen aufgehangen, und eine Procession um die Stadt gehalten wird. Wer diese Weinsperger waren, ob unbekannte Brüder der obigen oder nicht, wissen wir nicht. Eben so wenig ist uns die Herkunft der Mathildis von Weinsperg bekannt, die unter den Klosterfrauen des berühmten Klosters Gnadenthal, so wie im Jahr 1266 auf einer Schenkungsurkunde eines Konrads von Krautheim

und im Jahr 1278 vorkommt. War sie vielleicht die Wittwe Ulrichs von Münzenberg? —

Konrad II hinterließ einen Sohn, den oben genannten Engelhard den Jüngern, der eine Gräfin Anna von Helfenstein zur Gemahlin hatte, und mit seinem Oheim auf Urkunden genannt wird. Er gerieth mit dem Kloster Lorch in einen Streit wegen der Stadt Winnenden, die nebst der Burg den Weinspergern gehörte, welche sich auch oft daselbst aufhielten. Auch die Grafen von Württemberg und Andere hatten Antheil an diesem Streite mit dem Kloster, bis endlich Papst Johann XXI die Sache durch eine Bulle entschied, auf der auch unser Engelhard genannt wird. Erst im Jahr 1312 kommt er bei seinen Schenkungen an das Kloster Lichtenstern, und später mit seinem Vetter Konrad vor. Er verkaufte mit Zustimmung seiner Gemahlin das ihm gehörige Dorf Neckargartach, und später die Veste Beringsweiler an Kraft von Hohenlohe; auch wird er im Jahr 1329 in Erbschaftsangelegenheiten mit dem ihm verschwägerten Hause Baden genannt.

Engelhard III hatte zwei Söhne, Konrad III und Konrad IV. Der erstere hatte zur Gemahlin eine Luitgarde von Neuffen. Von dieser ererbte er einen Theil der Herrschaft Neuffen, der aber sehr verschuldet war, weswegen er nebst seinen Söhnen Konrad und Engelhard die Burg und Stadt Neuffen an den Grafen Eberhard von Württemberg verkaufte, nebst allem, was zu dieser Herrschaft gehörte. Nur behielt er sich den Gebrauch des Schildes und Helmes der Herrschaft Neuffen, und ein Haus zu

Kolberg vor. Der Schild bestand in drei schwarzen Jagdhörnern im gelben Felde; welches Wappen man jedoch in dem Schilde der Herren von Weinsperg niemals findet. Die beiden Brüder Konrad III und IV gebrauchen im Jahr 1285 ein gemeinschaftliches Sigill; zwei Jahre nachher bestätigen sie zu Heilbronn die Urkunde, in der Graf Albert von Löwenstein dem Kloster Lichtenstern das Patronatrecht in der Kirche zu Erbstetten einräumt. In eben dieser Zeit werden sie von dem Kaiser Rudolph dem Habspurger aufgefordert, gegen den unruhigen Grafen Eberhard von Württemberg auszuziehen; denn sie hatten sich mit verpflichtet, den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Seinem Wahlspruch getreu: Gottes Freund, aller Welt Feind — war Eberhard nicht gesonnen, Frieden zu halten, sondern fing mit den Städten immer wieder neue Fehden an. Doch noch in eben diesem Jahre wurden die beiden Brüder Konrad zu Eßlingen als Schiedsmänner gebraucht zwischen Rudolph und Eberhard. Im Jahr 1295 kommen sie auf einer Bestätigungsurkunde vor, die Kaiser Adolph dem Kloster Adelberg gab. Eben dieser Kaiser bestätigte bald darauf Konrad III alle seine Rechte, die er hatte, nebst einem Theile der Einkünfte in den Städten Heiligenbronn, Hall, Wimpfen, Marbach u. s. w. Als Graf Eberhard von Württemberg noch nicht ruhig war, so erscheinen die Weinsperger Herren abermals als seine Feinde; sie hielten es beständig mit dem Kaiser. Wahrscheinlich waren sie eifersüchtig über die ansehnlichen Ländererwerbungen Eberhards; vielleicht gab es Streit wegen der Herrschaft Neuffen. Kurz, sie waren persönliche

Feinde Eberhards, und Mutius sagt: König Heinrich habe gegen Eberhard in ihnen viros fortes, quos sciebat comiti infensos, aufgestellt. Kaiser Adolph war im Jahr 1293 selbst einige Zeit auf der Burg Weinsperg, als er in Schwaben umherging, um das Land zu beruhigen. Auch als Adolph mit Albrecht von Oesterreich bei Worms um die Krone focht, hing dieses Haus getreulich an ihm; bei diesem für Adolph so unglücklichen Treffen wurde auch ein Weinsperger, wahrscheinlich Konrad III, gefangen. Dem nachherigen Kaiser Heinrich hing er ebenfalls an, indem er ihn schon 1308 als Kaiser anerkannte, weswegen ihm dieser auch seine schon von Adolph anerkannten Rechte bestätigte.

Eberhard von Württemberg war noch immer trotzig gegen den Kaiser und die Städte, und es sollte ein abermaliges Gericht über ihn ergehen. Heinrich mußte aber nach Italien; darum übergab er den kriegserfahrenen Herren von Weinsperg die Landvogtei. Diese waren nebst dem Vater Konrad wahrscheinlich auch die beiden Brüder, Konrad und Engelhard. Die von Eßlingen am meisten gegen Eberhard aufgebracht, bestellten den Grafen Götz von Tübingen zu ihrem Hauptmann. Die Herzoge von Teck, die Grafen von Aichelberg und von Bayhingen nebst vielen andern Edelleuten standen auf gegen Eberhard, und ein zahlreiches Kriegsvolk erschien rings um Württemberg, um mit Wuth einzufallen. Die Herren von Weinsperg waren die Anführer. Graf Eberhard war nicht müßig, doch gegen einen so großen Feind zu schwach; er zog seine Macht zusammen, und fiel das Städtevolk muthig an, aber die

Raubgier seiner eigenen Soldaten brachte ihn um den Sieg. Auch die Hoffnung, die Eberhard auf seine Burgen und Schlösser hatte, schlug fehl; ein zweijähriger Belagerungskrieg erging unter den Weinspergern über das ganze Land. Zuerst riß man das Stammschloß Württemberg nieder, wobei die Eßlinger voran waren, und dann ging es gerade auf die Burg und das Stift Beutelspach los. Es war bald in Konrads von Weinsperg Händen; denn ein Hirt machte den Verräther und grub die Brunnenröhren ab. In der alten Gruft des Stifts ruhten die Grafen von Württemberg. Mit einer Wuth, wie sie nur im Bauernkriege gleichsam als Wiedervergeltung für diese Unbill auf der Burg Weinsperg wieder gesehen wurde, fiel das Städtevolk auf die Burg und das Stift. Auch gegen die Todten wütheten die Städter, voll Haß gegen den württembergischen Namen, rissen die Grabmahle der alten Grafen auf, streuten die Gebeine der Todten auf der Erde herum, und zerschlugen die ältesten Denkmähler des württembergischen Hauses mit ihren Wappen und Inschriften — ein für die Geschichte Württembergs unersetzlicher Verlust. Hier hat sich unser Konrad einen schlechten Namen gemacht; möchten wir es sagen können, daß er nicht gerade selbst die Zerstörung der Gräber befohlen habe, sondern die Schuld auf Rechnung der kalmückischen Unmenschlichkeit des Städtevolks komme! — Wir bedauern es, ihn in einer so schlechten Gesellschaft als Anführer erblicken zu müssen. Auch Schorndorf und Waiblingen ließ er zerstören, und nahm Eberhard alles, so daß ihm von all seinem Lande nur noch

Urach,

Urach, Seeburg, Neuffen und Hohenwittlingen übrig blieb. Er war übrigens ein Mann, der in hohem Ansehen stand, und dessen Name auf gar manchen Urkunden zur Bestätigung derselben erscheint. Sein Bruder Konrad IV hatte eine Gräfin Elisabeth von Katzenellenbogen zur Gemahlin. Im Jahr 1325 verkaufte er Stadt und Burg Winnenden an den Grafen Ulrich von Württemberg; sonst kommt er nur noch auf einem Schenkungsbriefe aus dem Jahr 1328 vor. Von seiner Gemahlin, die 1530 starb, findet man noch ein Grabmahl in der Kirche zu Wimpfen, wo überhaupt das eigentliche Erbbegräbniß der Herren von Weinsperg war.

Konrad III hatte drei Söhne und eine Tochter. Zwei seiner Söhne, Konrad V und Engelhard, hatten mit dem Vater den Städtekrieg geführt, und der erstere erscheint bald nachher wieder als tapferer Ritter. Er war nemlich Städtehauptmann von Speier in dem Kriege, den Herzog Leopold und sein Bruder Friedrich mit Ludwig dem Baier um die Kaiserkrone führte. Konrad war auf Ludwigs Seite. Leopold kam herab an den Rhein, in der Absicht, die Reichsstadt Speier, nach zwei vorhergehenden unglücklichen Versuchen der Art, endlich einmal von Ludwig abzuziehen. Aber unter unserm tapfern Konrad leistete die Stadt so lange Widerstand, bis König Ludwig mit Hülfe der Strasburger sich verstärkt hatte, so daß Leopold selbst dadurch in kein geringes Gedränge kam. Nachher mußte man auch wirklich mit Speier Waffenstillstand schließen. Doch wurde eben dieser Konrad mit seiner Gemahlin, einer

Gräfin Agnes von Brauneck, mit all den Ihrigen und allen Unterthanen wegen dieser Hülfe, die sie vielleicht nicht mit Unrecht Ludwig dem Baier leisteten, in den Bann gethan; da bekanntlich Papst Johanns XXII Interesse bei diesem Kriege mit ins Spiel kam. Konrad starb auch in dem Banne, und erst nach seinem Tode wurde er aufgehoben durch den dem weinspergischen Hause verwandten Bischof Friedrich von Bamberg, doch dergestalt, daß seine Wittwe durch ihren Sachwalter ein Bekenntniß ihres Unrechts und das eidliche Versprechen ablegen mußte, den Rechten und Geboten der Kirche nachzuleben, und gewisse ihr vorgeschriebene Punkte treulich zu beobachten. Sie stiftete nachher noch um eine gewisse Summe Geldes eine Messe zu Wimpfen.

Konrads Bruder Engelhard, der auch mit im Städtekriege war, ließ außerdem wenig von sich hören; er stiftete einen Jahrestag in Neustadt am Kocher, welche Stadt den Herren von Weinsperg seit langer Zeit gehörte, und wo er auch in der Kirche daselbst mit seiner Gemahlin begraben liegt. Er hatte noch einen Bruder, Konrad Engelhard, der eine Luitgarde, Tochter des Schenken Grafen Eberhard von Erbach und Breuberg, zur Gemahlin hatte. Seine Schwester Mechtilde war an den Grafen Ulrich von Brauneck verheirathet. Sein Sohn Konrad kommt blos vor auf einer Urkunde, die er wegen seines Antheils an der Stadt und Burg Erbach ausstellte, er hatte nemlich eine Margarethe von Erbach zur Gemahlin. Konrads IV ältester Sohn gleiches Namens war Canonicus zu Würzburg, und

starb im Jahr 1324, wie sein Grabmahl lehrt, das Gabelcover zu Wimpfen las: anno 1324 obiit XI. Kal. Maj. Conradus de Weinsperg, Dominus ecclesiae Herbipolensis. Daselbst liest man auf einem andern Grabsteine die Worte: II. Non. Jun. 1353 obiit nobilis Domicella Margaretha de Winsperg, filia dominae Comitissae de Katzenellenbogen. Demnach hatte also Konrad noch eine Schwester Margaretha. Er hatte auch zwei Brüder, die beide Engelhard hießen; der Jüngere hatte eine Gräfin Anna von Falkenstein zur Gemahlin, durch welche nun in ganz richtiger Ordnung, beim Ausgang des Falkensteinschen Mannsstamms, sowohl das Reichs-Erbkämmereramt, das derselbe seit langer Zeit bekleidete, als auch einige Herrschaften auf die Herren von Weinsperg als nächste Erben überging, wie sie denn nun auch mit beiden in den Jahren 1411 und 1421 belehnt wurden. Engelhard hinterließ außer vier Söhnen auch noch eine Tochter Yta, deren Namen wir an dem Schwibbogen der limpurgischen Schenkenkapelle zu Komburg lesen.

Der älteste Sohn Engelhard kommt im Jahr 1385 auf einer Urkunde mit seinem Bruder vor. Er wurde nachher nebst seiner Gemahlin Anna von Leiningen in die Ordensbrüderschaft des Klosters Goldbach als besonderer Wohlthäter aufgenommen. Er war kaiserlicher Landvogt in Schwaben, nachher auch im Elsaß und Breisgau, und endlich kaiserlicher Hofrichter. Als solcher schlichtete er manchen Streit, z. B. einen zwischen Johann von Kronenberg und dem Schenken Eberhard von Erbach. Im Jahr

1401 erklärte er Eberhard und Gottfried von Eppstein wegen eines Streits mit demselben Erbacher in die Acht. Sein Bruder Konrad erhielt unter allen Weinspergern die höchste Würde, er wurde Kurfürst und Erzbischof zu Mainz *). Er war ein stiller und friedfertiger, aber dabei sehr angesehener Mann, und jeder schätzte sich glücklich, der seine Gunst besaß. In dem großen Chore der alten Domkirche zu Mainz wurde er in der Gruft daselbst begraben; sein Bildniß und sein Grabmahl ist noch dort zu sehen.

Sein jüngerer Bruder Konrad kaufte im Jahr 1396 von den Grafen von Hohenlohe mehrere Städte; mit diesen Grafen schloß er auch einen Erbvergleich, war überhaupt einer der reichsten Weinsperger. Seine Schwester Yta war an den Schenken Konrad von Limpurg verheirathet, nach dessen Tode sie in die traurigste Zeit dieses Hauses fiel; namentlich die Bürger von Hall und Kraft von Henneberg thaten ihr viel Uebels. Doch kam ihr das Ansehen ihrer Brüder wohl zu Statten, die mit ihren Reichthümern viel für sie und das limpurgsche Haus thaten. Durch ihr Geld unterstützt, konnte Yta sich wieder etwas heben; auch hatten die Herren von Weinsperg keinen geringen Antheil an der Erziehung ihres Sohnes, des Größten der Limpurger.

Engelhard, der Landvogt, hinterließ drei Söhne. Georg von Weinsperg erscheint im Jahr 1401 auf dem berühmten Turnier zu Darmstadt, und Philipp im Jahr

*) Weiter von ihm kann man in Joannis rebus Moguntiacis lesen.

1408 auf dem Turnier zu Heilbronn; (seine Tochter Sibylle heirathete einen Grafen Wolfgang von Erbach). Der dritte Sohn, unstreitig der Größte dieses Hauses, Konrad, war kaiserlicher Reichserbkämmerer. Er war es, mit dem die schwäbischen Städte in eine lange und verdrießliche Fehde geriethen. Lange schon bestanden Streitigkeiten zwischen den Freiherren und der Stadt Weinsperg; sie hatten gewisse Rechte in der Stadt, wie das Schultheißenamt, den Zoll und die gewöhnliche Steuer. Andererseits hatte die Stadt sich schon früher einzelne Rechte einer Reichsstadt zu erwerben gewußt; sie war bei dem Abgange der schwäbischen Linie der Welfen an das Reich gekommen, von dem dann diese Rechte den Freiherren lehnsweise eingeräumt wurden. Diese aber hatten indessen manches veräußern oder durch Theilung abgeben müssen. Da nun Konrad, auf Sigmunds Gnade sich verlassend, größere Ansprüche an die Stadt Weinsperg machte, um sich wieder aufzuhelfen, so schlossen 33 Reichsstädte unter dem Vorstande von Augsburg, Ulm und Konstanz ein Bündniß, um die Stadt Weinsperg bei ihren Rechten zu schützen. Konrad aber wußte bei dem Hofgericht in Rotweil die Acht gegen Weinsperg zu erlangen. Ueber ein Jahr lang lebte sie in der Acht, ohne seinen Wünschen entgegen zu kommen; darauf erklärte auch im Jahr 1425 Sigmund die Stadt und alles Mannesgeschlecht über 14 Jahren in derselben in des Reiches Aberacht. Man sandte von den Städten Boten an den Kaiser, um ihm die Noth vorzustellen, und der Sache eine günstigere Wendung zu geben; allein man gab ihnen end-

lich den leidigen Trost, der Graf von Oetingen werde mit Andern nächstens nach Wien kommen, an den soll man sich wenden. Da versammelten sich die Städte in Ulm, jedoch mehrere schickten ihre Abgeordneten nicht, und die Sache mußte verschoben werden.

Während dieser Unterhandlungen fiel Konrad von Weinsperg im Jahr 1425 bei dem Kaiser in Ungnade; er hatte sich gegen ihn für Pfalzgraf Ludwig erklärt; auch hatte er, als Reichs-Erbkämmerer, ohne Wissen seines Kaisers, dem Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg einen Lehnbrief über das Herzogthum Sachsen von der kaiserlichen Kanzlei erlangt. Da er nun in seinen Schulden sich nicht zu helfen wußte, auch seine Forderungen an die ihm verpfändeten Städte, namentlich an Weinsperg, nicht erhalten konnte; so gebrauchte er eine andere List. Er gab vor, er habe als kinderlos seine Rechte an dem Schlosse Weinsperg an den Herzog Ludwig von der Pfalz verschrieben, und schrieb den Städten, man wolle ihm seine Gerechtigkeiten in der Stadt Weinsperg abkaufen, aber er würde diesen Kauf den Städten lieber gönnen, als Jemand anderm. Allein die Städte zogen die Sache so lange in Berathung, daß endlich Konrad seinen Plan als verfehlt aufgab, und nun Gewalt gebrauchte.

Konrads erste Gemahlin war Anna von Hohenlohe, die zweite, Anna von Henneberg. Im Jahr 1403 stiftete er zu Weickersheim eine berühmte Brüderschaft; überhaupt machte er reiche Stiftungen; weswegen das Kloster Schönthal, das er besonders wohl bedachte, ihn und seine Gemahlin in be-

sondern Fürbitten einschloß. Auch ihre Bildnisse sind in Lebensgröße von Messing in der neben der ehemaligen Abteiwohnung neu und prächtig gebauten Klosterkirche bei dem Eingange mit der Beischrift zu lesen:

ConraD DE Weinsberg faVtor ſpeCIaLIs obIVIt,
CLaret In effIgIe VIrtVS poſt fVnera VIVIt.
Anna pIo pIetate VIro par eſſe, ſeCVnDa
NoLebat, ConIVX ab HohenloICIS orIVnDa.

Auch das Kloster Engelzell in Passau pries ihn als seinen Wohlthäter, mußte jedoch zu diesem Behuf Manches an die Pfalzgrafen Otto verkaufen. Auch in Rechtssachen wurde er gebraucht; er erscheint auf der berühmten Kirchenversammlung zu Kostnitz. Im Jahr 1421 belehnte ihn Kaiser Sigismund mit dem Erbkämmereramte, und gab ihm die Herrschaften Falkenstein, Münzenberg und Königsstein als Reichslehen. Ihm wurde die Reichsmünze und viele Reichssteuern überlassen; er war dem Kaiser fast unentbehrlich, denn er verschaffte zu allen Bedürfnissen dem Kaiser oft vorschußweise Geld. Er erhielt auch vom Kaiser Gewaltsbriefe, und seine Macht erstreckte sich bis Münster und Osnabrück. Doch eben dies verleitete ihn zu manchen Ungerechtigkeiten; so plünderte er einstmals 200 augsburgische Kaufleute, die auf die Messe nach Frankfurt gehen wollten; nachher plünderte er in der pfälzischen, ihm versetzten Stadt Sinzheim andere schwäbische Kaufleute, die kurpfälzisches Geleit hatten, und nahm sie gefangen. Er gab vor, sie seyen wegen der Stadt Weinsperg in des Reiches Acht und Aberacht; denn [illegible] dem pfälzischen Ge-

leitsbriefe heiße es nur: „wer nit in der Acht wer." Das war den Städten eine erschreckliche Nachricht; sie fürchteten noch mehr, und beschlossen daher eiligst, Weinsperg zu besetzen, damit diese Stadt nicht auch überfallen werden möchte; die von Eßlingen und Heilbronn wurden ermahnt, Schützen nach Weinsperg zu legen. Die gefangenen Kaufleute wurden mit ihrem Gut nach Heidelberg gebracht, und endlich die Sache dahin entschieden, daß die Gefangenen losgelassen und die Güter zurückgegeben werden, auch die Stadt Weinsperg beim Reich bleiben, dagegen aber Konrad von Weinsperg 30000 Fl. von den Städten erhalten sollte. Dies wurde 1429 von beiden Theilen angenommen. Allein als Sigmund es erfuhr, so ward er zornig, und befahl den Städten, sie sollten Konrad nichts geben, bis die Sache vor dem römischen König und den Kurfürsten entschieden wäre. Der Kaiser selbst sagte zu Konrad: er habe des Reiches Städte beraubt, und solle darüber zu Recht stehn; aber Konrad antwortete ihm darauf: er habe die Städte in des Reiches Acht und Aberacht gebracht, das hätten sie nicht geachtet, da habe er sie angegriffen, und er denke, es könne bei dem Spruche zu Heidelberg bleiben. Auch die Freunde Konrads sprachen für ihn bei dem Kaiser; und Sigmund übergab endlich die Sache den Fürsten; und hierauf machten nun der Markgraf Friedrich von Brandenburg (Burggraf von Nürnberg), die Herzoge Wilhelm und Albrecht von Baiern, Graf Ludwig zu Oetingen, Herr Haupt zu Pappenheim und Heinrich Nothhaft von Wernberg, Ritter, eine Thädigung, in der alles bestätigt wurde,

was zu Heidelberg schon beschlossen war. Konrad von Weinsperg erhielt die Bezahlung der 30000 Fl. von Nürnberg aus, und somit hatte die Fehde ein Ende. Jedoch nicht lange mehr blieb die Stadt Weinsperg beim Reich.

Theils in dem damaligen Fehdegeist, theils in Konrads Verhältniß zu Sigmund wird die Sache einigermaaßen entschuldbar; er bekam die Vorschüsse, die er dem Kaiser gegeben hatte, von den Städten, die ihm angewiesen waren, so ärmlich wieder, daß er sich für berechtigt hielt, ihre Kaufleute darum festzuhalten; dazu kam die Schwäche seines Kaisers und die Unmöglichkeit, anders zu seinem Rechte zu gelangen. Er wurde auch angeklagt, und Sigismund, der einzig und allein die Schuld hatte, legte sie auf die Schulter seines Dieners. Das Schloß Weinsperg wurde belagert, aber nicht erobert, daher der Pfalzgraf auf Genugthuung beim Kaiser drang. Von diesem wurde er in die Unkosten verdammt, und angehalten, so viel zu bezahlen, daß kaum das Schloß Weinsperg und die Stadt Neustadt dazu hinreichend waren.

Unmittelbar vorher wurde ihm die Einsammlung des Hussitengeldes aufgetragen, das man ihm nach Kreglingen bringen mußte. Er hatte auch ein Gelübde gethan, zum heiligen Grabe nach Jerusalem zu wallen, wovon er aber durch den Bischof von Cefaledi losgesprochen, ihm aber dagegen auferlegt wurde, entweder selbst gegen die Hussiten zu ziehen, oder Leute für sich zu stellen.

Zehn Jahre nachher bestellte ihn Kaiser Albert II wieder zum Erbkämmerer, und als seinen Kanzler zum Schir-

mer der Bäsler Kirchenversammlung, wobei er den Aebten zu Schönthal und Engelzell den Gebrauch der bischöflichen Inful auswirkte. Der große Erzbischof zu Mainz, Theodorich von Erbach, gebrauchte ihn ebenfalls in wichtigen Dingen. Doch der Aufwand, den er machen mußte, zerrütteten sein Vermögen; zudem verschwendete er, wie die meisten seiner Vorgänger, zu viel an das Kloster Schönthal, wo er endlich auch mit seiner ersten Gemahlin die Ruhestätte fand. Er hinterließ von derselben eine Tochter Elisabeth, die sich an Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg verheirathete, und zwei Söhne. Der jüngere derselben, Philipp, erhielt von den Vätern zu Basel die Erlaubniß, sich in den geistlichen Stand zu begeben; der älteste Sohn, gleiches Namens, war im Jahr 1495 auf dem sogenannten großen Königstage zu Worms, wobei er als Reichserbkämmerer den Scepter trug. Dieser hatte eine Tochter Katharina, die sich an Eberhard von Königsstein verheirathete.

Mit Philipp erlosch wahrscheinlich das Haus Weinsperg. Zwar nennt man uns noch drei Weinsperger: einen Engelhard, der in dem Kloster zu Wimpfen am Berge begraben liege, einen Siegmund und Konrad, welcher letztere seine Grabstätte in der Marienkirche zu Heilbronn gefunden habe. Allein wir haben für sie keine Urkunden.

Nicht leicht erscheint uns ein Geschlecht, das in so mannigfacher Verbindung mit den ersten und mächtigsten Häusern von Schwaben und Franken, am Rhein u. s. w. mit den Markgrafen von Baden, Grafen von Kalw, Löwen-

stein, Limpurg, Erbach, Henneberg, Helfenstein, Tübingen und Hohenlohe steht, als gerade das Haus Weinsperg.

Das gewöhnliche Wappen des Hauses war ein rothes Feld mit drei weißen Schilden; der Helm von Gold, über demselben das Brustbild einer Jungfrau ohne Arme, halb weiß, halb roth. Auf dem Haupte hat sie eine goldene Krone und falbe Haarflechten; an der rechten, weißen Seite einen weißen Fisch, dessen Haupt an die Seite angelegt, der Schwanz aber aufwärts ausgestreckt ist; an der linken, rothen, einen rothen Fisch in eben der Gestalt. Die Helmdecke zur Rechten ist roth, die andere weiß. Die Brüder Konrad III und IV führten ein eigenes Wappen. Das weinspergische Wappen kann man sehen auf dem in der Stiftskirche zu Aschaffenburg befindlichen Grabmahle Theodorichs, Schenken von Erbach, und auf dem eben so herrlichen des Grafen Georg von Erbach in der Kirche zu Michelstadt im Odenwalde. Unter die Spuren des Mittelalters, die die uralte Kirche in Weinsperg an sich hat, darf man die rechts und links des Eingangs in dieselbe eingemauerten Steine zählen, auf denen man einige, wahrscheinlich die ersten, Züge des Wappens der Herren von Weinsperg mit altgothischer Schrift sehen kann, welche Grabsteine zu seyn und die Grabstätte einiger Glieder dieses Hauses zu bezeichnen scheinen. Auf einem derselben liest man ganz deutlich die Worte: Burgherr von Weinsperg.

Auf der Burg ists nun zwar still und einsam, doch das rege Leben der Natur, das allenthalben sichtbar ist, verleiht ihr noch in ihren Trümmern ein freundliches Aus-

sehen; nicht nur der Berg, auf dem sie steht, ist mit Reben umkränzt, sondern auch der innere Raum der Burg ist mit Reben ausgepflanzt. Auch erfreut sich das Auge des Wanderers von hier aus, einer herrlichen Aussicht. Gegen Osten blickt es in ein friedliches Thal, übersäet mit Dörfern, weiterhin zieht sich eine Reihe herrlicher Gebirge gegen Norden, und weiter südlich sehen die Ruinen der alten Burg Löwenstein herüber. Nordwestlich eröffnet sich die Aussicht in das herrliche Neckarthal bei Wimpfen, Gundelsheim und Hornberg, dem Rittersitz Götzens von Berlichingen; und in weiter Ferne erhebt der Malchenberg sein majestätisches Haupt, auf dessen Gipfel man bei hellem Wetter durch Fernröhre die alte Warte erblicken kann, die Landgraf Ernst Ludwig von Hessen daselbst aufrichten ließ.

* * *

Benutzt wurden bei dieser Arbeit: die Chroniken von Crusius, Steinhofer und das Manuscript der Gabelcoverschen Chronik; das Manuscript der weinspergischen Monumenta des Klosters Lichtenstern; Töllners Historia Palatina; Webels hohenlohische Kirchen- und Reformationsgeschichte; Schneiders Geschichte von Erbach; Freschers Geschichte von Limpurg; die Hanselmannischen Schriften; Bekoldi documenta rediviva; Lehmanns speiersche Chronik; Normanns Observationes ad Rescriptum commissoriale Johannis XXI (XX), Stuttgardt 1778; Sattlers Topographie von Württemberg und Geschichte der württembergischen Grafen und Herzoge; Pfisters Geschichte

von Schwaben; Kleß politische Landes- und Kulturgeschichte und eigene wiederholte örtliche Untersuchungen.

Zu wünschen wäre, daß sich jemand des hohenlohisch-weinspergischen Archivs bedienen könnte, das, so viel ich weiß, sich zu Oehringen befindet. Auch einzelne Theile der schwäbischen Geschichte dürften davon manche Aufklärungen zu erwarten haben.

In der Sammlung merkwürdiger Gegenden um Heilbronn, von Karl Lang, Heilbronn 1794. 2s Heft, sind die Ruinen von Weinsperg in 2 Blättern abgebildet. Der Stich ist aber von nicht hohem Werth.

Carl Jäger.

Digitized by Google

131. 132.

Steklenberg

und

die große Lauenburg

am Harz.

Längst schieden, die dich erstehen sahn,
und ließen verwaist dich zurück.
Die Kämpfer verließen die Eisenbahn —
nur du bestandst das Geschick.
Jahrhunderten, wie sie dahin geschwunden,
zeigst du die gähnenden Mauerwunden.

Krug v. Nidda.

Digitized by Google

131. 132.

Steklenberg und die große Lauenburg.

An der Mitternachtseite des Harzgebirges liegen — zwei Stunden von Quedlinburg — die Ruinen der Burgen Steklenberg und der großen Lauenburg, nahe beisammen.

Steklenberg

liegt auf einer mäßigen Anhöhe, an deren Fuße ein Dörfchen gleiches Namens seine 50 Häuser ausbreitet.

Was jetzt noch von seinen Mauern steht, zeigt das Titelkupfer dieses Bandes, dessen Zeichnung im Jahr 1819 gemacht wurde. Der Thurm ist noch bedacht, aber morsch. Ein Blitzstrahl spaltete ihn, und seitdem neigt er sich seitwärts. Wer sich ihm zum ersten Male nähert, blickt scheu an ihm hinan. Der nächste Sturm müsse ihn niederwerfen, glaubt man, und doch ists schon seit Menschengedenken, daß er diese schiefe Richtung hat *).

*) In der Zeichnung des Titelkupfers ist diese nicht bemerkbar, da man hier den Thurm von der Seite sieht, von der er sich abneigt.

Vom Thurme zieht sich nach Morgen hin eine hohe, mit vielen Fenster-Oeffnungen durchbrochene Mauer. Das war, allem Anscheine nach, eine Wand der Kirche und des Hauptwohngebäudes, an deren Ende noch ein Schornstein hoch hinauf ragt.

Am westlichen Ende des Burghofes stehn Fragmente des Haupteinganges, vor denen, schon früherhin, ein Schullehrer im Dorfe Steklenberg einen kleinen Garten anlegte, den seine Nachfolger im Dienste, bis jetzt erhielten. Südlich, jenseit des Wallgrabens, scheint der Burggarten gewesen zu seyn. Klein ist der Umfang des Burgberges, dessen Umfassungsmauer auf der Mittagseite noch fest und dauerhaft steht.

Aus der Ferne sind diese Ruinen der Landschaft eine herrliche Zierde, und, obwohl sie nicht hoch liegen, so genießt man doch von ihnen nach Norden und Osten hin einer weiten Aussicht. Eine fruchtbare, mit vielen Dörfern bebaute Ebene dehnt sich aus, in denen Halberstadt und Quedlinburg — einst hochgebietende Sitze geistlicher Regenten — mit ihren vielen Thürmen das Auge besonders anziehen. Nach Mittag hin hemmen die ansteigenden Harzberge den Blick.

Julius Bernhard von Rohr, der im Jahr 1734 seine, wenn auch nicht klassischen, doch immer recht nützlichen und reichhaltigen Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes

schrieb, besuchte auch Stolkenberg *). Wie er es fand, mag hier mit seinen eignen Worten stehen **).

„Dieses Schloß ist auch seinen Ruinen ziemlich nahe, „und sind wenige Zimmer, die noch in dem Stande, daß „sie können bewohnt werden, im übrigen ist es ein ganz „wohl gebautes, massiv und steinernes Gebäude, und er„kennet man wohl, daß ehedem mehr Gebäude hier müssen „gestanden haben, die aber endlich eingegangen, und ver„muthlich eine Hofhaltung hier müsse gewesen seyn, in„maßen gleich hinter diesem Schlosse, wie man noch ziem„lich eigentlich erkennen kann, ein Obstgarten angelegt ge„wesen, der aber jetzo trefflich wilde aussiehet.“

„Auf diesem Schlosse sieht man die Kirche, welche „noch von den Römisch-Catholischen Zeiten her ist, und „wird in selbiger des Sonntags Nachmittags Gottesdienst „gehalten, sie fängt aber auch allbereits an sich ihrem Un„tergang zu nähern. In dieser Kirche habe ich von An„tiquitäten nichts wahrnehmen können, als ganz saubere „Gemählde von allerhand Biblischen Geschichten, welche „man hin und wieder antrifft. Weil ihr Raum ziemlich „enge, so scheint sie wohl in den alten Zeiten blos eine „Schloß-Capelle gewesen zu seyn, in welcher die auf die„sem Schloß befindliche Gemeine den Gottesdienst ab„gewartet.“

*) Er nennt es immer irrig Stoppelburg, welchen Namen eine, bei Ilsenburg in der Grafschaft Wernigerode liegende, Burg führt.

**) Seite 90 in der 2ten Auflage von 1748.

Damals waren also noch bewohnbare Zimmer da, und in der Kirche konnte noch Gottesdienst gehalten werden. Noch bis 1740 war sie das Bethaus der kleinen Dorfgemeine. Da sich diese vergrößerte, der Raum der Kirche für sie zu klein, die Kirche aber immer baufälliger ward, und es, wie gewöhnlich, bei einem Kirchenbau immer, beim Bau eines Schauspielhauses nie, an Gelde fehlt, so verließ man sie. Im Dorfe errichtete man ein Bethaus, wozu die abgebrochenen Mauern der Burgkirche benutzt wurden. Zu gleichem Zwecke dienten diese beim Bau einiger Wirthschaftsgebäude des Gutes im Dorfe, und späterhin riß man noch nieder, was brauchbare Steine lieferte, um einen großen Garten bei dem, eine halbe Stunde davon liegenden Dorfe Neinstedt, mit einer Mauer einzufassen.

Von der Geschichte der Burg Steklenberg sind nur wenige Bruchstücke auf uns gekommen.

Wer sie erbauete, und wann dies geschah, ist nicht bekannt.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts lag sie im Gebiete des Stifts Quedlinburg, das sich ununterbrochen bis auf den Ramberg hinauf zog, und jenste diesen.

Einer ihrer Besitzer — er soll um das Jahr 1211 gelebt haben — suchte sich dieses Zinses und Zeichens der Unterthänigkeit zu entledigen und verweigerte seine Entrichtung. Das Stift versuchte die Güte umsonst, und griff daher zu den Waffen der Religion: es ließ ihn durch den Halberstädter Bischof in den Bann thun. Doch, der

Stecklenberger Ritter spottete des Strahles und sprach: „ihr „möge lange baumen, ehe ihr mir eine Rippe im Liebe eins „zwei bannt!“ Seine Hausfrau war fromm und fürchtete sehr die Macht des Bannstrahls, flehentlich bat sie den barschen Mann, sich zu fügen, aber umsonst. Da bat sie den Burakaplan, den Trogkopf zu bekehren, vom Verderben zu retten. Doch auch dies war umsonst. Einst saß er mit diesem beim Essen, und spottete nach seiner Weise auf den Bann, und leerte sogar einen Becher Wein auf die Gesundheit des Halberstädter Bischofs. Da strafte den wilden Mann die rächende Hand des Himmels. Todt fiel er zur Erde.

So erzählt die Sage. Wahrscheinlich starb er an der Zechkunst, die so weidlich geübt wurde von den Edlen und Tapfern jener rohen Zeiten des so hoch gepriesenen Mittelalters, zu dem man zurück zu streben so gewaltig sich mühte.

Am Ende des 13ten Jahrhunderts war Stecklenberg ein Eigenthum der, nun erloschenen, Familie von Hoym, welche in dieser Gegend große Besitzungen hatte.

Die Brüder Bertram und Siegfried von Hoym schenkten, nach damaligem Brauch, viel an Stifter und Klöster. Auch dem Marienkloster auf dem Münzenberge bei Quedlinburg schenkten sie zwei Höfe in dem — jetzt nicht mehr vorhandenen — Dorfe Biklingen, wofür in der Klosterkirche an ihrem Sterbetage zu ewigen Zeiten Seelenmessen gelesen werden sollte. Dies geschah im Jahr 1487.

Im Jahr 1306 waren die Hoym noch Besitzer von Stecklenberg.

Um das Jahr 1364 war die Burg ein Eigenthum der Herren von Hadmersleben. Diese befehdeten von hier aus ohne Unterlaß die Gegend und besonders die Bürger Quedlinburgs. Da vereinigten sich diese mit den Halberstädtern, zogen vor die Burg, eroberten und zerstörten sie.

Nachher kam sie wieder an die Hoymsche Familie, und ward wieder aufgebaut.

Einer dieser Herren hatte sich bittweise vom Magistrat in Quedlinburg die Befugniß zu erwerben gewußt, aus dessen Holzungen am nahe liegenden Ramberge so viel Holz zu seinem Bedürfnisse holen zu dürfen, als ein Esel tragen konnte. Bei Gestattung dieser seltsamen Freiheit hatten vielleicht persönliche Rücksichten das Beste gethan, und an Besorgniß vor Mißbrauch derselben nicht denken lassen. In der Folge ging es aber, wie immer mit dergleichen unbestimmten, eingeräumten Vortheilen. Man mißbrauchte die Erlaubniß. Der Esel ging täglich nach dem Ramberge und kam schwer beladen zurück, so daß der Quedlinburger Magistrat sich endlich genöthigt sah, der Familie das eingeräumte Recht durch eine jährliche Zahlung von 240 Rthlr. abzukaufen. Die Summe giebt einen Maaßstab von der Bedeutsamkeit des Gegenstandes.

Im Jahr 1677 war ein Oberstleutnant Wolldeck von Arneburg Pfandinhaber von Steklenberg, und muthete die Lehn beim Stifte Quedlinburg.

Das Ende der Burg Steklenberg liegt, wie ihr Anfang, im Dunkeln. Vermuthen kann man, daß sie verlassen wurde und verfiel. Aus den Grundstücken, die dazu

gehörten, bildete sich wahrscheinlich das jetzige königliche Gut im Dorfe, das, wie die Ruine, Preußisch ist.

Von der Steklenburg eine kleine halbe Stunde entfernt und höher hinauf im Walde, liegen die Reste der

Lauenburg.

Man nennt sie die große Lauenburg, zum Unterschiede von einer andern Burg des Namens, welche auf dem Staufenberge, unweit Michaelstein bei Blankenburg, lag, und die kleine Lauenburg heißt.

Diese große Lauenburg besteht aus zwei Burgen, die man hier und da die alte und die neue Lauenburg genannt findet, doch ohne nähere Bezeichnung, welche die ältere und welche die neuere ist. Die eine davon, welche sehr hoch liegt und ihren morschen Thurm noch jetzt erhebt, scheint die Hauptburg, und die viel tiefer liegende zweite eine Art Vor-Veste für jene gewesen zu seyn. Ohne Führer findet man diese, die niedere, nicht, denn nur Grundmauern bezeichnen noch ihre Stätte, welche dichter Wald und Busch überwachsen hat, und ein Gewirre von Brombeerhecken fast unzugänglich macht. Ihren bedeutenden Umfang bezeichnet aber noch deutlich die Umfassungsmauer und die tiefen Wallgraben.

Die Lage der höhern Burg bezeichnet desto sichtlicher und für eine weite Ferne das Fragment eines Thurmes *). Wer seinen obern Rand erklettern kann, genießt einer höchst

*) Auf dem Titelkupfer ist er sichtbar.

ausgebreiteten herrlichen Umsicht auf Berge und auf eine unbegrenzte Ebene bis zu den Ufern der Elbe hinab, wo das emporsteigende Magdeburg, mit seinem hohen Dom, deutlich zu erkennen ist, so wie das Schloß in Zerbst und das Kloster Leitzkau in dieser Gegend, dem unbewaffneten Auge sich zeigt.

Außer diesem Thurmfragment sind nur noch Schutthaufen sichtbar, Wälle und Graben und verfallene Keller, Zufluchtsörter für Füchse und Ungeziefer.

Aus der Geschichte dieser Burg oder dieser beiden Burgen, können auch nur Bruchstücke gegeben werden.

Wann und durch wen sie entstand, davon giebt keine alte Chronik Kunde.

Die früheste Nachricht von ihr ist aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo sie in den Händen der Pfalzgrafen von Sommerscheburg gewesen zu seyn scheint, und von Heinrich dem Löwen zerstört ward. Als Kaiser Friedrich I dem Heinrich das Herzogthum Baiern zurückgegeben und ihm seine Gunst ganz wieder geschenkt hatte, wuchs Heinrichs Macht und Ansehn gewaltig empor. Neidisch und mit Eifersucht sahen dies viele deutsche Fürsten, und diese gleiche Stimmung verband sie, dem aufstrebenden Löwen sich entgegen zu stemmen, ihn herab zu ziehen vom Gipfel des Glückes und der ihnen gefährlich scheinenden Macht. Geistliche und weltliche Herren traten zusammen. Die Bischöfe von Magdeburg, Hildesheim, Bremen und Lübeck, der Landgraf Albrecht von Thüringen, und der Bär von Brandenburg, Markgraf Albrecht; alle griffen ihn zu-

gleich an, und klüglich zu einer Zeit, wo Kaiser Friedrich eben in Italien war, seinem Freunde nicht beistehen konnte. Doch Heinrich trat ihnen furchtlos entgegen. Alle Länder seiner Feinde überzog er siegreich, verheerte sie und demüthigte die, die ihn demüthigen wollten. Da war es, wo auch die Lauenburg im Jahr 1166 von ihm zerstört ward, deren Besitzer vielleicht freiwillig oder gezwungen Theil genommen hatten an der Fehde gegen den großen Löwen.

Als Heinrich, vierzehn Jahre später, nach gehaltenem Fürstenrathe zu Goslar, von seinem hohen Gönner, Kaiser Friedrich, in die Acht erklärt und seiner Länder beraubt ward, verlor er auch die Lauenburg. Eine Zeitlang war sie mit kaiserlichen Truppen besetzt.

Nach Heinrichs Tode kam sie an den Herzog Otto von Wittelsbach.

Im Jahr 1290 ließ sie Rudolph der Habsburger zerstören, der mit allem Ernste dem verheerenden Faustrechte entgegen arbeitete, und deshalb so viele Raubburgen der Erde gleich machte.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts erkaufte Brandenburg die Erbschutzgerechtigkeit über das Stift Quedlinburg von den Grafen von Blankenburg. Aus der Urkunde über diesen Kauf ist ersichtlich, daß die Burg Lauenburg damals ein Pertinenzstück der Erbvogtei dieses Stiftes war, und daß sie Markgraf Otto von Brandenburg von Johann von Gersdorf erkaufte.

Im 14ten Jahrhundert hatten sie die benachbarten Grafen von Heimburg und Reinstein vom Hause Braunschweig zu Lehn. Von diesen mußte sie im J. 1338 von den Grafen Albrecht und Bernhard, nebst andern Besitzungen, an den Magistrat der Altstadt Quedlinburg abgetreten werden, um den von den Quedlinburgern eingesperrten Albrecht damit loszukaufen. Die Veranlassung zur Gefangenschaft Albrechts ist schon bei der Geschichte der Burg Reinstein erzählt worden *).

Bald darauf mußte sie an das Stift Halberstadt gekommen seyn, denn man findet, daß der Bischof Albert von Halberstadt, zur Dankbarkeit für treu geleistete Dienste bei der Eroberung der Lauenburg, unterm 25. Jul. 1351 dem Magistrate von Quedlinburg einen Schein ausstellte, worin er die Bürger „unsere lieben Getreuen" nennt, und ihnen erlaubt, mit seinen Richtern zugleich im Gericht zu sitzen, und ihnen auch bedeutende Weidegerechtigkeiten einräumt.

Wie und wann Lauenburg an Halberstadt kam, ob es seit 1351 bei demselben blieb, und wann es unterging? das alles sind Fragen, deren Beantwortung man umsonst wünscht. Mit dem Stifte, dem jetzigen Fürstenthume Halberstadt, wurde sie Preußisch und ist es noch.

*) 3ter Band. 2te Aufl. S. 189.

* * *

Außer der, diesem Bande beigefügten, Abbildung der Ruinen von Steklenberg und Lauenburg, giebt es noch eine vortrefflich gearbeitete kolorirte Ansicht davon, die Hr. Eberhard Henne in Berlin um das Jahr 1802 oder 1803 lieferte. Sie ist 19 Zoll breit, 12 Zoll hoch und sehr treu. Eine neuere, in größerm Format, erschien in Dresden von F. Rothe gestochen. Die Ruinen sind aber auf dieser so verunstaltet, so unwahr und viel größer und ausgebreiteter dargestellt, als sie wirklich sind, daß dieses Blatt, in Hinsicht der Treue der Darstellung — dem Haupterforderniß einer wirklichen Landschaft — gar nicht in Betracht kommen kann. Der Zeichner mag diesen Vorwurf gefürchtet haben, daher fehlt sein Name unter dieser illuminirten Lüge.

Benutzt sind: Kettners Quedlinburgsche Antiquitäten, Vogts Geschichte von Quedlinburg, Chronicon Magdeb. apud Menken Script. Tom. 3. und, in Hinsicht der Lokalität, eigene Besichtigung.

133. 134.

Rudelsburg und Saaleck

bei Naumburg.

Halb verfallne Mauern ſchließen
hoch hier, niedrig dort, uns ein.
Sträuche, weiche Mooſe ſprießen
auf verſunkenem Geſtein.
Aber unverſehrt noch raget
in die Lüfte hoch der Thurm,
und mit rauhen Tönen klaget
dort der Uhu in den Sturm.

K. Streckfuß.

133. 134.

Rudelsburg und Saaleck.

In dem Landstriche, der noch immer und trotz aller politischen Taufhandlungen unserer Zeiten, den Urnamen „Thüringen" führt und behalten wird, so viele Herren auch jetzt Theile davon besitzen, giebt es und gab es eine höchst bedeutende Anzahl Burgen und Vesten. Der größere Theil derselben entstand zu jener Zeit, wo die unruhigen wilden slavischen Nachbarn, besonders die Sorben, die Wenden, die Böhmen, ihre raubgierigen Einfälle in dies Land thaten. Gegen sie sich zu schützen, ihr Vordringen zu hindern, bauten die Thüringer auf allen Höhen Burgen auf, und mit dem besten Erfolg. Zum Belagern derselben waren jene wilden Stämme nicht geeignet noch geneigt, und die Steinregen, die ihnen beim Annähern entgegen kamen, ertrugen sie nicht. Je mehr sich nun der beabsichtigte Zweck solcher festen Plätze gegen die unruhigen Nachbarn als nützlich bestätigte, desto zahlreicher wurden sie, und ihr Erbauen ward von den Schutzherren des Landes, den meißnischen Markgrafen, so wie von den deutschen Kaisern befördert. Daher

diese große Anzahl von Burgen in Thüringen, von welchen uns noch sehr viele in ihren Ruinen sichtbar und jetzt ein Schmuck der Gegend sind.

Die Geschichte einiger derselben ist in den frühern Bänden dieses Werks mitgetheilt, und hier sollen wieder zwei Burgen Thüringens, die Rudelsburg und Saaleck, vorgeführt werden, deren Reste in brüderlicher Nachbarschaft an den Ufern der Saale, gegen einander über, verwittern.

Rudolph von Müuchenhausen, ein Ritter des zehnten Jahrhunderts, hatte an der Saale, in der Gegend, wo Kösen und Schulpforte liegen, weitläufige Besitzungen. Offen und ohne Schutz, wilderten die Slaven und Wenden oft darin, und Rudolph vermochte ihnen nicht zu widerstehen. Da beschloß er, im Jahr 972, eine Veste auf seinem Eigenthume anzulegen, und führte das Vorhaben auch zum Theil aus. Auf einem hohen Felsen, dessen Fuß die Saale bespült, der jäh ablief und nur von der Morgenseite bequem zu ersteigen war, erbaute er ein Wohnhaus und dabei eine hohe Warte. Mehr bedurfte er vorerst nicht, denn seine Stallung, Viehzucht und Scheunen lagen in dem nahen, gegenüber liegenden Dorfe, jetzt Rittergute, Kreipitsch, das ihm gehörte.

Sein Sohn, Dedo, dessen im Jahr 1046 mehrere Urkunden gedenken, setzte den angefangenen Bau der väterlichen Veste fort. Durch einen zweiten Thurm oder Warte, durch Mauern und Wälle befestigte er sie, verschönerte sie auch im Innern, und nannte sie nach seinem

Va-

Bater „Rudolphsburg“, welcher Name gar bald in Rudelsburg verstümmelt wurde und sich so bis jetzt erhalten hat *).

Gegen der Rudelsburg über am andern Ufer der Saale, war um diese Zeit die Krainburg von Hans Otto von Krain erbaut worden **). Mit dem Besitzer derselben lebte Dedo lange in Streit und Hader. Bald war die gemeinschaftliche Fischerei in der Saale, bald Hüt und Trift, bald das Jagdrevier, die Veranlassung zum Zank, der nicht selten Rauferei und blutige Köpfe zur Folge hatte. Die Erbitterung ging so weit, daß sie sich selbst bei Einfällen der, jenseit der Unstrut hausenden, Slaven, gegen welche sie doch beide ihre Vesten errichtet hatten, nicht bestanden. Stiegen auch Feuer und Rauch, als Nothzeichen, noch so dicht und flammend von den Wartthürmen der Krainburg auf und riefen um Hülfe: Dedo saß ruhig auf seiner Burg, und schaute, nicht ohne heimliche Freude, daß der unverträgliche Nachbar in der Klemme war, hinüber, und rührte keine Hand. Und so auch Otto. Dies unfriedliche Verhältniß dauerte bis in das Jahr 1054, wo Dedo sich, wegen der zunehmenden sträflichen Umgriffe seines Nachbars, bei dem Landgrafen Ludwig dem Bärtigen beschwerte. Gütlich und zu beider Zufriedenheit legte Ludwig den Streit zwar bei, aber Einigkeit und Freundschaft fand dennoch

*) In Urkunden wird sie auch Rothlanbetsburg, Raitlingsburg genannt.

**) Ihre Geschichte ist im 3ten Bande der Aufg. S. 509. mitgetheilt.

zwischen beiden nicht Statt, im Gegentheil erbte Haß und Abgunst auf die Söhne fort.

Dedo starb 1084. Er liegt mit seiner Ehefrau, einer Tochter des Ritters Halto von Harzberg, in Kreipitsch begraben. Sein Sohn, Halto Richard von Münchenhusen, lebte in den traurigen Zeiten, wo Kaiser Heinrich IV mit den Päpsten Alexander II und Gregor VII in Händel verwickelt ward, in denen er auch unterlag. Ganz Deutschland war damals in kriegerischer Bewegung. Da die Päpste den Rudolph von Schwaben und Hermann von Lützelburg als Gegenkaiser erwählt hatten, so glaubte unser Richard, daß, wenn er sich auf Heinrichs Seite schlüge, er dem damaligen Besitzer der Krainburg, Rudolph von Gültenburg, großen Schaden zufügen, und vielleicht seine frühern Jagd- und Triftgerechtigkeiten wieder erhalten könne. Er ging daher zu Heinrichs Heere, ihm zu dienen, und ließ seine Ehefrau, eine geborne von Brandenstein, mit einigen Getreuen auf der Rudelsberg zurück.

Als kaiserlicher Kriegsmann nahm er nun an verschiedenen Schlachten Theil, wohnte auch der bei, welche dem Gegenkaiser Rudolph bei Merseburg geliefert wurde, in welcher dieser die rechte Hand verlor und drei Tage darauf starb. Auch nach Italien wollte er Heinrichen folgen, wohin dieser zur Demüthigung des Papstes sich begab, hätte ihn nicht seine junge Gattin durch anhaltendes Flehen davon zurückgehalten. Er lebte von da an den Rest seiner Tage auf der Rudelsburg, vermehrte diese mit Gebäuden, und starb 1096, mit Hinterlassung seines einzigen Sohnes

Otto, der noch Kind war, als man den Vater in die Gruft zu Kreipitsch senkte.

Otto war der letzte der Familie. Er verheirathete sich zwar sehr früh mit Blanka von Malzahn, um den Stammbaum fortzupflanzen, aber nur eine Tochter gebar ihm diese.

Dem alten Mißverhältnisse zwischen der Rudelsburg und Krainburg machte er ein Ende. Ihm war es unangenehm, mit seinem nächsten Nachbar in Spannung und Feindschaft zu leben. Was die beiderseitigen Vorfahren mit einander zu thun und zu zanken gehabt, darum kümmerte er sich nicht, er liebte Geselligkeit und Frieden, und als ein guter Christ that er den ersten Schritt zur Aussöhnung. Er ladete seinen Nachbar, Ludwig von Gültenburg, der überall als ein verständiger Mann geehrt und geachtet wurde, zu sich ein zum Fastnachtschmaus. Ludwig kam. Mit einer wechselseitigen freundschaftlichen Erklärung war der langwierige Hader aufgelöst, und hatte für beide Familien die erfreulichsten Folgen.

Ludwig, ein Mann von einigen dreißig Jahren, lernte hier die zwölfjährige Hildegard, Otto's Tochter, kennen. Ihre Schönheit und Kunstfertigkeit — denn sie tanzte fein und schlug die Harfe köstlich — bezauberte ihn. Nun hatten schon längst seine Verwandten ihm zugeredet, ein Weib zu nehmen, hatten ihm dieses und jenes reiche Fräulein vorgeschlagen, aber immer konnte und mochte er zu keinem Entschlusse kommen. Einst, als er auf der Rudelsburg war, redete ihm Otto auch zu, eine Hausfrau sich zu suchen und die besten Jahre dazu nicht verstreichen zu lassen.

Da faßte sich Ludwig ein Herz, und entdeckte dem Otto, wie er seine Tochter Hildegard liebe und sie sich zum Weibe von ihm erbitten wolle.

Das alte Manuscript, dem ich diese Begebenheit nacherzähle, sagt, Ludwig habe sich gegen Otto so erklärt: „daß, „woferne man ihm dieses liebe und tugendhafte Kind zur „Ehe anvertraue, er nicht nur alles Mögliche in der Welt, „zur Vergeltung dieses unschätzbaren Werths, thun, Vater „und Mutter auch als seine allerliebsten Verwandten ehren, „und bis in den Tod lieben, die Hildegard wie sein Augapfel halten, und aufs Höchste veneriren, ihr mit dem „ihrigen auch völlig schalten und walten lassen, im Wegerungsfalle aber bis an sein Ende ledig verbleiben und seine „Güter immerhin an seine Brüder kommen lassen wolle."

Otto erbat sich nach dieser Erklärung Bedenkzeit, überlegte mit Weib und Tochter den Antrag, und da Hildegard mit Freuden in Ludwigs Antrag einwilligte, so erhielt dieser das Jawort. Im Heirathskontrakte wurde ausgemacht: daß Ludwig, nach Ableben seiner Schwiegereltern, von ihren Gütern Besitz nehmen solle, ohne jedoch etwas davon, ohne der Hildegard Einwilligung, veräußern zu können, und daß, wenn aus ihrer Ehe mehrere Söhne entsprängen, einer der jüngern die mütterlichen Besitzungen erhalten, das von Münchenhusensche Wappen führen, am väterlichen Erbe aber keinen Antheil nehmen solle. Diese Verabredung bestätigte Landgraf Ludwig III von Thüringen, und der vierzigjährige Ludwig von Gültenberg führte die vierzehnjährige Hildegard als Eheweib heim.

Am Hochzeittage that Hildegard laut das Gelübde: daß, wenn ihr Gott mehr als einen Sohn schenke, sie jeder der Klosterkirchen zu St. Georg und St. Moritz vor Naumburg, und St. Klara bei Weißenfels, tausend meißnische Gülden verehren wolle.

Welche christliche sittlich-reine Erklärung einer Braut an ihrem Hochzeittage!

Otto von Münchenhusen starb im Jahre 1150, seine Gattin ein Jahr später. Nun gingen die Münchenhusenschen Güter, und mit ihnen die Rudelsburg, an die Familie Gültenburg über.

Ludwig und Hildegard starben 1164 und 1188. Sie hinterließen zwei Söhne, wovon der jüngere, Otto, zufolge der großväterlichen Bestimmung, im Jahre 1188 die Besitzungen der Mutter bekam und auf der Rudelsburg wohnte. Er lebte hier ein stilles und einfaches Leben, nahm keinen Theil an den Unruhen, die damals wegen der Succession in Thüringen und Hessen, zwischen der Herzogin Sophie von Brabant und dem Markgrafen Heinrich von Meißen, ausgebrochen waren *), that aber vieles zur Verbesserung seines Erbtheils, und legte auch das Dorf Saaleck, unter der nahen Burg Saaleck, das späterhin zur Stadt wurde, an. Im 93sten Jahre starb er.

Ganz anders gesinnt war sein Sohn, Heinrich Otto von Gültenburg, der Erbe der Rudelsburg. Häuslichkeit

*) Im 4ten Bande S. 32. ist dieser Unruhen umständlich gedacht worden.

und Besorgung seiner häuslichen Angelegenheiten war seine Sache nicht. Er milderte lieber umher und fehdete tapfer mit, während der Dauer jener Unruhen, wo das Land in zwei Faktionen getheilt war, die sich wechselseitig bekriegten, und den allgemeinen Tumult zu ihrem Besten zu benutzen suchten. Aber, nicht allein sich unter einander befehdeten die Ritter, auch die Einwohner der Dörfer, die Reisenden beraubten sie, schleppten sie auf die wohlverwahrten Vesten, um sie in tiefen Kerkern vorschmachten zu lassen oder nackend und entblößt wieder hinaus zu stoßen. Dieses saubere Handwerk trieb Heinrich Otto tüchtig mit, und trieb es noch ärger, als ihm, nebst andern, der Auftrag ward, die damals vom Markgrafen Heinrich von Meißen über die Saale erbaute Brücke bei Kösen, zu beschützen. Da kam weder Freund noch Feind ungerupft durch. Hohen Brückenzoll mußte jeder erlegen und Geleite bezahlen, er mochte geleitet seyn wollen oder nicht.

Gewöhnt an dies unstäte und einträgliche Leben, trieb er es, wie Viele seines Gleichen, und mit ihm die Vettern auf der Krainburg, auch noch nach geschlossenem Frieden, fort. Seine Bauern waren seine Soldaten. Auf den Wink waren sie bereit zum Kampfe, denn es gab immer gute Beute auch für sie mit.

Heinrich Otto starb 1265. Sein Sohn und Erbe der Rudelsburg, Friedrich Konradin, trat in des Vaters unwürdige Fußtapfen. Wie hätte es auch anders sein können, da er von Jugend auf nichts Besseres sah, und solch

ein Leben für das einzige, einem Ritter würdige, zu halten lernte. Dazu kam, daß neue Unruhen in Thüringen ausbrachen, zwischen Landgraf Albrecht dem Unartigen und seinen Söhnen Diezmann und Friedrich mit der gebissenen Wange *), wo es abermals bunt durch einander und gesetzlos zuging, wo dieser es mit dem Vater, jener mit den Söhnen hielt. Eigentlich hielt es keiner mit keinem Theile, sondern jeder suchte nur gelegentlich im Trüben zu fischen und durch Räubereien sich zu bereichern, wie das die Politik so mit sich zu bringen pflegt.

Rudolph der Habsburger schlug endlich drein unter das Ritter-Raubzeng. Er suchte mit Gewalt Ordnung und Frieden herzustellen, hielt deshalb 1289 einen Reichstag zu Erfurt, wo ein Landfriede von den Fürsten beschworen werden mußte, und ließ auch, zum Zeichen, wie ernstlich er es meine, bei Ilmenau neun und zwanzig Raubritter hinrichten.

Auf diesem Reichstage trat der Bischof Bruno von Naumburg als Kläger gegen Friedrich Konradin von Gültenburg auf, weil er seinen Stiftsgütern großen Schaden zugefügt hatte. Konradin erhielt den kaiserlichen Befehl, sich zu stellen und zu verantworten. Er blieb aber aus, und da er seinen Ankläger zu errathen glaubte, so steckte er, zur Füllung des Maaßes seiner Schandthaten, noch obenein die Vorstädte von Naumburg in Brand. Sein Sohn,

*) Siehe oben, am angeführten Orte.

Dietrich, ein junger von Kossebode, und einige seiner Bauern, hatten das Bubenstück ausgeführt. Es bekam ihnen aber schlecht. Die erbitterten Naumburger erwischten sie auf der Flucht und schlugen sie alle todt.

Da Konradin auch der zweiten und dritten Ladung vor den Reichstag keine Folge leistete, ward er in die Acht erklärt. Daß ihm nun kein gutes Loos fallen werde, durfte er erwarten. Daher mußten Weib und Kind nach Apolda, und er rammelte sich in seine Rudelsburg ein, und traf mit den Vettern auf der Krainburg die Abrede, sich treulich beizustehen, und wenn der Eine angegriffen werde, der Andere dem Feind in Rücken fallen solle. Doch, vergebens war diese Vorsicht. Die Kaiserlichen rückten heran, besetzten die Rudelsburg und zugleich auch die Krainburg. Konradin wehrte sich. Er wehrte sich wie ein Verzweifelter, wie einer, der nichts mehr auf der Erde hat, das ihm lieb ist, für das er sich noch zu erhalten suchen möchte. Steine ließ er von den hohen Thürmen herab regnen, als wären sie unerschöpfliche Krater ausspeiender Vulkane. Aber nichts schreckte die Kaiserlichen zurück. Sie stürmten immer heftiger heran, und Konradin fiel der Muth. Nun wollte er fliehen, sich retten, so wenig er früher das Leben geachtet hatte. In der Kleidung eines erschlagenen Bauers suchte er davon zu kommen, aber die Kaiserlichen ergriffen ihn und streckten ihn todt nieder. Die Burg wurde geplündert, angezündet, zerstört. Dies geschah im Jahre 1290, und seitdem liegt die Rudelsburg in Trümmern. Zwar erhielt Konradins Familie nach zehn Jahren ihre Besitzungen wie-

der, aber diese Burg durften sie nicht wieder herstellen, und das Dorf Freirode mußte sie zum Andenken an diese Begebenheit vom Kaiser zu Lehn nehmen, und nicht mehr vom Landesherrn.

Dies die Geschichte der Rudelsburg bis 1290, wie sie Benedikt Taube, ein Mönch im St. Georgen-Kloster, das vor Naumburg stand, erzählt *). Taube lebte im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, hatte die Aufsicht über das Archiv seines und des Moritz-Klosters, das dicht daneben lag, und schrieb viel über Naumburg und dessen Umgegend nieder **). Da man wohl annehmen darf, der Verfasser es auch selbst sagt, daß er hierbei die Kloster-Archive benutzte, so erhalten seine Angaben viel Glaubwürdigkeit. Und, da das Georgen-Kloster mit seinem Archiv im Jahre 1532 abbrannte, so vertreten sie nun die Stelle diplomatischer Nachrichten. Wie es aber kommt, daß Taube sagen

---

*) Sein Aufsatz von der Rudelsburg, der mir aus dortiger Gegend mitgetheilt ist, hat folgende Ueberschrift: „Anfang, Fortgang und Ende der Rudolphsburg, zusammengetragen und mit sonderbarem Fleiße aus denen Archiven herausgezogen von Frater Benedicto Taubio, als dem letzten Ueberbleibsel derer Fratrum Sancti Georgii." Eine Umarbeitung desselben befindet sich im Journal für Sachsen, April 1792. S. 55.

**) Auch die im 3ten Bande S. 309. mitgetheilten Nachrichten von der Krainburg sind seinem hinterlassenen Manuscripte davon nacherzählt.

konnte: die Rudelsburg sey nach ihrer Zerstörung im Jahr 1290 nicht wieder aufgebaut worden; was doch geschehen ist; und warum er überhaupt seine Nachrichten über die Rudelsburg mit jenem Jahre schloß und nicht bis auf seine Zeit sie fortsetzte, das läßt sich nicht wohl erklären.

Nach jener ersten Zerstörung wurde die Rudelsburg wieder aufgebaut. Wann aber und von wem, das weiß man nicht. Bekannt sind aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts Werner, Kurtefreund und Dietz von Tümpling als Vögte auf Rudelsburg. Mit ihnen und noch andern benachbarten Burgherren waren der Bischof Johann von Naumburg (ein von Miltitz) und die Stadt Naumburg in eine ernsthafte Fehde verwickelt. Der Streit sollte einigemale auf den Landgerichten in Eckartsberge und Skölen geschlichtet werden, es geschah aber nicht. Da begann, im Jahr 1348, der Naumburger Magistrat die Fehde gegen seine Feinde von neuem. Sein Stadthauptmann, Hans von Drutzen, kommandirte die Knechte, die in Sold genommen waren, und machte mehrere Streifzüge gegen benachbarte Schlösser und Rittersitze. In der Osterwoche zogen sie vor die Rudelsburg. Die Besatzung wehrte sich tapfer, aber umsonst. Die Burg fiel, der Burgvogt Kurtefreund, das Haupt der Feinde, ward gefangen, starb auch hernach in Naumburg an den erhaltenen Wunden, und zerstört wurde die Rudelsburg — zum zweiten Male.

Der Markgraf von Meißen, Friedrich III, der Strenge genannt, nahm als Lehnsherr diese Zerstörung der Rudels-

burg übel auf. Der Papst versöhnte ihn indessen durch das Versprechen, für die Wittwe Kurtefreunds zu sorgen.

Bald darauf kam die Rudelsburg an die Familie der Schenken von Saaleck, welche ein Zweig der Schenken von Varila oder Vargula war, und ihren Sitz, der Rudelsburg gegenüber, auf der Burg Saaleck hatte. Ihnen gab sie, als Afterlehn, der Bischof von Meißen, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts, und machte den Wiederaufbau der Burg zur Bedingung. In welchem Jahre dies geschah, ist nicht zu bestimmen, aber schon 1355 findet sich ein Rudolph, Schenke auf Rutheleybisburg.

Das Geschlecht der Schenken von Varila oder Vargula, das sehr ansehnliche Besitzungen hatte, erlosch mit Christian Schenken zu Tautenburg, welcher 1640 in Tonna starb, und als der Letzte seines Stammes mit Schild und Helm in der Kirche zu Frauenpriesnitz begraben wurde.

Im sogenannten Bruderkriege, der im Jahr 1438 zwischen dem Kurfürsten Friedrich II dem Sanftmüthigen und Landgrafen Wilhelm III in Thüringen, wegen der Theilung des Landes, ausbrach, wurde, durch Friedrichen, die Rudelsburg wieder, mithin zum dritten Male, zerstört. Ihr Wiederaufbau geschah durch die Familie von Bünau, welche, nebst Kreipitsch und Freirode, in den letzten Jahren des 15ten Jahrhunderts damit beliehen war. Einer derselben, Günther von Bünau, Domdechant in Naumburg, verordnete noch im Jahr 1504, daß von 64 rheinländischen Gulden, die der Propstei zu Skölen ausgesetzt waren, der

Pfaffe, welcher auf Rudelsburg die Messe besorge, 4 Gulden jährlich erhalten solle.

Von der Bünau'schen Familie kam sie, im J. 1580, an die von Osterhausen. Von diesen, im J. 1672, an die von Kreuzen, von welchen es zuletzt der hessische Hauptmann, Friedrich Adolph von Kreuzen, besaß. Er starb 1774, und mit ihm erlosch diese Familie. Rudelsburg fiel, nebst dem damit verbundenen Rittergute Kreipitsch, an den geheimen Rath und Kammerdirector, Grafen von Zech in Merseburg. Sein Sohn verkaufte beides an den Kammerrath, Grafen Brühl in Merseburg, und dieser sie wieder dem jetzigen Besitzer, dem Amtshauptmann von Schönberg.

Seit länger als einem Jahrhunderte schon war die Rudelsburg verlassen. Sie verfiel daher, und ist nun der Landschaft eine schöne Zierde.

Bis 1815 lag sie im Königreiche Sachsen, jetzt, in dem davon abgerissenen preußischen Herzogthume Sachsen. Naumburg ist 2 Stunden davon entfernt, Kösen eine halbe. Auf einem hohen Felsen verwittert sie, dessen Fuß die Saale bespült, und auf welchen nur von der Morgenseite ein bequemer Pfad führt.

Daß sie von großem Umfange und fest war, ersieht man noch aus den Ruinen und umhergestreuten Mauertrümmern. Zuerst trifft man auf ein Stück Mauer, mit Spuren eines Thores. Eine Brücke und ein Thorhaus über dem Eingange, welches der jetzt größtentheils abgebrochene Wartthurm vertheidigte, waren vermuthlich damit verbunden. Durch das Thor kommt man in den äußern

Burghof über Hügel und Vertiefungen hinweg. Hier standen ehedem die Wirthschaftsgebäude, die Wohnungen des Kapellans und der Besatzung; jetzt ist hier Acker, und das Vieh weidet auf den Rasenplätzen, welche die Trümmer bedecken.

Von hier führt eine, auf zwei Bogen stehende, Brücke über den Burggraben in die eigentliche Burg. Die Brücke ist nicht ganz an der Burgmauer angebaut, und mußte erst noch eine Fallbrücke herabgelassen werden, wenn man eingehen wollte. Ein Thurm mit Brustwehren an der nördlichen Ecke der Burg deckte sie.

Der innere Burghof ist mit zusammengestürzten Gebäuden bedeckt, mit Gesträuchen und Gras überwachsen. Wie das alles angelegt war, vermag man nicht mehr zu enträthseln. Nur ein hoher viereckiger Thurm ragt noch wohl erhalten mit seinen Zinnen und seiner massiven Spitze, über die ganze Ruine hervor. Unten hat er keinen Eingang, was man gewöhnlich so findet. Erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß ist eine Oeffnung, und wahrscheinlich führte aus einem Nebengebäude eine Fallbrücke zu ihm hinüber. So einen Hauptthurm findet man fast bei jeder Burg von einiger Bedeutung. Er war immer zur letzten Zuflucht bestimmt. Mußte man sich darin bergen, so wurde die kleine Zugbrücke aufgezogen, und dadurch den Verfolgern der Zutritt unmöglich. Im Innern hat auch dieser Thurm die gewöhnliche Einrichtung, nemlich Gewölbe auf Gewölbe, wovon das unterste das Burgverließ war;

Seine Höhe kann wohl 160 Fuß betragen, sein Umfang hat 90 Fuß. Unten ist die Mauer gegen 8 Fuß stark.

Von den Gewölben oder Kellern sind einige in neuern Zeiten vom Schutt gereinigt worden.

Häufig werden die Ruinen der Rudelsburg aus der umliegenden Gegend und von Reisenden besucht, für welche solche Zeugen aus längst verschwundenen Tagen, und eine freundliche Umsicht, anziehend sind. Keine große Fläche überschaut man zwar, auch nur eine geringe Zahl Dörfer; aber der Blick in das Thal, wo die Saale strömt und Kösen mit seinen Gradirwerken liegt, und das man bis jenseit Naumburg verfolgen kann, ist sehr lieblich und lohnend.

Der Rudelsburg gegenüber, nur durch eine tiefe Felsschlucht getrennt, liegen die Ruinen der Burg

Saaleck,

einst der Sitz eines längst erloschenen Geschlechts.

Nur zwei hohe runde Thürme, die Endpunkte der Burg, sind noch vorhanden, alles übrige ist versunken, und geringe Erhöhungen sind noch die einzigen Spuren des Standortes alter Gebäude. Zwischen beiden Thürmen ist der Brunnen der Burg gewesen, der bis auf den Spiegel der Saale hinab gegangen seyn soll — wie die Sage will. Bald wird er verschüttet seyn, wie es allen Brunnen verlassener Oerter geht. Jeder, der an den Rand kommt, will die Tiefe durch den Schall eines Steinwurfs messen, und so wird er allmählig angefüllt.

Der östliche der Thürme ist besteigbar. Man verdankt dies seinem jetzigen Besitzer, dem Hauptmann von Feilitzsch in Stenndorf. Aus einer kleinen, im Jahr 1802 oben angelegten, Stube, zu der an 80 Stufen führen, genießt man nach Osten und Westen hin, in das liebliche Thal der Saale, welche hier einen weiten Bogen macht, eine überaus angenehme Aussicht. Der westliche Thurm ist nicht zu besteigen. Vor beiden ist ein offener Pavillon erbaut, von Bäumen umgeben, unter dessen Dache schon manche frohe Gesellschaft, im Genusse der schönen Natur, weilte, dankbar dem Erbauer dieses Obdachs auf der sonnigen Höhe. Der Berg, auf welchem Saalecks Ruine liegt, ist wie abgerundet und von allen Seiten gleich abschüssig, seine Oberfläche sehr beschränkt. Die Thürme nehmen sie fast ganz ein. Unmöglich kann dies so gewesen seyn, als man die Burg erbaute. Die Oberfläche war gewiß größer, aber Wind und Wetter, und die alles umformende Zeit, rundeten den Hügel ringsum ab, und jetzt kann man freilich nicht begreifen, wo noch Gebäude Platz gehabt haben können.

Gewiß spricht dieser Umstand für das hohe Alter Saalecks, und dies bestätigt auch der gänzliche Mangel an Nachrichten über ihren Erbauer.

Die älteste Geschichte desselben gründet sich auf Traditionen und unverbürgte Nachrichten alter Chroniken, die wenig Befriedigendes enthalten. Karl den Großen hat man sogar zum Erbauer Saalecks gemacht, ist aber den Beweis schuldig geblieben. Wer die ältesten Besitzer der

Burg und des dazu gehörigen Gebietes waren, läßt sich eben so wenig als die Zeit der Erbauung bestimmen. Zwar nennen uns Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhunderts, vorzüglich die schätzbare Urkundensammlung des Klosters Pforta, eine Reihe von Vögten, denen die Vertheidigung der Burg, vielleicht auch eine richterliche Gewalt in dem dazu gehörigen Gebiete, aufgetragen war, ohne jedoch eine Muthmaßung an die Hand zu geben, in wessen Namen und Auftrag sie diese Advokation ausübten.

Vom Anfange des 13ten Jahrhunderts an ist Saaleck im Besitz des edlen thüringischen Dynasten-Geschlechts der Schenken von Varila oder Vargula, deren Ursprung man von den alten Grafen von Sommerseburg ableiten will, da beider Wappen sich ähnlich sind. Die Burg, und was dazu gehörte, bildete eine eigene Herrschaft, welche bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts ihr Eigenthum war, und wovon sie sich, zur Unterscheidung von ihren Vettern, den Schenken zu Tautenburg, Apolda u. s. w., Schenken zu Saaleck nannten. Sie erwarben sich, nach damaligen Begriffen, viele ritterliche Tugenden und Verdienste, das heißt: sie schlugen sich wacker mit herum, und wo es was zu streiten und zu kämpfen gab, waren sie nicht die letzten. Dem Kaiser Lothar II hatten sie auch viel Dienste in Fehden geleistet. Als er daher den thüringischen Grafen Ludwig, im Jahr 1130, zum Landgrafen erhob, und, zur Vermehrung des Glanzes dieser neuen Würde, ihm Hofämter anordnete, deren Verwaltung edlen Familien des Landes erblich übertragen wurden; so erhielt die Familie von Varila oder Var-

gula

gula das Erbschenkenamt. Dies gab Veranlassung, daß sie den Titel des Erbamtes ihrem Namen beifügte, sich Schenken von Vargula nannte, und als die Familie in mehrere Zweige sich theilte, nach ihren Besitzungen Schenken von Saaleck, Schenken von Tautenburg, von Nebra, von Dornburg u. s. w. hießen.

Wie und wann sie zum Besitz von Saaleck gelangten, ist unbekannt. Auch ist es ungewiß, ob sie es von den thüringischen Landgrafen oder von den Naumburger Bischöfen zu Lehn oder als freies Allodium erhielten. Und der Umfang der Besitzung läßt sich auch nicht mehr mit Gewißheit angeben, denn mehrere Dörfer und Höfe, welche die Familie nach und nach an das Kloster Pforta veräußerte, gingen vom Stift Quedlinburg und von Andern zu Lehn.

Der erste Schenk von Saaleck, den man erwähnt findet, kommt in einer Urkunde vom Jahr 1208, die zu Eckartsberge ausgestellt ist, vor. Er hieß Rudolph, war ein wackerer Held seiner Zeit, edel und bieder dabei. Er hielt sich häufig am Hoflager des Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg auf, war einer der Gesandten, welche dieser nach Ungarn abschickte, den König Andreas um die Hand der, damals erst vier Jahre alten, Prinzessin Elisabeth (nachher die Heilige genannt) für seinen Sohn Ludwig zu bitten, zog auch mit Hermann nach Palästina, und, als dieser in Otranto im Neapolitanischen starb, begleitete er dessen Leichnam nach Thüringen zurück.

In den Jahren des Streites und Kampfes über den Besitz Thüringens, zwischen dem Markgrafen von Meißen,

Heinrich dem Erlauchten und der Herzegin Sophie von Brabant, wo die Edlen Thüringens theils jenem, theils dieser anhingen, spielte Rudolph eine bedeutende Rolle. Er war auf Heinrichs Seite, weil er ihn für den rechtmäßigen Erben Thüringens hielt. Treulich stand er ihm bei, tapfer kämpfte er für ihn. So schlug er bei Mühlhausen, im Jahr 1249, die Grafen von Kefernburg, von Schwarzburg und Gleichen, zu Gunsten Heinrichs, gar derb auf's Haupt. Im J. 1259 baute er, zum Schutze der Wartburg, den Rudolphsstein *), und im J. 1263 machte er, durch ein entscheidendes Treffen bei Wettin, dem langwierigen Streite ein Ende, und verhalf dadurch Heinrichen zum ruhigen Besitze Thüringens. Früher schon entsagte er der Schutzgerechtigkeit über das St. Georgenkloster vor Naumburg, welche bis dahin bei seiner Familie gewesen war, und trat sie dem Landgrafen Ludwig ab. Wahrscheinlich ist er auch der Erbauer der Tautenburg. Wer ihm im Besitz seines ansehnlichen Erbes folgte, weiß man nicht, da sich die Schenken damals häufiger noch von ihrem Stammhause Vargula, als von ihren eigenen Schlössern nannten. Da sich Rudolphs Söhne in des Vaters Besitzungen theilten, bildeten sich vielleicht erst mehrere Linien der Schenken, wovon auch eine Schenken zu Saaleck hieß. So sich nennend, findet man zwei Brüder, Konrad und Dietrich, in drei Urkunden von den Jahren 1271, 1285 und 1295, als Zeugen aufgeführt. Um diese Zeit kommen

*) 4ter Band der Ritterburgen ꝛc. S. 64.

auch Schenkensche Kastellane zu Saaleck vor, als: Heinrich von Gelmsdorf, Dietrich von Scheipitz.

Konrad lebte noch 1302. Er hinterließ vier Söhne und viele Schulden, welche letztere der Aufenthalt am landgräflichen Hoflager und die Züge nach dem Lande der Ungläubigen herbeigeführt hatten. Sie zu tilgen, mußten mehrere Grundstücke verkauft werden. Merkwürdig ist hierbei, daß Heinrich Schenk von Saaleck in einer Urkunde, die er 1334 über den Verkauf eines Weinberges ausgestellt, sich des Dei gratia bediente, das von je her nur fürstliche Personen gebrauchten. Diese Veräußerungen dauerten fort, und im Jahr 1344 verkauften Heinrich, Rudolph und Konrad dem Bischofe Wittichо in Naumburg unter andern sogar ihren Antheil — sie waren also nicht alleinige Besitzer — an dem Schlosse und der darunter liegenden Stadt Saaleck. Nur einen Hof und Vorwerk in Saaleck nahmen sie von dem Verkauf aus, so wie den Zoll auf der Saale. Einen Begriff von den bedeutenden Besitzungen dieser Familie giebt das lange Verzeichniß dessen, was sie veräußerten, und dennoch blieben ihnen noch ansehnliche Güter in Thüringen.

Im Anfange des 15ten Jahrhunders scheint die Burg und Herrschaft Saaleck, mit allen dazu gehörigen Oertern und Gerechtsamen, an das Stift Naumburg gekommen, und nur der Name davon ihnen übrig geblieben zu seyn.

Am Ende des 15ten Jahrhunderts kommen noch bischöfliche Vögte auf Saaleck vor, dann aber verliert sich jede Kunde von den Schicksalen der Burg, und wann und

von wem sie zerstört wurde, oder ob sie verlassen ward, das weiß man nicht.

Die Städt Saaleck, die wohl nie bedeutend war, lag am Fuße des Burgberges. Jetzt liegt auf ihrer Stelle ein kleines Dörfchen, das seit 1658 von dem ehemaligen Amte Saaleck getrennt, und nebst den Burgruinen und dem Vorwerke Stenndorf als ein Rittergut jetzt ein Eigenthum der Familie von Feilitzsch ist.

Wie es in der ersten Zeit des bischöflichen Besitzes auf der Burg Saaleck bisweilen herging, erzählt uns eine alte Handschrift. Ich lasse ein Fragment daraus hier folgen, und zwar unverändert, in der originellen derben Kraftsprache jener Zeiten, die alles beim rechten Namen nannte, was wir jetzt ganz verlernt haben oder verlernen müssen.

„Noch in dem Sterbejahre Wittichonis, wurde ein „anderer Bischoff (in Naumburg) an dessen Stelle 1347 „erwählet, welches Johannes I aus dem sehr berühmten „auch bekannten Hochadeligen Geschlechte von Miltiz war, „welches Geschlechte sich damahls in Sachsen sonderlich weit „ausgebreitet hatte, in specie aber an den Meißnisch „Markgräflichen Hofe, die mehresten und höchsten Hof„ämter bekleidete, auch über dieses annoch mit vielen an„dern adeligen Häusern im Lande hin und wieder verschwä„gert und befreundet war. Dieser Ursachen halber geschahe „es, daß unser Bißthum dieses Mahl mit einem Miltiz „besetzet worden, von welchem man sich alles Gute ver„sprach. Nachdem nun selbiger, dem Sprüchwort nach, „allhier als Bischof kaum warm worden, ließ er sein hohes

„geistliches Recht und Amt an dem Nagel hangen, die Re-
„gierung in den Händen seiner Räthe und Beamten, wel-
„che nach Art hungriger Wölfe alsdann die armen Schaafe
„und Unterthanen weidlich plackten und manchem derselben
„nicht nur die Wolle, sondern das Fell gar über den Kopf
„zogen, weil sie versichert waren, daß der faule und üppige
„Bischof keinen dieserhalb zur Rede setzen, viel weniger
„Rechenschaft von ihm fordern würde. Die übrige seiner
„Bedienten waren solche Leute, welche mit jenen unter der
„Decke lagen und keinen gekränkten Unterthan vor den Bi-
„schof mit seinen Klagen kommen ließen, weil sie von jenen
„keinen Schaden zu gewarten hatten, und war mit wenig
„Worten zu reden, der damahlige bischöfliche Hof zu Naum-
„burg eine Grundsuppe der Höllen und die Hofstatt bestand
„aus erzgottlosen Bösewichtern und Kindern des Teufels,
„welche keine Sünde zu begehen den geringsten Scheu tru-
„gen. Die bischöflichen Räthe und Beamten aber hatten
„nicht das geringste Gewissen, viel weniger Mitleiden mit
„den Unterthanen, ja auch diejenigen, welche schon unter
„Wittichone in dergleichen Bedienung gestanden, wurden
„mit dahin gerissen, der Menge zum Bösen zu folgen, wei-
„len sie dem Bischofe nur immer Geld zu seinem Panque-
„tiren in die bischöfliche Cammer schaffen, und doch öfters
„nicht wußten, wo sie es hernehmen und von denen Unter-
„thanen erpressen sollten. Was that aber Bischof Johan-
„nes? Dieser bezeigete sich seine ganze Regierung über, als
„ein rechtes Weltkind und lebete mit Fressen, Saufen, Hu-
„ren, Buben, Reiten, Fahren und Jagen also, als ob

„kein Gott im Himmel wäre. Ja, er kam bisweilen zu
„2 bis 3 Monathen nicht in sein Bißthum, sondern tobete
„und schwärmte die Zeit über auf den adeligen Schlössern
„in und außerhalb Landes herum. Sonderlich hielt er sich
„gern in der Gegend von Raspenburg auf, weil er sich
„daselbst in etliche adelige Nonnen vergafft, mit welchen er
„auch ein sündlich Leben vollführet, ob er gleich solcher lie-
„derlichen Metzen allbereits schon allhier sitzen gehabt, ja,
„man hat erfahren, daß er auch sogar der Edelinge Frauen
„zu verführen getrachtet, auch wirklich deren eine, Nah-
„mens Cunigund von Bibra, so hernach annoch viele
„Jahre in hiesiger Stadt (Naumburg) gewohnet, sich be-
„kehret und nach des Johannes erschrecklichem Ende, ein
„frommes Leben geführet, auch sehr viel Gutes gestiftet
„hat, laut ihres eigenen Geständnisses, wie er sie verführet
„hat, sowohl in als außer ihrer mit Hans von Schönenau
„geführten Ehe. Seine größten und meisten Schandthaten
„aber beging er auf dem Schlosse Saleck, welches Bischof
„Wittich o I bereits 1342 vor 700 Neue Schock, sammt
„dem Städtlein, jedoch mit gewissen Bedingungen erkauft
„hat, und wo man nicht die Größe seiner Sünden also
„wahrnehmen können, wie allhier, weilen ihm bewußt,
„daß etliche unter den Capitularibus, unter denen aber
„sonderlich der Dechant von Laubingen, ob seinem Le-
„ben ein großes Mißfallen trugen, daher er um desto lieber
„jenen Winkel der Bosheit gesuchet. Wie nun damals we-
„nig Kirchenzucht im Stifte gewesen, also erfuhr man auch
„hin und wieder viele böse Thaten, zum Exempel, daß etliche

„Kloſter Novitii zu St. Georgen im Frühlinge des 1350
„Jahres unzüchtige Metzen heimlich in ihren Zellen 11 Tage
„lang verborgen gehabt, dergleichen auch zu Zeitz in St.
„Stephan 3 Nonnen ſchwanger worden, welches alles Bi-
„ſchof Johannes menſchliche Schwachheit genannt und
„nicht beſtrafen wollen, bis endlich das Capitul durchge-
„drungen, die Nonnen erſäuft, die Novitii aus dem Klo-
„ſter geſchaft, und die Schleppſäcke des Stifts ewig mit
„dem Staupenſchlage verwieſen werden mußten. Doch
„Gott, als der Herr der Ordnung, konnte in die Länge
„nicht leiden, daß ſein heiliger Nahme und die Ehre ſeiner
„Heiligen durch ein ſolch unheilig Weſen in die Länge ſollte
„verunehrt werden, derowegen ſetzte er dieſen tobenden
„Wellen ihr endlich Ziel auf folgende Weiſe. Es war ſeit
„dem Faſtnachts-Sonntage 1350 Biſchof Johannes mit
„vielen ſeiner Weltbrüder, unter welchen auch Abt Nico-
„laus zu St. Georgen ein gebohrner von Bünau mit ge-
„weſen, hatten ſich auch die ganze Faſtenzeit, ohne an die
„Marter Jeſu als ein Biſchof zu gedenken, daſelbſt auf-
„gehalten, und ſeinem Vicario allhier in der hohen Stifts-
„Kirchen alle biſchöflichen Amtsübungen, auch ſogar an
„dem hohen, heiligen ſtillen Charfreytage und ſiegreichen
„heiligen Oſtertage verrichten laſſen. Denn es iſt zu wiſſen,
„daß um dieſe Zeit ſowohl Biſchof als Decano, wie auch
„den andern Capitularibus ſchon vergönnet geweſen, bei
„Krantheiten oder hohem Alter die geiſtlichen Functiones
„bei der hohen Stiftskirche durch einen Vicarium verrich-
„ten laſſen zu dürfen, welche päpſtliche Vergünſtigung auch

„andern Stiftern angediehen, aber hernach leider gar sehr „gemißbraucht worden, also daß mancher Bischof, Capi- „tular oder Canonicus seine Stiftskirche kaum in einem „oder mehrern Jahren einmahl besuchet, wie Johannes, „welcher von Mittel-Fasten an bis 8 Tage vor Johanni „1350 keine einzige geistliche Function verrichtet. Gleich „wenn er nun zu Saleck nach seiner Gewohnheit gelebet „und besonders die heiligen Osterfeyertage es allda mit vie- „len von Adel beyderley Geschlechts hoch und üppig zuge- „gangen nach der Weltlust, also wollte er besonders am „St. Johannis, als seines Nahmens-Tage, allhier auf „dem Bischofs-Hofe es wieder allda anfangen, wo er es „dort gelassen, worzu auch bereits viele von Adel, auch „andere Standespersonen an Herren und Damen, Cava- „liers und Fräuleins waren eingeladen worden, wozu die „Cammer 3 Wochen vorher 1800 Meißnische Fl. und die „Rentherey auch 1100 Mfl. hatte liefern und von denen „armen Stifts-Unterthanen erpressen müssen. Es wurde „eine Rotte Gaukler von Nürnberg anhero gehohlet, wel- „che in ein Wirthshaus der Herren-Freyheit eingelegt und „auf gemeine Kosten 3 Wochenlang an 14 bis 16 Personen „verpfleget werden müssen, welche mit ihren Possen und „Gaukeleyen denen bischöflichen Gästen ein Gelächter ma- „chen sollen. An Essen und Trinken wurde ein großer Vor- „rath in dem bischöflichen Hof und Kellerey verschaffet, auch „von Leipzig und Braunschweig viele Leckerbißlein an- „hero geliefert. Nachdem nun mit dem Anfange des Jo- „hannis-Marktes viele Gäste erschienen, welche theils in

„der Stadt, theils auf der Freyheit, theils auch in denen „Klöstern allhier zur Herberge gelegen, ist mit dem früheſten „Morgen gleich mit denen Trommeten und Heer-Trom„meln aus dem palatio epiſcopali ein großes Lärmen ge„hört, und die Gäste dadurch invitirt worden. Nachdem „sich solche eingefunden, ist man in verschiedenen Gemachen „zur Tafel gegangen, unter welcher in jedem Gemache ge„dachte Gaukler ihre Possen gerissen, welches Gelag bis „nach 2 Uhr Nachmittags gewähret, wo man aufgestanden „und bis 5 Uhr in den Garten gegangen und allda sich ge„pfleget. Nachhero ist man wieder zur Abendmahlzeit ge„schritten, welche nach 7 Uhr geendet gewesen, weil man „zum Tanze geeilet. Nach aufgehobener Tafel sind deren „Gäste 200 Personen beyderley Geschlechts in den großen „Saal getreten, um einen Tanz zu machen. Da ergriff „Bischof Johannes, als deme man in Ansehung seines „Ranges und als Wirth billig den Vorzug zur Höllenfarth „im Tanz lassen wollen, des von Berbisdorf und des „von Madel Ehefrauen, eine bei seiner rechten, die an„dere bei seiner linken Hand, um den Anfang zu machen. „Indem er nun, wie gewöhnlich, das rechte Bein in die „Höhe heben will, erschüttert er am ganzen Leibe mit einer „erstaunenden Geschwindigkeit, fällt wie ein Bley zu Bo„den und zwar auf das Angesicht, und verreckt auf der „Stelle, wie ein Aaß, nachdem er wie ein solches viele „Jahre gelebt und sich auch so bezeiget hatte. Alles Schüt„teln, Rütteln, Reiben und Anstreichen derer herrlichsten „Arzeney-Mittel waren unkräftig. Die Säste waren wie

„vom Donner gerühret und gingen wie die Füchse vom „Hühnerhause theils ihrer Wege, theils blieben noch eine „Zeitlang da. Noch zur Stunde wurde dieser erschreckliche „Zufall dem Capitul berichtet, welches kam und inven„tiret, auch dasjenige, was Regalia Capituli et Episco„patus waren, in Verwahrung nahm, da nachgehends „von denen bischöflichen Dienern und anderem zugelaufenen „Volke an Gold- und Silbergeschirren, auch anderem Ge„räthe, vieles aus dem Palatio in dieser Unordnung und „großen Schrecken geraubet worden ist. Des andern Ta„ges wurde dessen Körper eröffnet, indem dessen Freunde „argwöhnten, ob habe man ihn mit Gift vergeben. Man „fand aber nichts, sondern vielmehr seine Intestina noch „so frisch und in solchem Zustande, daß nach Aussage der „Medicorum er noch lange hätte leben mögen, so ihn die „Hand Gottes nicht so plötzlich gerühret hätte. Man wollte „ihn in die Dom-Kirche mit einem seinem Stande gemäßen „Pompe beerdigen. Das Capitul schlug es ab, und weil „die Hitze so groß und der Körper unleidlichen Gestank „machte, sprach man die Klöster allhier um eine Ruhestatt „an, aber auch diese wollten ihn nicht. Endlich wanderte „man des Nachts am 10. Tage nach seiner Hinfarth heim„lich mit ihm zum St. Laurentii-Thore hinaus und nach „dem ihm im Leben so lieb gehabten Saleck zu, allda man „ihn in dasiger Schloß-Capelle beerdiget, auch ihm ein „fein Monument setzte."

„Dieses ist die eigentliche und wahrhafte Geschichte „des Lebens und Todes Bischof Johannes I, welche so viel

„Aufsehens in Teutschland, ja fast in ganz Europa ge„macht hat, und vielen unglaublich geschienen. Der ge„meine Mann im Stifte, sowohl in Städten als auf dem „Lande, welcher unter der 3jährigen Regierung dieses Jo„hannes durch allerhand Abgaben gar sehr beschweret und „durch die hungrigen Räthe und Beamte dieses Bischofs „fast gar war ausgesauget worden, redete damahls schon „ziemlich laut von den Lastern der Geistlichkeit, deren un„ersättlichem Geitze, Hochmuth, Tyranney und gottlosem „Leben, schonete auch mit Worten nicht, weder geistliche „noch weltliche Obrigkeit, vielmehr sunge man in den Bier„zechen Naumburgs damahls folgendes Liedlein:

Lieben Leute, laßt euch sagen,
Was sich hat zugetragen,
An unserm lieben Ort,
In jenem Saale dort,
Da die Hand Gottes kam
Und weg den Bischof nahm.
Die Plager stehn in Sorgen,
Sie han kein Geld auf Morgen.
Die Schinderey ist weg,
Der Bischof liegt im Dreck.
Die Huren wandern fort,
Der Hofschranz ist ein Spott u. s. w.

„Noch viele andere und weit schändlichere Dinge sind hin „und wieder damahls in Schriften, itheils in teutscher, „theils in lateinischer Sprache, auf den Tod Johannis „verfertiget worden."

* * *

Gute Ansichten von den Ruinen der Rudelsburg und Saaleck giebt es nicht, nur kleine, wenig bedeutende, z. B. im 2ten Hefte der malerischen Reisen durch Sachsen 1791, vor der kleinen Schrift über Rudelsburg, von Förtsch 1818, von Schwarz, von Oehme u. s. f.

Außer den erwähnten alten Handschriften sind hier benutzt worden: Lepsius Nachrichten von Rudelsburg in Weiße's neuem Museum für die sächsische Literatur und Staatskunde, 1e Abth. 2s Heft S. 140, so wie dessen genealogische Nachricht von den Schenken zu Saaleck; Naumburg 1800. 8.

135.

Deesenberg

bei Warburg, im Fürstenthum Paderborn.

Aber es rief hinunter die jauchzenden Gäste,
Und es verschwand das Bankett und es verstummte der Saal.
Zecher und Spielmann verschwand, der Sturm der Jahrhunderte tobte,
Und er verwehte die Burg, wie er das Sandkorn verweht.

V. L. Willmes.

Digitized by Google

135.

Deesenberg.

Eine Stunde von der Stadt Warburg an der Diemel und 3 Meilen von Kassel, verwittern, auf einem der höchsten Berge dieser Gegend, die Reste der alten Burg Deesenberg, des Stammsitzes der noch blühenden Familie von Spiegel. Der Landschaft sind sie eine herrliche Zierde, und von ihnen herab genießt man nach allen Seiten hin einer herrlichen Umsicht.

Die Lage Deesenbergs eignete sich vortrefflich für einen Herrschersitz. Der kegelförmig gebildete Berg gewährte Sicherheit, und freien Umblick seine bedeutende Höhe. Von der ehemaligen Bauart ist in den Ruinen wenig mehr zu erkennen. Schätzbar muß uns daher die Abbildung seyn, welche der gelehrte Fürstbischof von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, in seinen 1672 erschienenen Paderbornschen Monumentis davon liefert, denn seit mehreren Jahren schon sind viele der Mauern leider abgebrochen und anderswo verbraucht worden, und, geht das so fort, so wird bald jede Spur von Deesenberg dahin seyn. Ein Heinrich von Spiegel, der Fürstbischof von Paderborn war, machte es zwar, vermöge Vertrags vom 17ten November 1581,

der Spiegelschen Familie zur Pflicht, das Schloß Deesenberg nicht verfallen zu lassen, den obersten Theil in guter Verwahrung zu erhalten, einen Pförtner darauf zu bestellen und den Thurm wieder mit einem Dache versehen zu lassen, weil sich alle ihre Gerechtsame von diesem Schlosse herschrieben; das ist indessen nicht geschehen, wie Figura zeiget, und die Gerechtsame wird man sich doch wohl zu sichern gewußt haben.

Jahrzahlen, Wappen oder Inschriften findet man gar nicht mehr, und der Verfasser, welcher Deesenberg schon als Knabe vor einigen dreißig Jahren mehrmals bestieg, bemerkte auch damals schon nichts der Art. Auch von einem da gewesenen Brunnen ist keine Spur mehr zu finden. Daß aber der Berg, welcher die Ruine trägt, vulkanischen Ursprungs ist, beurkundet die, vorzüglich an der obern Kuppe sichtbare Lava und Bimsstein, welche man da häufig findet.

In der Mitte des 14ten Jahrhunderts verfaßte Christoph Schallmann genealogische Nachrichten von der Familie von Spiegel zum Deesenberg, und übergab sie dem Fürstabt von Corvey, nachherigen Fürstbischof von Paderborn, Heinrich von Spiegel *). Wären diese noch vorhanden, so ließe sich vielleicht eine zusammenhängende Geschichte ihrer Stammburg liefern. Da aber sowohl diese, als mehrere andere wichtige historische Nachrichten über Deesenberg, verloren

*) Man vergleiche hiermit, was J. F. Falke in seinem Entwurfe einer historia Corbejens. diplomat. Braunschw. 1758. 8. davon sagt.

loren gegangen sind, so ist ihre Geschichte auch nur dürftig. Durch einen vieljährigen Umgang mit verschiedenen Zweigen der von Spiegelschen Familie ist es ihm gelungen, viele Privaturkunden, die zu seinem Zwecke dienten, mitgetheilt zu erhalten, welche hier benutzt sind.

Die Geschichte der Entstehung von Deesenberg ist mit undurchdringlichem Dunkel umhüllt, aus dem sie schwerlich herausgerissen werden dürfte. Daß sie, wie Aegidius Gelenias behauptet hat, das Dispargum Clodonis gewesen, ist von dem schon erwähnten Fürstbischof Ferdinand zu Paderborn längst widerlegt worden. Sigebertus Gemblacensis in seiner Chronographia, so wie Pistor in S. R. G. gedenken ihrer schon gegen das Jahr 431. Regino Lib. II. Chronicorum auf das J. 776 nennt sie Castrum Desenbrugk, und meldet Fabricius mit solchem, „daß der Deesenberg schon vor Karls des Großen Zeiten eine der stärksten Bergvesten der alten Sachsen gewesen, und von ihnen, nach damaliger Art, auf einem steilen hohen Berge angelegt worden, wie denn auch dieselbe mehrere Mal von ihren Feinden fruchtlos belagert sey."

Wie nun Karl der Große bei seinen Kriegen in Altsachsen oder Westphalen, gegen das J. 776, mehrere alte Burgen unserer Vorfahren, als: Ehresburg, Syburg, Brensberg an der Weser, Iburg ꝛc. sich bemächtigt, und sie den Altsachsen entrissen hatte, so geschahe dieses auch mit Deesenberg, wie vorgedachte Geschichtschreiber uns versichern, und Karl hatte viele Mühe, denselben zu erobern. Nachdem er ihn inne hatte, suchte er ihn aber noch mehr

zu befestigen, indem er (weil er an den Grenzen der Katten oder Hessen lag) zu einer Grenzfestung gegen diese Völker dienen sollte.

Nach alten handschriftlichen Nachrichten, die der Verfasser über die Geschichte des paderbornschen Adels besitzt, hat schon im 8ten Jahrhundert einer der Kriegshelden Karls, Conrad Speegel (Colonienſis) den Deesenberg mit seinen Umgebungen als eine geschlossene Herrschaft mit der Würde des Baronatus erhalten. Karl befahl ihm, den Berg mit einer neuen festen Burg, wovon er wie ein Spiegel leuchten solle, zu bebauen; woher dann späterhin die beiden Namen: Spiegel und Deesenberg, entstanden seyn sollen.

Als gegen das J. 1070 Kaiser Heinrich IV in hiesigen Gegenden Krieg führte, gab die Veste Deesenberg ein grosses Kriegsschauspiel, wurde auch, nach einem harten Widerstande, zuletzt von diesem Kaiser erobert.

In der letzten Hälfte des 11ten Jahrhunderts lebte auf Deesenberg Conrad Speegel, von dem die alten Mönchs-Chroniken manches erzählen. Er errichtete einst wider seinen Bischof ein Schutz- und Trutzbündniß in der Stadt Brackel, welches von 79 Rittern unterzeichnet war. Wäre die Fehde zum Ausbruch gekommen, so hätte wahrscheinlich der Bischof den kürzern gezogen, besonders da man sich bemüht hatte, auch entferntere und ausländische Ritter mit in das gemeinschaftliche Interesse zu ziehen *).

*) Der verst. Hofgerichtsassessor Cosmann in Paderborn hat uns von dieser Geschichte unter dem Titel: „Kurt Spie-

Es war dieser Konrad von Spiegel mit der schönen Lucie von Niehausen (de novo domo) vermählt. Als diese einst, in Begleitung eines Knechts, vom Deesenberge nach Warburg ritt, um dort ihren Vater, Reinhard von Niehausen, zu sprechen, ward sie von zwei verkappten Reitknechten, die sich hinter einer Hecke verborgen hatten, überfallen. Lucie sank, von drei Dolchstichen getödtet, vom Pferde. Dem sie begleitenden Knechte gelang es, sich loszureißen, und mit einer leichten Wunde am Kopfe zu entrinnen. Man setzte den Thätern nach, aber sie waren verschwunden. So geneigt auch jedermann war, einen gewissen Temme von Padberg für den Mörder Luciens zu halten, so wenig verrieth sein Betragen ein böses Gewissen. Die Sache wurde zwar von dem Vehmgerichte zu Dringenberg gegen ihn in der Folge anhängig gemacht, allein er war selbst Schöppe des heimlichen Gerichts, und wußte sich so zu vertheidigen, daß er bald hernach völlig frei gesprochen wurde.

Konrad eilte, auf die erhaltene traurige Nachricht, nach Warburg, wohin man den entseelten Körper Luciens gebracht hatte. Er war betäubt und wie rasend bei ihrem Anblicke, man fürchtete für sein Leben. Ein Ritter, Namens Vollmeringhausen, suchte ihn von der Leiche, die er

---

gel zum Deesenberg, eine wahre Scene aus den Ritterzeiten des Mittelalters", eine schöne dramatische Darstellung in seinem „historisch-genealogischen Magazin für den deutschen Adel, vorzüglich in Niedersachsen und Westphalen, I. Jahrg. I. Quartal S. 69—110" geliefert.

schlechterdings nicht verlassen wollte, zu entfernen, aber alles war vergebens. Endlich gelang es noch, ihn halb mit Gewalt wegzuführen. Die Zeit heilte indessen seine schmerzliche Wunde. Er brachte noch den Vergleich zwischen dem Fürstbischofe Bernard V und den Ständen des paderbornschen Hochstifts zu Stande, den wir bei Cosmann a. a. O. S. 87 — 99. unter Nr. III. abgedruckt finden *), und folgte nicht lange hernach seiner geliebten Lucie in ein besseres Leben nach.

Der berühmte westphälische Geschichtsforscher Falcke in Traditionibus Corbejensibus S. 564. schreibt: daß die sächsischen Herzöge Ludolff und Otto illustris, und die zwei Kaiser, Heinrich und Otto aus dem sächsischen Hause, viele Güter in dem Hochstifte Paderborn, und vorzüglich in der Gegend des Deesenbergs, in Besitz gehabt, und daß sie diese Erbgüter von dem mächtigen Besitzer des Brunsberges von Bruno, Herzogen der Engern, erhalten hätten. Der Herzog von Baiern und Sachsen, Heinrich der Löwe, habe daher, als Erbe Ludolffinischen Stammes, den Deesenberg besessen. Auch behauptet er, daß man mit Gewißheit annehmen könne, daß diejenigen Herren, so ehemals Erbgüter in diesem Hochstifte und den Umgebungen des Deesenbergs gehabt, von jenem sächsischen Herzoge ihren Ursprung hergeleitet hätten u. s. w.

*) Vergl. Concordata statuum Paderborn. (1326), welche in Weddigens westphäl. Magazin zur Geographie, Historie und Statistik, III. Bd. Heft IX. S. 425 — 429. abgedruckt sind.

Gegen das J. 1168 hauste auf Desenberg Wittekind von Spiegel, bekannt durch sein vieles Rauben und Morden. Da er ein erklärter Feind des Herzogs Heinrich des Löwen war, so belagerte ihn dieser auf seiner Burg, und weil sie wegen ihrer Lage und Festigkeit unüberwindlich war, so ließ der Herzog Beraleute vom Rammelsberge am Harz kommen, die einen Stollen in den Berg treiben mußten, wodurch der Brunnen der Burg abgezapft ward. Da sah sich Wittekind genöthigt, sich zu ergeben.

Desenberg war ursprünglich zur Beschützung der umliegenden Gegend, und des Vaterlandes überhaupt, erbaut, aber es artete in der Folge immer mehr aus, und ihre Besitzer machten sie zum förmlichen Raubneste. Sie überfielen die benachbarten Städte und Oerter, verheerten das gegenseitige Eigenthum, und machten die Straßen unsicher. Diesem Unwesen ein Ende zu machen, ließen, im J. 1203, der Bischof Bernhard zu Paderborn und Wittekind v. Spiegel, Abt zu Corvey, den Desenberg niederreißen *). Denn, schon vor dem Regierungsantritte des paderbornschen Bischofs Bernhard III, hatte gedachter Abt zu Corvey bei den Paderbornern darüber Klage geführt, daß ihm von dem Desenberge her viel Schaden zugefügt werde, allein es war nicht darauf geachtet worden. Als nun Bernhard zur Regierung gelangte, wendete sich der Abt deßfalls wieder an

*) In den Annalibus Corbejensibus apud Leibnitz in S. R. B. Tom. II. pag. 503. steht Anno 1203 fit Concordia inter Bernardum in Patherbrunn et abbatem nostrum super Castro Desenberg.

ben Verwandten, um die Liebe durch die Gemeinschaft ihrer Wohlthaten zu verbinden. Aber jedoch muß dieses nicht so verstanden werden, als ob ein Mensch, der keine Kinder, und die Frau, welche keine Verwandten hat, sich deswegen nicht verheirathen sollte; denn Gott hat uns dieses Mittel, uns zu vermehren, nicht darum gegeben, daß wir es nicht gebrauchen sollten, wenn wir die Bequemlichkeiten nicht mit haben, denn sie können uns leicht zuwachsen; wenn wir diese Mittel, uns einander nützen zu können, haben, wenn Verbindungen sind, und wir unsere Pflicht, die wir uns dadurch zu leisten haben, und die Gelegenheiten, Gutes zu stiften, wissen, so ist es nicht nöthig, daß wir Kinder und Verwandte zur Ursache des Gutthuns haben, wenn wir sie gleich nicht haben, und manchen Leute den Kinder- und Verwandtenmangel, und es selbst als Ursache zu Unterlassung des Guten, nicht gelten lassen. Wir sind ja alle Kinder Gottes, und haben die Pflicht gegen sie zu thun, was Kinder thun sollen, und gegen einander, was Kinder einander thun sollen, wenn sie sich beisammen befinden. Die Gelegenheit, Gutes, und wohl zu thun, ist uns nicht gegeben, damit wir sie nicht sollen gebrauchen, weil sie bey uns, als Kindern und Verwandten, nicht vorhanden ist, sondern damit wir sie gebrauchen.

Der 3. Satz enthält die Pflicht der Eltern und der Kinder, und ihre Pflichten gegen einander. Es ist klar, wie diese nahe an den Zweck des Ehe-

berg, und nach einer Belagerung von vierzehn Tagen wurde die Burg, weil die den Spiegel's versprochene hessische Hülfe ausgeblieben war, erobert. Um jedoch so wenig die v. Spiegel, als mehrere andere aus dem Adel, welche es mit jenen gehalten, wider sich zu reizen, belehnte dieser Bischof, im Jahre 1472, die Spiegel von neuem wieder mit diesem Schlosse, so wie mit der ganzen Herrschaft Deesenberg, und findet man in den darüber ausgestellten Urkunden folgende Namen verzeichnet: Hermann Domherr tho Paderborn, Gerdt Schöneberg und Henrich Gevettere, und Gebrüdere Spiegel thom Deesenberg.

Da die Familie von Spiegel zum Deesenberg gegen das J. 1338 sich sehr vermehrt hatte, und ihr Schloß die Mitglieder derselben nicht füglich mehr fassen konnte, so trafen Johann, Wittekind und Eckebracht eines, und Ludolph Spiegel andern Theils, unter sich die Vereinbarung, daß jene vom Schlosse herunter nach Peckelsheim, Schweckhausen und Borlinghausen ziehen, dieser aber auf dem Schlosse verbleiben sollte *).

Im J. 1524 vermittelte der Fürstbischof Erich zu Paderborn, ein braunschweigscher Prinz, eine Streitigkeit derer von Spiegel z. D. über Deesenberg, durch Erneuerung des, von seinem Vorfahren Simon Graf von der Lippe eingeführten Burgfriedens. Die in der westphälischen Landessprache darüber errichtete fürstbischöfliche Urkunde ist zwar

*) Der Verfasser besitzt eine beglaubte Kopie dieser merkwürdigen Abzugs-Urkunde.

noch im Dom-Archive, aber von dem Fortsetzer der paderbornschen Annalen, dem Jesuiten Michael Strunk, nicht abgedruckt worden *). Die Namen derer v. Spiegel, so in diesem Burgfrieden vorkommen, sind: Domherr Philippsen, Werner, Simon, Johann und Mauritz Gebrüdere und Gevettere Spiegel auf einer, Johann Friederich, Gerdten und Kurten anderer Seits, und ist derselbe 1581 den 7ten November zwischen Bischof Henrich Herzogen zu Sachsen-Lauenburg, auch Meinolphen, Schöneberg, Philippsen, Jobsten, Johann Engelhardten und Kurten Gevetteren und Gebrüderen Spiegel erneuert, und in verschiedenen Punkten verbessert worden, wie solches das noch darüber vorhandene Original-Dokument nachweist **).

Weil nun dieser von Spiegelsche Ast im 16ten Jahrhundert sich wieder so sehr vergrößerte, daß die Mitglieder desselben auf Deesenberg nicht mehr Raum hatten, so gab dies Veranlassung, die alte Stammburg ganz zu verlassen, und am Fusse des Berges vier Stammhäuser zu gründen, nach welchen sich ihre Bewohner nannten. Diese waren:

das Haus Rothenburg, im J. 1545 durch Johann und Eckebracht von Spiegel z. D. gegründet;

*) wovon der Verfasser ebenfalls eine Kopie hat.

**) Auch eine beglaubte Kopie von dieser besitzt der Verfasser, und ist dieselbe um so merkwürdiger und wichtiger, als es neben dem gedachten Burgfrieden auch zugleich ein Pactum familiae nobilis Ganerbium sive gentilitium zur Conservation des von Spiegel-Deesenberg'schen Mannsstammes in sich fasst.

Digitized by Google

Am 6. Februar 1813 wurde der Bürgermeister Dr. Hermann Heinrich Gries zum Präsidenten der Bürgerschaft gewählt.

Am 7. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Bürgermeister gewählt.

Am 8. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Bürgermeister gewählt.

Am 9. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 10. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 11. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 12. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 13. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 14. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 15. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 16. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 17. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 18. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 19. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 20. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 21. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 22. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 23. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 24. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 25. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 26. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 27. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Arnold Smidt zum Präsidenten des Senats gewählt.

Am 28. Februar 1813 wurde der Senator Dr. Johann Heinrich Albers zum Präsidenten des Senats gewählt.

begte gewesen, ist zwar nicht bekannt geworden, indessen dürfte sie wohl eben nicht reichhaltig ausgefallen seyn. Ein alter Schäfer, der in seiner Jugend die Schafe am Dreysenberge und in dessen Umgebungen lange Jahre hütete, erzählte dem Verfasser vor zwanzig und mehreren Jahren, daß sein Großvater einst behauptet, es lägen in dem Keller des Schlosses noch zehn Fässer Geld verborgen, und kein Mensch könne diesen Schatz heben. Einst wären einige vornehme Herren hinauf gekommen, sich umzusehen, und hätten da gelbe Blumen gepflückt. Auf einmal habe sich die Thür eines Kellers geöffnet. Sie wären in denselben hinab gestiegen, hätten aber nichts als Fässer voll Erbsen, Linsen und Bohnen gefunden, womit sie sich zum Scherz geworfen. Da sey ein kohlen-pech-rabenschwarzer Hund gekommen, habe die herumgestreuten Erbsen und Bohnen sorgfältig wieder aufgesucht, und die Herren wären dergestalt erschrocken, daß sie schnell fortgelaufen, und auch die gepflückten Blumen zurückgelassen hätten. Plötzlich sey eine Stimme erschollen, welche gerufen: Vergesset das Beste nicht! Einem einzigen der Herren wären fünf Linsen in den Schuh gefallen, und als er sie herausgenommen, wären sie zu Goldstücken geworden. Gern wären sie wieder zurückgekehrt, die alchymistischen Erbsen-, Linsen- und Bohnenfässer wieder aufzusuchen, aber nie hätten sie wieder den Weg dorthin gefunden.

Eine andere Volkssage, nach welcher Kaiser Karl der Große gewöhnlich für den ersten Bewohner des Dreysenbergs gehalten wird, erzählt: daß — weil er sich daselbst mehrere

Mal in den Kriegen wider unsre Vorfahren, die rebellischen Sachsen, aufgehalten, und allda ein unterirdisches Hoflager gehabt — er mit den Seinen in diesen Berg gebannt sey, und nun dort an einem steinernen Tische sitze, wo der Bart ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen sey, und würde er noch vor dem jüngsten Tage wiederkommen, um sein verlassenes Kaiserthum von neuem zu übernehmen, und wieder zu regieren.

Noch muß der Verfasser erwähnen: daß eine alte Chronik vom Deesenberge folgendes Wetter-Prognostikon angiebt:

Ist unser Deesenberg ohne Huth
So ist's Wetter schön und gut.
Wann er mit dem Huth versehen
Wird das Wetter nicht bestehen.

Das heißt: wenn der Deesenberg ohne Wolken erscheint, so kann man auf gutes und helles Wetter rechnen; ist er aber mit Wolken überzogen, so giebt es Regen.

Dr. J. P. Rosenmeyer.

Ende des fünften Bandes.

Halle,
gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN

Heinrich Kiel

Pendennis

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands

von

Friedrich Gottschalck.

Zweiter Band.

Halle,

bey Hemmerde und Schwetschke 1823.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
816009
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1918 L

Vorwort.

Ich habe diesem Bande nur einige Worte voranzuschicken, Worte des Dankes an diejenigen, welche durch ihre thätige Beihülfe zum Entstehen desselben mitwirkten. Nur durch solche kräftige Theilnahme aus allen Gegenden unsres herrlichen Deutschlands, wird es möglich seyn, schneller das Werk fortschreiten zu lassen und jedem seiner Bände ein ausgebreitetes Interesse zu verschaffen. Möge mir fortdauernd eine solche Unterstützung werden und jeder, der für mein Unternehmen mitwirken kann, mit zweckmäßigen Beiträgen mich erfreuen.

Daß ich auch in diesem Bande Auszüge aus einzeln erschienenen Burgbeschreibungen lieferte, wird man nicht mißbilligen. Solche kleinen Schriften werden leicht übersehen bei der jetzigen Fluth literarischer Er-

scheinungen, verbreiten sich auch selten weiter, als über die Gegend, für die sie Interesse haben, und so glaube ich, ihren Hauptinhalt hier niederlegen zu müssen in diesem allgemeinen Archive für die Geschichte und Beschreibung deutscher Burgen.

Ballenstedt am 14ten October 1824.

Friedrich Gottschalck,
Herzogl. Anhalt-Bernburgscher Assistenzrath.

Inhalt
des sechsten Bandes.

136. Klopp über Bingen am Rhein, im Hessen-Darmstädtschen . . . . . Seite 1

137. Ehrenfels und der Mäusethurm bei Bingen am Rhein, im Nassauschen 11
(Vom Herrn Kirchenrath Dahl in Darmstadt.)

138. Heldburg bei Hildburghausen im Sachsen-Hildburghäusischen 31
(Vom Herrn E. C. Bauer in Hildburghausen.)

139. Kruckeberg bei Karlshafen an der Weser, im Kurhessischen 47
(Vom Herrn Dr. Usener in Frankfurt a. M.)

140. Güßenburg bei Giengen im Würtembergschen 55

141. Buchfart bei Weimar im Sachsen-Weimarschen 63

142. Hornberg am Neckar im Großherzogthum Baden 71
(Vom Herrn Pfarrer Jäger in Bürg bei Heilbronn.)

143. Hartenberg bei Römhild im Herzogthum Sachsen-Koburg 135
(Vom Herrn Justizrath Appunn in Koburg.)

144. Neuhauß bei Mergentheim im Königreich Würtemberg 149

145. Gleichen bei Oehringen im Fürstenthum Hohenlohe 163

146. Brauneck bei Creglingen im Oberamte Mergentheim des Königreichs Würtemberg Seite 169
147. Oberlauda bei Gerlachsheim im Großherzogthum Baden 175
(Nr. 144 bis 147, vom Verfasser der Nummern 87 bis 91 im 4ten und der Nr. 119—122 im 5ten Bande.)
148. Heimburg bei Blankenburg am Harze, im braunschweigschen Fürstenthum Blankenburg 181
149. Rosenstein bei Heubach im Königreiche Würtemberg 195
(Vom Herrn Dr. F. L. J. Dillenius, Pfarrer in Oberbebingen bei Schwäbisch-Gmünd.)
150. Königstein, Nurings und Falkenstein am Taunus 227
(Vom Herrn Kirchenrath Dahl in Darmstadt.)
151. Münzenberg zwischen Friedberg und Butzbach im Kurfürstenthum Hessen 249
(Vom Herrn Dr. Usener in Frankfurt a. M.)
152—154. Altenstein, Nauenburg und Liebenstein im Herzogthum Sachsen-Meiningen 261
(Vom Herrn Major von Boyneburg-Lengsfeld in Weiler bei Salzungen.)
155. Hohentwiel im Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg, zwischen Konstanz am Bodensee und Schaffhausen am Rhein . . 502
(Vom Herrn Carl Jäger, Dr. und Vikarius in Kornwestheim bei Stuttgardt.)
156. Frankenstein bei Darmstadt im Großherzogthum Hessen 557

136.

Klopp

über Bingen am Rhein, im Hessen-Darmstädtischen.

Doch, wie auch sinniger Blumen Schaar
die mosigen Scheitel dir schmückt,
wie auch der Epheu sein grünes Haar
um deine Glieder gestrickt;
doch wehen noch mächtige Schauerklänge
um deine einsamen Felsengehänge.

Krug v. Nidda.

Digitized by Google

136.

Klopp.

Dicht über dem hessen-darmstädtischen Städtchen Bingen am Rhein, liegen die Ruinen der Burg Klopp, jetzt, mit ihrer Umgebung, Eigenthum des Notarius Herrn Faber in Bingen. In bessere Hände konnten sie nicht kommen. Durch Anordnung und Pflege dieses geistreichen Besitzers *) grünt und blüht alles um und neben den alten Steinmassen, die aus der üppigsten Vegetation ernst hervorragen, als Denksteine aus längst entflohenen Jahrhunderten. Durch seine Sorgfalt wird erhalten, was Kriegeswuth und Zeit stehen ließen von der uralten Veste, und ebene Pfade, von schlanken Weinreben beschattet, führen hin nach allen ihren Theilen, nach Stellen, wo die Aussicht das Auge erquickt, oder nach Ruhepunkten, und überall sind Blumen und rankende Reben die freundlichen Begleiter.

*) Wer kennt nicht sein geniales Binger Taschenbuch!

Der höchste Punkt ist ein alter Thurm, auf welchen eine bequeme Treppe führt. Hier ist's gar schön und herzergreifend. Welcher Reichthum in der ausgebreiteten Landschaft, welche Abwechselung, welche Fülle von Gegenständen, welch himmlischer Erdenfleck!

Der breite, herrliche, mit auf- und niederschwimmenden Fahrzeugen belebte Rheinstrom, wie er durchs weinreiche Rheingau daherfluthet, zahlreiche, an seinen Ufern liegende, freundliche Oerter begrüßt und hier in den engen Thalschlund einströmt, wo klein und gebrechlich der allbekannte Mäusethurm immer noch fest steht, nicht achtend des auf ihn andrängenden Stroms; wo der gefahrlose Binger Strudel seine blauen Fluthen weiß-schäumend färbt, und drüber, am jähen Abhange, zwischen Weinreben die malerischen Ruinen von Ehrenfels wie angeheftet hängen; und rechts die liebliche Höhe des Johannisbergs, hinter ihm die Kuppen des Taunus in bläulicher Ferne und links das Thal der Nahe, die hier dem Rhein sich ergiebt, an deren Ufer die Ruine des Rupertsklosters verwittert, und über welche sich die schöne Drusus-Brücke wölbt, und gegenüber das weitbekannte Rüdesheim mit seinen alten Burgen am Fuße des Berges, den die köstliche Weinrebe schmückt, bis hinan, wo hoher Wald die Gipfel krönt und reiner Sinn für die Freuden der Natur einen offenen Tempel erbaute für jeden, der hier beten möchte und beugen seine Knie vor der Allmacht der reizenden Schöpfung, die hier ausgebreitet liegt: das alles und noch viel mehr, liegt ausgebreitet vor dem Blick vom Thurme der alten Burg Klopp.

Es war an einem Sonntage, als ich in den Frühstunden, beim heiterſten Himmel, hier ſtand, dem Anſchauen der herrlichen Landſchaft mich hingab, alles was ich erblickte, recht tief dem Gedächtniſſe einzuprägen mich bemühte, um mir auf Lebenszeit den Genuß der Erinnerung an dieſe reizende Gegend zu erhalten. Ich verlor mich in Gefühlen, Betrachtungen, Phantaſien, und ſchwärmte mit Gedanken; denn wer möchte wohl ſolch ein Naturtheater ruhig und kalt anſchauen, nicht hingenommen werden von unendlich ſchönen Empfindungen! Da tönte von den Thürmen Bingens harmoniſcher Glockenklang zu mir herauf und — es war der Tag der Frohnleichnamsfeier — Geſang der Prozeſſion, und höher auf ſchwang ſich mein Geiſt zu herrlichen reinen Gefühlen empor, ich ſchwärmte, ich ſchwelgte.

Herrliches, liebes Rheinland! großer Garten der Natur! dein gedenk' ich bis ans Grab, und nur einmal noch vergönne mir das Schickſal dich zu ſehen, in deinen Auen mich wieder zu ergehen, und das Entzücken zu erneuen, das ich hier fühlte und das ich nie vergeſſe.

Wo die Ruinen von Klopp verwittern, da ſtand ſchon zur Zeit, als die Römer hier am Rhein eben ſo herrſchten und hausten, wie in unſern Tagen die Franzoſen, ein Kaſtell. Um das Jahr 13, vor Chriſti Geburt, ſoll es der römiſche Feldherr Druſus erbauet haben, zur Sicherheit und Deckung der Vertheidigungslinie, welche die Römer am Rhein entlang, von Germersheim an, hatten. Es hieß dies Kaſtell Bingium, und ſeine Beſatzung, Milites

Bingenſes. Wahrſcheinlich gab es Veranlaſſung zur Entſtehung und Benennung des Städtchens Binghem, Bingen. Daß Druſus dies Kaſtell angelegt habe, wird faſt zur Gewißheit aus verſchiedenen in und bei Bingen noch lebenden Benennungen. Der Brunnen auf dem Marktplatze heißt der Drayß- oder Druſusbrunnen, das Thor nach Mainz zu heißt das Druſusthor, und die Brücke über die Nahe, Druſusbrücke. Wann und durch wen dieſes Druſus-Kaſtell zerſtört worden, iſt durchaus unbekannt.

Eben ſo unbekannt iſt es, wer nachher auf dieſer Stelle die Burg, deren Ruinen wir noch ſehen, erbaute.

Als Kaiſer Heinrich IV im Jahre 1105 vom Bannſtrahl zerſchmettert, von allen Freunden verlaſſen, das Schrecklichſte erleben mußte, was einem Vater begegnen kann, das Auflehnen des eignen Sohnes, der nach ſeiner Kaiſerkrone ſtrebte, da floh er, als Herumirrender, an die Ufer des Rheins. Hier raffte er nochmals die letzten Kräfte zuſammen, um einen, nach Mainz vom Sohne ausgeſchriebenen, Reichstag zu hindern, oder dort durch die Waffen ſeine Rechte geltend zu machen und den ungerathenen Sohn in die Schranken des kindlichen Gehorſams zurück zu drängen. Das Heer mochte ſtark genug ſeyn, den Gegnern Furcht einzuflößen und der Ausgang ihnen zweifelhaft ſcheinen. Da kroch der heuchleriſche Sohn unbewehrt herbei, warf ſich in Koblenz reuig dem Vater zu Füßen, flehte um Gnade, und das Vaterherz verzieh leicht und gern, berief ſich aber auf den Ausſpruch der Verſamm-

lung in Mainz, wohin Vater und Sohn die Reise antraten.

Unterwegs heuchelte der Sohn Besorgnisse für die Sicherheit des Vaters, dessen Feinde in Mainz zu zahlreich wären, und rieth gleisnerisch an, in der Burg zu weilen, bis er ihm von Mainz Botschaft sende. Der Vater vergaß den Kaiser und ging in die Falle. Kaum hatte er mit einigen Begleitern den Fuß in die Burg gesetzt, als die Pforten hinter ihm sich schlossen, und der Sohn, jubelnd der gelungenen Schandthat, nach Mainz eilte, wo der eingekerkerte Heinrich entsetzt ward.

Die Burg, in welche man Heinrichen zu Bingen lockte, wird zwar nicht deutlicher bezeichnet, noch mit Namen genannt, es kann aber wohl keine andere als Klopp gewesen seyn, da es keine zweite Burg in Bingen gegeben. Es war mithin die Burg Klopp schon im J. 1106 da, hieß aber noch nicht so. Auch im Jahre 1200 wird ihrer erwähnt, aber immer noch ohne Namen, vielleicht daß sie schlechtweg die Burg in Bingen hieß. Erst gegen das Jahr 1282 findet sich der Name Klopp, der ihr, vielleicht zur Bezeichnung dessen, was man von hier aus trieb — klopfte, faustkämpfte — gegeben ward. Am Ende des 13ten Jahrhunderts erschienen die Edlen von Rüdesheim als Burgmänner auf Klopp. Im 14ten Jahrhunderte kommen noch mehrere Vasallen und Burgmänner der mainzischen Veste Klopp vor, unter denen sich selbst Grafen von Sponheim und Wildgrafen befanden, was der Veste damaliges Ansehn beweist. Dieses Ansehn

wuchs besonders durch folgende Begebenheit, die ihr auch den Beinamen der „Unüberwindlichen" verschaffte.

Der Erzbischof Gerhard II von Mainz hatte dem Grafen Adolph von Nassau zur Kaiserkrone verholfen, ihn aber auch, durch die Wahl Albrechts von Oesterreich, wieder gestürzt. Nachdem der Nassauer bei Göllheim Leben und Reich verloren hatte, wollte Gerhard den Oesterreicher, den er auch haßte, weil er die räuberischen Zölle am Rhein abgeschafft wissen wollte, die Wichtigkeit seines Einflusses fühlen lassen. Albrecht errieth jedoch diese Absichten zeitig genug, fiel im Jahre 1301 in das Erzstift ein, besetzte das Rheingau und nahm die wohlvertheidigte Stadt Bingen mit Sturm ein. Die Burg Klopp aber war er nicht vermögend zu erobern, so hart er sie auch bedrängte. Diese tapfere Gegenwehr und Ausdauer verschaffte ihr jenen Beinamen der unüberwindlichen. Im folgenden Jahre, wo der Erzbischof durch einen harten Frieden gedemüthigt war, mußte dieser sie, nebst andern Vesten, dem Kaiser abtreten, und lange nachher erst, unter Kaiser Heinrich VII und Ludwig IV, erhielt sie Mainz zurück. Der vom päpstlichen Stuhle, gegen den Administrator des Erzstifts Mainz, den Erzbischof Balduin von Trier, eingesetzte Erzbischof Heinrich (von Virneburg) mußte dem Mainzer Domkapitel unter andern auch die Burg Klopp abtreten, um seine Anerkennung zu bewirken. Als nach der berüchtigten Kurfehde zwischen Heinrich und seinem Gegner, Gerlach von Nassau — von welcher mehr in der hier folgenden Geschichte der Burg Ehrenfels erzählt wird —

Gerlach nach Heinrichs Tode, 1353, zum ruhigen Besitze des Erzstifts kam, fand er den bisherigen Verweser des Stifts, Cuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, mit einer bedeutenden Summe ab, welche er ihm durch die Verpfändung von Klopp und Bingen gab. Nach zwölf Jahren zahlte Gerlach die Summe baar, und erhielt beide Pfandstücke zurück.

Im 15ten Jahrhunderte kamen, unter der Regierung des Erzbischofs Conrad III, Klopp und Bingen an das Mainzer Domkapitel, in dessen Besitz es sich durch die erzbischöfliche Wahlkapitulation zu bewahren wußte.

Im dreißigjährigen Kriege wurden Bingen und Klopp, 1639, von den weimarschen Truppen unter dem Herzoge von Longueville eingenommen, ein Jahr lang behauptet, und dann von den Kaiserlichen und Mainzern wieder genommen.

Im Jahre 1644 hatten die Franzosen beide besetzt, und zerstörten auch beide im Jahre 1689 gänzlich. Bingen wurde wieder aufgebaut, Klopp zwar wieder etwas hergestellt und von Kurmainz auch mit Soldaten besetzt, aber 1713 sprengte es vollends eben diese Besatzung.

* * *

Wie die Burg Klopp im Jahre 1646 aussah, zeigt uns ein Blatt von Merian in Zeiler's Topographie des Mainzer Erzstiftes. An neuern Abbildungen ist kein Mangel. In den malerischen Ansichten vom Rhein, von Roux; in der Reise auf den Rhein von A. Klebe, 2te Aufl.

Frankf. 1806. 8., in den Ansichten des Rheins von N. Vogt. 1ster Bd. 1804, und in vielen andern Schriften noch, sind Abbildungen zu finden. Unter den vielen einzeln vorhandenen Abbildungen, ist die von Radl und Schütz bei Wilmans in Frankfurt a. M. erschienene die vorzüglichste.

Eigene Bekanntschaft, Dahl's Panorama des Rheinstroms, und Vogt's rheinische Geschichten und Sagen, erzeugten diese Nachrichten von Klopp.

137.

Ehrenfels

und der Mäusethurm bei Bingen am Rhein im Herzogthum Nassau.

Wie öd' und unfruchtbar, o Tod, sind deine Fluren?
Die Vorsicht deiner Grausamkeit
vertilgt sogar von der Vergangenheit
zuletzt der Zukunft noch die mißgegönnten Spuren.

v. Creutz.

Digitized by Google

137.

Ehrenfels
und der Mäuſethurm.

Schon längſt iſt der Rheingau als eins der ſchönſten Länder am Rhein, ja in ganz Deutſchland bekannt. Er iſt ſowohl durch ſeinen vortrefflichen Weinwuchs als durch die mannichfaltigen Ereigniſſe berühmt geworden, die ſich dort zugetragen. Mit einem Blicke kann man ihn von den Anhöhen Ingelheims überſehen, wo Karl der Große ſeinen Pallaſt auf hundert Marmor- und Granitſäulen erbaut hatte. Nebſt dieſer allgemeinen Ausſicht erhält man auf dem Rheine ſelbſt drei vortreffliche Anſichten: bei Biberich, bei der ſogenannten großen Gieſe, und bei Rüdesheim; jede derſelben hat ihre eigenen Schönheiten. Erſt ſanft und lieblich, dann edel und erhaben, gehen ſie endlich bei Rüdesheim und der Burg Ehrenfels ins Große und Schauerliche über. Hier, auf der rechten Seite des Rheins, wölbt ſich der runde Rüdesheimer Berg ſteil zum Rhein herab, und läßt dem Fußgänger (bei großem Waſſer) kaum einen ſchmalen Pfad, durch Hecken und Felſen ſich

windend. Die gleichen Reihen der Weinstöcke und Mäuerchen, zur Stütze des kargen Erdreiches, sind so künstlich herum gezogen, daß man sie mehr der Schönheit als des Nutzens wegen angelegt glaubt. Dem jenseitigen wilden und düstern Ufer gewähren sie einen auffallenden und reizenden Vorgrund. Auf den zwischen den Weinbergen noch hervorragenden Felsenstücken, Bingen und Klopp schräg gegenüber, ruhen die Trümmer des stolzen Ehrenfels *), dessen Geschichte wir nun kennen lernen wollen.

Ehrenfels wurde ums Jahr 1218 oder 19 von dem Rheingauer Vizthume, Philipp II von Bolanden, auf Befehl und auf Kosten des Erzbischofes Sifried II von Mainz, erbaut. Letzterer überließ seinem Vetter **), für seine Bemühung bei des Schlosses Erbauung, den nutznießlichen Gebrauch. Aber der Herr Vetter maßte sich das Eigenthum an, und die Frau Base, Philipps Gemahlin Beatrix, setzte nach seinem Tode die Anmaßung fort. Der daraus entstandene Streit wurde zu Gunsten des Erzstiftes Mainz entschieden, und Beatrix mußte von Ehrenfels abziehen. — Das war freilich nicht galant von dem Erzbischofe, der ohne weiteres das Schloß in

*) Gar schön und lieblich zeigt sich dieses auf dem neuesten Bilde von Ehrenfels, Bingen und dem Mäusethurm, gezeichnet von Schneider und gestochen von Rheinheimer in Frankfurt.

**) Des gedachten Philipps († 1120) Mutter war Sifrieds II Schwester.

Besitz nehmen ließ, welches von nun an größtentheils bei dem Erzstifte blieb. Im J. 1298 wurde demselben von dem deutschen Könige Albert von Oesterreich ein privilegirter Rheinzoll bei dem Schlosse Ehrenfels gestattet, der in der Folge sehr einträglich wurde, ungeachtet er nicht gerade der erste daselbst war.

Bekanntlich hatte Erzbischof Gerhard von Mainz dem Grafen Adolph von Nassau zur Kaiserkrone verholfen, und ihn durch die Wahl Albrechts von Oesterreich auch wieder gestürzt; allein er mußte bald die Strafe dafür von eben dem fühlen, den er begünstigt hatte. Albert, der König, zeigte sich ganz anders gegen ihn (wenigstens in der Folge seiner Regierung), als Albert, der Herzog. Statt den Erzbischof Gerhard und dessen Mitkurfürsten am Rheine zu bereichern und zu erheben, wie sie dachten, berief er sie vielmehr im J. 1301 auf einen Reichstag nach Nürnberg und forderte von ihnen die Einschränkung ihrer Zölle am Rhein, und Gehorsam gegen die Gesetze des Reichs. Ergrimmt über diese Anmuthungen des Kaisers, stieß der Erzbischof Gerhard, auf einer Jagd mit den übrigen Kurfürsten, in sein Horn, mit den Worten: „Aus diesem Horn will ich bald einen andern Kaiser „herausgeblasen haben." Er beredete die übrigen Kurfürsten zu einer Versammlung auf den Königstuhl nach Rense, wo dem Kurfürsten von der Pfalz der Auftrag ertheilt wurde, vermöge seines Amtes Albrechten zu richten, und ihn des Thrones verlustig zu erklären. Diese

sonderbare Verhandlung — bis jetzt ohne Beispiel — machte die Kurfürsten bei den übrigen Ständen des Reichs verhaßt, und verschaffte Albrechten einen großen Anhang. Mit einem starken Heere zog der Kaiser im Jahre 1301 nach dem Rheine, und fiel die Länder seiner Feinde auf drei Seiten zugleich an. Hauptsächlich aber richtete Albert seine Waffen gegen das mainzische Gebiet, weil dessen Erzbischof Gerhard das Haupt und der Anstifter der ganzen Verschwörung war. Er nahm den Rheingau mit Gewalt ein und zerstörte die Schlösser desselben. Hierauf setzte er über den Rhein, belagerte und eroberte die Stadt Bingen. Alberts Bundesgenossen und dessen eigene Truppen waren eben so glücklich in den Ländern der drei übrigen rheinischen Kurfürsten. Diese nun von allen Seiten in die Enge getrieben, mußten sich, 1302, zum Frieden bequemen, und der stolze Gerhard war gezwungen, demüthig zu dem Kaiser nach Bingen zu kommen, und um Verzeihung zu bitten. Diese erhielt er, jedoch unter der traurigen Bedingung, die Städte Bingen und Lohnstein, mit den festen Burgen Klopp, Ehrenfels, Scharfenstein und Lahneck, dem Kaiser zu überlassen, welches alles erst später, und nur nach und nach, an das Erzstift wieder zurück kam. Namentlich konnte das Schloß Ehrenfels erst im J. 1314 Erzbischof Peter erhalten, und zwar anfangs nur pfandweise und zur Tilgung gewisser Schuldforderungen. Eine Zeitlang war auch Ehrenfels an den Kurverweser Kuno von Falkenstein versetzt, und wurde erst 1356 wieder eingelöst. Auf welche Art einst dieser Kurverweser

sein

sein Heil auf Ehrenfels suchen mußte — verdient einer nähern Erwähnung.

Kuno wohnte im J. 1350 auf der Burg Klopp über Bingen. Die damals aufrührischen Bürger dieser Stadt wollten den Reichsverweser aufheben und zu sich in gefängliche Haft bringen. Sie überlisteten und überrumpelten die Wache des Schlosses, und drangen bis an sein Bett, worin er eben noch schlief. Klug wie eine Schlange und zahm wie ein Lamm, gab er gute Worte, versprach alles zu thun, was sie verlangten, nur bat er, ein wenig aus dem Zimmer zu gehen, daß er sich ankleiden könne. Ersteres geschah, allein — ohne das letztere zu thun, benutzte Kuno den Augenblick, durch ein Fenster in den Burggraben zu springen, was ihm auch glückte. Unbeschadet, aber im Hemde, entfloh er seinen Feinden und kam glücklich nach Ehrenfels. Wüthend verließen die Bürger das Schloß Klopp, als sie sich von dem schlauen Kuno überlistet sahen. Daß sie es nicht besetzt hielten — war ihr Unglück. Besser verwahrt wurde nun solches und tapfer vertheidigt, als sie zum zweiten Mal den Versuch wagten, es zu überrumpeln. Förmlich belagern mußten sie es, da sie sich einmal vorgesetzt hatten, es zu nehmen und für sich zu behalten. Kuno hörte zu Ehrenfels in seinem Schlafgemache das Geklirr der Waffen, das Geschrei der Bürger, das Geläute der Glocken in Bingen; und als daraus sehr deutlich er merkte, daß man gegen das Schloß Klopp einen nächtlichen Ueberfall wagen wollte, setzte er sogleich mit einem Trupp entschlossener Burgmän-

ner und Söldner über den Rhein, rückte mit schnellen Schritten zur Festung heran, und war unter den Kühnen der erste, welche in den Graben sprangen, um den Belagerten Hülfe zu schaffen. Glücklich kamen sie hinauf zur Burg, welche Kuno nun selbst zu vertheidigen übernahm. Der Sturm der Bürger wurde abgeschlagen, und letztere, durch einen Ausfall, in die Flucht gejagt. Nachdem auf diese Art die Burg gerettet war, ließ Kuno strenges Recht über die aufrührischen Bürger ergehen. Die Rädelsführer wurden aus der Stadt gejagt, und Kuno kehrte nach hergestellter Ruhe wieder nach Ehrenfels zurück. Von dieser Zeit an gewann dieses Schloß immer mehr Reize für die Kurfürsten von Mainz. Zu einem Hoflager wurde solches förmlich eingerichtet und mehr befestiget. Johann II, Konrad III, Dieterich (von Erbach), Diether (von Isenburg) und Adolph II (von Nassau) hielten sich gern darin auf, und datirten von dort aus viele Urkunden. Ja, nach dem Tode Johanns II versammelte sich darin das ganze Domkapitel, und wählte Konrad III im J. 1419 zum Erzbischofe und Kurfürsten. Auch wurde in das feste Ehrenfels zuweilen der Domschatz zu Mainz in Kriegszeiten geflüchtet, wovon wir im J. 1374 ein Beispiel finden.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Ehrenfels, so wie der ganze Rheingau, starke Stöße auszuhalten. Bereits im Jahre 1631 nahmen es die Schweden ein, und ließen die Besatzung über die Klinge springen. Nach abwechselndem Glücke, wo das Schloß bald Kaiserliche, bald Baiern,

bald wieder Schweden, zur Besatzung erhielt, blieb es endlich, nach dem Jahre 1639, in den Händen der Kaiserlichen, die es nach geendigtem dreißigjährigen Kriege (1648) den Mainzern wieder einräumten. Fälschlich ist daher, was man in verschiedenen Geschichtbüchern liest, daß die Schweden bei ihrem Abmarsche, 1635, Ehrenfels abgebrannt und zerstört hätten. Es stand noch im J. 1646 ganz unversehrt, wie wir auf dem schönen Merianschen Kupferstiche (in der Topographie des Erzstiftes Mainz) ersehen. Nur ein, wie mir scheint, älteres Gebäude bei dem Zollhause scheint früher ruinirt oder abgebramnt worden zu seyn. Es war, wie man dort sieht, in der That ein sehr festes, mit hohen Thürmen, doppelten Mauern uud Bastionen wohl verwahrtes Schloß. Wahrscheinlich ging es mit dem Schlosse Klopp zu gleicher Zeit zu Grunde, nämlich im J. 1689, und hat seinen Ruin den Franzosen zu verdanken.

Ehrenfels war nicht allein stets mit einer guten Besatzung versehen, sondern hatte auch, in früheren Zeiten, seine eigenen Burgmänner, worunter sich eine adelige Familie sogar davon nannte. In einer Stralenbergischen Urkunde vom J. 1291, kommt ein Heinrich v. Ernvels, und derselbe oder sein Sohn, Heinrich v. Erenvels, in einer pfälzischen Urkunde vom J. 1314 vor. Letztere ist zu Lorch im Rheingau ausgestellt, und wird es um deshalb noch wahrscheinlicher, daß gedachter adeliger Zeuge Burgmann auf Ehrenfels war und sich davon nannte.

Eine Merkwürdigkeit vom Schlosse Ehrenfels, welches man unter dem Namen Ehrenstein in einigen Urkunden findet, ist die, daß auf demselben der erste Feuerschütze (Ignis Sagittarius) sich aufhielt, welcher das Mainzische — und vermuthlich auch der erste, welcher Deutschland betreten hat. Ihn zeigt uns eine Urkunde vom J. 1344, und also noch vor Berthold Schwarz, welcher das Pulver soll erfunden haben, und damit erst im J. 1380 aus Deutschland zu den Venetianern kam *).

Der sehr beträchtliche Zoll zu Ehrenfels, der, wie gesagt worden, durch die Privilegien des Königs Albrecht erst seine rechte Kraft erhielt, ward in spätern Zeiten an das Domkapitel zu Mainz versetzt, und nie wieder ausgelöst. Nach Zerstörung des Schlosses Ehrenfels kam er

*) Die Urkunde, welche uns Schunk in den Beiträgen zur Mainzer Geschichte, I. Band S. 39, geliefert hat, lautet wörtlich also: „Archiepiscopus Mogunt. (Hen„ricus III) Tibi Ludovico nostro in Ehrenfels „Thelonario mandamus, quatenus absque mora „Ignis Sagittarium, videlicet (Furschutzen) tecum „in Ehrenfels commorantem ad nos Aschaffenbur„gum cum omnibus suis praeparamentis transmit„tere non ohmittas et dicas sibi, si aliquem in sua „arte similem sciat, quod illum una secum addu„cat. Datum Aschaffenburgi ipsa die beatorum „Symonis et Judae Apostolorum. Et necessaria se„cum ad artem suam nostro nomine emas et pro „cures. Dat. ut supra. Anno Dni M.CCCXLIIII."

nach Bingen; jedoch haftete die Zollgerechtigkeit noch immer auf den Ruinen des Schlosses. Letztere waren bei der Ankunft des Kaisers von Oesterreich zu Bingen am 25. September 1818 mit 30,000 Lampen, und das ganze Rheinufer bis Rüdesheim durch 6 Pechpfannen erleuchtet, welches einen Anblick ohne gleichen gewährte *).

So viel vom Schlosse Ehrenfels. Wir kommen nun zu dem

Mausthurm.

Der sogenannte Mausthurm steht auf jede Art mit der Burg Ehrenfels in der nächsten Verbindung; von ihm muß also auch hier die Rede seyn. Von diesem Thurme liest, schreibt, kauet und wiederkauet man noch immer eine alte abgeschmackte Fabel, die, so widersinnig sie auch ist, doch noch geglaubt wird. Ungeachtet ich vermuthe, daß sie den Lesern der Ritterburgen ziemlich bekannt seyn wird,

---

*) Was ich über Ehrenfels gesagt habe, ist entnommen aus den bewährtesten Schriften, nämlich von Gudenus, Joannis, Schunk, dem Theatro Europaeo u. m. a. — Die schönste Ansicht des bemeldeten Schlosses, wie es noch im J. 1644 gewesen, hat uns Merian (in Topographia Elector. Mog.) geliefert. Neuere Ansichten von den Ruinen hat man mehrere, besonders eine schöne kleine von Schütz, in den malerischen Ansichten des Rheins (Frankfurt 1806), und die schon benannte sehr liebliche und deutliche von Schneider.

so will ich sie doch denselben noch einmal auftischen und zwar in Knittelversen aus dem Froschmäusler, gar seltsam und schrecklich zu lesen. Sie lauten also:

Fürwahr es ist kein Zweifel dran,
Daß die Maus gar wohl schwimmen kann;
Denn als Hatto Bischoff von Mentz
Das Korn sammelt in seiner Grenz,
Und arme Leuth kamen gelaufen,
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,
Versperrt er die in eine Scheu'r,
Und ließ sie verbrennen im Feu'r.

Als aber die gefangenen Mann
Ihr Jammergeschrei fingen an,
Lacht der Bischoff von Herzensgrund,
Sprach mit seinem gottlosen Mund:
„Wie schön können die Kornmäus singen!
„Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen."
Von Stund an sah er Abentheu'r,
Die Mäus liefen zu ihm vom Feu'r,
So häufig, daß Niemand konnt' wehren,
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut er mitten im Rhein
Einen hohen Thurm von rotem Stein,
Den Euer Viel haben gesehen,
Darauf den Mäusen zu entgehen.
Aber es war verlorne Sach,
Sie schwummen ihm mit Haufen nach,
Stiegen muthig den Thurm hinauf,
Fraßen ihn ungebraten auf.

So wie diese Verse, lautet auch ungefähr die Legende, die man davon kennt, welche aber bei dem gänzlichen Stillschweigen der gleichzeitigen Schriftsteller, die von dem Erzbischof Hatto II absichtlich geschrieben, bei dem Lobe, welches ihm dagegen die Fuldaer Annalen und Geschichtschreiber beilegen, bei dem schwankenden Urtheile der neueren Schriftsteller, bei der großen Unwahrscheinlichkeit und physischen Unmöglichkeit, welche in der Sache selbst liegen, billig als eine schändliche und verläumderische Fabel angesehen, und, nach dem Serrarius, der den Ungrund derselben sehr schön bewiesen hat, mit Recht eine *infamis narratio* genannt wird *). Um diese völlig zu entkräften, will ich kürzlich dasjenige anführen, was gegen jene abgeschmackte Legende gesagt werden kann und — gesagt werden muß.

Hatto II, der angebliche Schandbischof, war, ehe er Erzbischof zu Mainz wurde, Abt zu Fulda; dort regierte er nicht allein zwölf Jahre lang sehr löblich, sondern er stand auch bei Kaiser Otto dem Großen in bedeutendem Ansehn. Der Kaiser konnte fast ohne ihn nicht seyn. Auf allen seinen Reisen begleitete ihn Hatto. Auf den Reichstagen zu Regensburg und Worms (in letzterem wurde Otto der Sohn des Kaisers, 961, zum Reichsnachfolger erklärt), und bei der Kaiserkrönung zu Aachen war Hatto bei dem Kaiser. Dieser schickte ihn hierauf, in der Eigenschaft als Reichsmarschall, nach Italien, um dort die Zubereitungen

*) Joannis S. R. Mog. T. I. p. 440 seq.

zum kaiserlichen Hoflager zu machen. Bei der bald hernach erfolgten Krönung zu Mailand war Abt Hatto nicht allein gegenwärtig, sondern er unterzeichnete auch jene merkwürdige Urkunde, durch welche der Kaiser dem Papste Johannes XII die Erbschaft des heil. Peters bestätigte. Im Jahre 965 kam er aus Italien zurück, reiste aber im folgenden Jahre abermal mit dem Kaiser und dem römischen Könige dahin und nach Rom ab. Von dem Könige Otto II eben so geliebt, als von dessen Vater, erhielt er durch Vorschub des ersteren im J. 968 die Würde des ersten Erzbischofes in Deutschland, und er bestieg den heiligen Stuhl zu Mainz, auf welchem er jedoch nur zwei Jahre saß, im J. 970 eines sanften Todes starb, und in die St. Albanskirche bei Mainz begraben wurde. — Das ist nun die kurze aber wahre Lebensbeschreibung Hatto's II. Wie paßt aber auf diesen braven und allgemein geschätzten Prälaten die ihm angedichtete infame Behandlung der Armen und Nothleidenden? Wie sein unglücklicher und schmählicher Tod? Schon Juvenal sagt in seiner zweiten Satyre: „Niemand wird auf einmal ganz lasterhaft." Hatto war als Abt zu Fulda zwölf Jahre lang sehr brav. Soll er nun in einem Jahre als Erzbischof so schrecklich und unbarmherzig und niederträchtig geworden seyn? Doch — gesetzt auch, er sey es geworden, die Rache Gottes habe ihn hierauf durch die Mäuse schnell verfolgt, und er sey gezwungen worden, einen Thurm mitten auf dem Rhein zu seiner Sicherheit zu erbauen: konnte dieses wohl in einem Jahre ge-

schehen? Wer den Mausthurm und dessen felsenfestes Gemäuer gesehen, wird den Kopf gewaltig schütteln, und mit — nein antworten. Aber — auch das Unmögliche als möglich zugegeben, so fragt sich: Wo hat sich Hatto bis zur Vollendung des Thurmes aufgehalten, wo und wie sich vor der Verfolgung der Mäuse gesichert? Ja — wird mancher hier denken, daran habe ich freilich noch nicht gedacht, und daran haben auch alle die Topographen und Reisebeschreiber nicht gedacht, die jene abgeschmackte Legende auf Treu und Glauben eines boshaften Mönches nachgeschrieben haben. Daß aber dieser Mönch — sey es wer es wolle — nicht einmal der Erfinder jenes elenden Märchens von dem Mäusefraße gewesen, solches kann man bei dem mainzischen Geschichtschreiber Johannis (R. M. T. II, 446.) ausführlich lesen. Auch Froschmäusler singt hiervon in sauberen Reimlein:

Pompil, den Andern dieses Namens,
König in Poln, der seines Stammes
Alle Verwandten umgebracht,
Tödten die Mäus mit ihrer Macht.

Dieser König hatte zwar auch alle Vorsicht angewendet, um sich vor den Verfolgungen der Mäuse zu sichern. Er läßt ein Feuer um sich her dammen, aber — Sie laufen durch Kohlen und Flammen. Er läßt sich führen in das Meer, allein — Sie schwimmen nach mit großem Heer. Er steigt auf den Thurm Krozwizka, doch — Die Mäus steigen mit Haufen nach, — Durch Fenster, Thüren und

Gemach, und — Fressen ihn, sein Weib und zween Söhn *).

Aller weitern Bemerkungen mich enthaltend, schreite ich zur Etymologie des Namens Mausthurm. Dieser Thurm, dicht am Bingerloch und dem Rheinzolle zu Ehrenfels erbaut, war, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, nichts anderes, als ein zur Sicherheit und Beschützung der Rheinfahrt und zu Durchsuchung der vorbeifahrenden Schiffe und Personen (wegen des Zolles) angelegter und mit Muserie, d. i. mit Geschütz, in der Folge versehener Musethurm, welcher nur aus Un- oder Mißverstand des Wortbegriffes in einen Mausthurm verwandelt worden ist. In der gothischen Sprache wird unter dem Worte Mus, Musa, Mus-ysar nur ein Harnisch angedeutet. In Deutschland erstreckte sich der damit verbundene Begriff noch weiter. Mushaus, Moshuß, und Maushuß kommt gewöhnlich als ein großes oder kleines befestigtes Gebäude, und oft auch als Zeughaus vor. So z. B. hieß das in der mainzischen Vorstadt Filzbach ehedem gestandene städtische Zuchthaus Mosehuß, und in Lübeck und Braunschweig wurden die zur Aufsicht über das Stadtgeschütz (die Muserie) bestellten Rathsherren Musemeister genannt **), wovon die Worte

*) S. Aehrenlese aus der Vorzeit, von Haupt, S. 177.

**) v. Ihré Glossar. Suevo-Gothic. P. II. p. 209. — v. Leibnitz, Script. rerum Brunswic. T. III, 554. — Haltaus, Gloss. voce Mus-haus. — Mencken, Script. R. Germ. — Schöttgen, R. Sax. — Schminken, Monum. Hass. etc.

Musket und Muskedonner noch Abkömmlinge sind. Diese Ableitung des Namens Mausthurm ist gewiß besser, als jene von Mausen, auflauern, oder von Rauben. Am allerwenigsten darf jene von Mauth (Mauthsthurm) hier angenommen werden. Der Rhein kennt oder kannte, wenigstens vormals, das Wort Mauth gar nicht, und hatte also keine Mauthsthürme, sondern Zollthürme.

Was die Zeit der Erbauung des Mausthurms betrifft, so haben Einige, da es doch mit Hatto II nicht recht gehen wollte, solche bei dem Erzbischofe Willegis, dem zweiten Nachfolger Hatto's, gesucht *). Bestärkt wurden sie in ihrer Meinung durch die Verse, welche ehemals um den Thurm der St. Stephanskirche zu Mainz angeschrieben gewesen, und die, einer elenden Abschrift zu Folge, also lauten sollten:

Pontem construxit apud *Aschaffburg*, bene duxit
Ac pontem per *Naha* miles quoque transit verna.
Et bene Necesse prope *Bing-Mausen* dedit esse **).

Allein — nach einer andern und bessern Abschrift aus dem Anfange des 13ten Jahrhunderts liest man den letztern Vers also:

Et bene Necesse prope *Binguuensem* dedit esse ***).

---

*) Er regierte von 975 — 1011.

**) Joann. I, 457. Rhein. Antiquarius, S. 666.

***) Bemeldete Abschrift aus dem 13ten Jahrhundert in Codice membran. manuscripto findet sich in Officio de S. Willegisio, gedr. bei Küchler in Mainz.

Dieſe Worte lehren uns, daß an den Mausthurm gar nicht gedacht worden ſey, ſondern dieſer Zuſatz ſollte nur die große Nothwendigkeit einer Brücke bei Bingen (prope Bingwenſem civitatem) anzeigen. Die alte römiſche Brücke daſelbſt war, wie es ſcheint, damals ſchon zerſtört.

Der gegenwärtig auf einer Inſel des Rheins, in der Nähe von Bingen und zunächſt am Bingerloche und dem Schloſſe Ehrenfels, noch ſichtbare Mausthurm kann alſo weder dem Erzbiſchofe Hatto II, noch dem Willegis zugeſchrieben werden. Er iſt vielmehr ein Werk des dreizehnten Jahrhunderts und ganz gleichzeitig mit dem Schloſſe Ehrenfels, mithin um das Jahr 1219 erbauet. Schon eine bloße Vergleichung der Bauart und Bauzierrathen an beiden Gebäuden zeigt auch einem Ungeweihten in der Baukunſt, das weder eins noch das andere einen Baumeiſter des zehnten Jahrhunderts — mit größerer Gewißheit aber einen und den nämlichen aus ſpäterer Zeit verrathe *).

Der Mausthurm ward ſtets als eine Vormauer von Ehrenfels betrachtet, daher auch ſolcher gewöhnlich, beſonders zu Kriegszeiten, mit Geſchütz (Muſerie) und

*) S. die Abbildung beider Gegenſtände in Merians Topographie, und jene des Mausthurms im Rhein. Antiquarius S. 662. Sogar die vieleckige Form findet ſich am Mausthurme wie an dem noch ſtehenden Thurme zu Ehrenfels.

Mannschaft besetzt und versehen war. Sein Schicksal war daher auch stets mit jenem des Schlosses verkettet, und sobald letzteres einmal in Verfall kam, ging es dem Mausthurme nicht besser. Ohne Dach, trauernd und öde steht er nun da, aber

Selbst im Versinken noch zeuget des Mausthurms altes Gemäuer
Von dem eisernen Sinn derer, die es gebaut *).

*) Was ich oben von den Ansichten des Schlosses Ehrenfels gesagt habe, gilt auch vom Mausthurme.

Dahl.

Digitized by Google

138.

Heldburg

bei Hildburghausen im Herzogthum Sachsen-Hildburghausen.

Doch Menschenwerk zerfällt;
Dem Arm der Zeit erlag
Die Heldenburg.
Wie manche hohe That
Versank in Dunkelheit!
Der alt bemooste Thurm
Erzählt sie nicht.

J. G. Jacobi.

Digitized by Google

138.

Heldburg.

Zwei Meilen südlich von Hildburghausen, den Trümmern des einst berühmten Bergschlosses Strauf nicht volle zwei Stunden gegenüber, findet man die Heldburg. Düster trauernd, ihrer gänzlichen Hinfälligkeit nahe, schaut sie mit mehr als hundert nackten starren Fensteröffnungen dort von der Spitze eines mäßig hohen Berges herab. Wehmüthig naht sich ihr der Wanderer, innigst bedauernd, daß man ein Gebäude eingehen ließ, für welches es, sowohl seiner alterthümlichen, verschiedenartigen Bauart, als vorzüglich seines weiten Gelasses wegen, ewig schade ist, und das bei seiner Festigkeit sicher Jahrhunderte noch der Zeit getrotzt haben würde, hätte man Dach und Fenster in gehörigem Zustande zu erhalten nicht versäumt.

Der felsige, ziemlich steile Berg, auf welchem das Schloß ruht, ist, die Mittagsseite ausgenommen, mit dichtem Buschholze bewachsen, und erhöht, besonders wenn man demselben von Norden, wo die Burg durch ihre Einfachheit gefällt, sich nähert, die Reize der Umgegend ungemein. Südwestlich von demselben breitet sich die

Thiere Zeichnen und Zeichnen der Thiere nach Skeletten. Wir werden nun Beyſpiele, die Vorſtellungsarten eines Menſchen Zeichnens, vor Augen ſtellen. Es ſey zu dem Ende der Menſch, welcher Gliedmaßen und Theile, Muskeln, Sehnen, Knochen, Gelenke, Ringe u. ſ. w. nach der Natur gut gezeichnet, Bewegungen hat, wo man bey Augen ſieht, wenn Thiere Bewegungen machen, und wenn man ihre Gliedmaßen, Muskeln und Sehnen ſpannet, und nachahmet, wie man ſie bey Augen ſieht, wenn Thiere ſich bewegen, und wie ſie ſich verändern, wenn man ihre Gliedmaßen und Theile

und geringere Dienstmagde, sowie auch einen Kapellmeister, welcher, wenn er es verstand, auch Unterricht in der Musik ertheilte. Ferner gab es noch, wie bereits Thomas Platter erwähnt, einen Lehrer, der in der Kunst des Fechtens unterrichtete. Auch ein Tanzmeister durfte nicht fehlen. Dieser hatte Acht auf die Haltung, Bewegung und Geberden seiner Schüler zu geben und sie zu ermahnen, sich ehrbar und züchtig zu halten. Ausserdem hatte er darauf zu sehen, dass sie nicht zu viel Confect assen, und keine Speisen zurückschickten, damit sie nicht Anderen zum Ekel vorgesetzt würden. Ferner sollte er sie ermahnen, dass sie ihre Kleider nicht zu kurz machten, damit sie nicht Anderen Anlass zu Spott und Gelächter gäben, sie sollten sie vielmehr lang und ehrbar machen. Ausserdem hatte er sie zu ermahnen, dass sie nicht zu viel Confect assen, und keine Speisen zurückschickten, damit sie nicht Anderen zum Ekel vorgesetzt würden.[1]

Wenn also Thomas Platter im Allgemeinen seine Lehrzeit als eine gute bezeichnet, so ist dies nur in Bezug auf die Behandlung und Verpflegung zu verstehen. Was aber die Lehrmethode anbelangt, so war sie eine sehr mangelhafte. Es wurde nämlich nicht auf die Individualität des Schülers Rücksicht genommen, sondern Alle mussten denselben Unterrichtsstoff lernen, ge-

[1] Vergleiche zu dem Obigen das Schulreglement für 1579 in Fr. Zschokke, Geschichte des Aargaus, S. 417.

Jahren hat, um sie wirksam zu treffen, so muß man sich ihrer Eigenthümlichkeit bedienen, und wie sie, wenn sie sich ihrer Kraft bewußt sind, so wird man sie, wenn sie sich ihrer nicht bewußt sind, zu leiten wissen.

Der Geist kann zwar den Körper, wie Plato sagt, wie ein Werkzeug gebrauchen, aber dieses Werkzeug ist nicht todt, sondern lebendig, und hat seine eigenthümliche Kraft, die, wie sagt Bacon, Geist von dem Körper, wie in Gemeinschaft, empfangen hat, und diese Kraft ist, daß man den Körper der meisten Thiere verändern, ihn gleichsam neu schaffen kann, wenn man nur weiß, wie man es anfangen muß, um in Thieren neue Organe zu bilden, neue verborgene Gefühle hervor zu rufen. Es kann die geistige Kraft Eigenschaften der Thiere verändern, sie mit einander, vermischen, Thiere, die einander nicht leiden, zu den innigsten Freunden, ihre wildesten Triebe, ihre Liebe, Sorgfalt, und Treue für ihre jungen pflegen, ihre Wuth, ihre Grausamkeit, ihre Furcht, Feindschaft und Flucht, ändern.

Schmeichler, Thieren den Kopf, und ihre Gedanken, Schmeichler Menschen, und ihre Gedanken, Thieren den Kopf, Thiere in ihrer Einfalt bestärken, und Menschen in ihrer Einfalt, Thiere in ihrer Wildheit, Menschen in ihrer Wildheit, Thiere, die einen Hunger haben, Menschen, die einen Hunger haben, Thiere, die einen Durst haben, Menschen, die einen Durst haben, Thiere, die einen Ekel haben, Menschen, die einen Ekel haben, Thiere, die einen Schlaf haben, Menschen, die einen Schlaf haben, Thiere, die einen Tod haben, Menschen, die einen Tod haben, Thiere, die einen Schmerz haben, Menschen, die einen Schmerz haben, Thiere, die einen Trieb haben, Menschen, die einen Trieb haben, Thiere, die einen Geschmack haben, Menschen, die einen Geschmack haben, Thiere, die einen Geruch haben, Menschen, die einen Geruch haben, Thiere, die einen Gesichtssinn haben, Menschen, die einen Gesichtssinn haben, Thiere, die einen Gehörsinn haben, Menschen, die einen Gehörsinn haben, Thiere, die einen Tastsinn haben, Menschen, die einen Tastsinn haben, Thiere, die einen Gemeinsinn haben, Menschen, die einen Gemeinsinn haben, Thiere, die einen Verstand haben, Menschen, die einen Verstand haben, Thiere, die einen Willen haben, Menschen, die einen Willen haben, Thiere, die einen Affect haben, Menschen, die einen Affect haben, Thiere, die einen Trieb haben, Menschen, die einen Trieb haben, Thiere, die einen Instinct haben, Menschen, die einen Instinct haben, Thiere, die einen Sinn haben, Menschen, die einen Sinn haben, Thiere, die einen Geist haben, Menschen, die einen Geist haben, Thiere, die einen Körper haben, Menschen, die einen Körper haben, Thiere, die einen Leib haben, Menschen, die einen Leib haben, Thiere, die einen Leib haben, Menschen, die einen Leib haben, Thiere, die einen Leib haben, Menschen, die einen Leib

wozu auch das jetzige Archiv und eine Kammer mit alten Waffen gehören, sind erhalten und noch bewohnbar, und einige andere könnten mit geringem Kostenaufwande wieder hergestellt werden.

Der Heidenbau beurkundet in seiner einfachen, geschmacklosen Bauart sein hohes Alter. Außerordentlich starke Wände mit Basteien und nur einigen kleinen Fensterhöhlungen versehen, an denen die Zerstörungskraft zu ermatten scheint, zeichnet ihn vor den andern Gebäuden merklich aus. Ein Theil desselben diente früher zu einem Pferdestall, jetzt befindet sich in ihm die sehr kleine Schloßkirche; der andere Theil mochte hauptsächlich zu einem Heu-, Stroh- und Getreidemagazin bestimmt gewesen seyn. Eine breite, aber beschädigte Treppe führt in seine zwei an einander stoßenden, großen Keller, von denen der vordere neuern Ursprungs zu seyn scheint; der hintere, ein uraltes, meisterhaftes Kreuzgewölbe, einige Schuh hoch in Felsen gehauen, ruht kühn auf einem dicken Pfeiler, und ist sicher mit dem Heidenbaue, als dessen Grundlage, zu gleicher Zeit erbaut worden, denn Steine und Felsen sind, durch die Länge der Zeit, wie in einander verschmolzen. An solchen alten Werken, die man eher für ein Spiel der großen Natur, als für menschliches Machwerk halten möchte, zeigt sich sprechend der Charakter unserer Ahnen. — Ein hoher steinerner Thurm soll sich, im Hofe, am Heidenbau erhoben haben, wo jetzt eine hölzerne Wand eingezogen, doch nicht ausgebaut ist. Er wurde, da er den Einsturz drohte, neuerdings weggerissen.

Die ebenso klaren und ruhigen als auch ausdrucksvollen Gesichter, von denen jedes seine eigene Art und Weise besitzt, sich zu äußern, und von einem Schleier leicht, wie von dem Hauch der Luft, umflossen erscheinen. Es ist das Heft geschlossen. Aber, wenn wir es aufschlagen, so finden wir auf der ersten Seite Worte von Goethe, die uns sagen, daß wir hier eine Arbeit vor uns haben, die ihre Entstehung dem Studium der antiken Kunst verdankt. Goethe sagt: „Wenn ich auch jetzt sage, manche der Figuren seien nach Antiken gebildet, so will ich damit nicht behaupten, daß sie Kopien nach Antiken seien. Sie sind ganz aus dem Innern entsprungen und nur, wie es entsprungen, so sind sie da." Und weiter: „Wenn ich sage, sie seien nach Antiken gebildet, so will ich damit nicht behaupten, daß sie Kopien nach Antiken seien. Sie sind ganz aus dem Innern entsprungen und nur, wie es entsprungen, so sind sie da."

Diese Worte sind so klar, daß sie jeder Erklärung spotten. Goethe, selbst ein großer Künstler, Goethe, der Künstler, in dessen Brust sich Poesie und Malerei die Hand reichten, Goethe, der Dichter, der Maler, der große Schauspieler, er hat diese Worte geschrieben.

Schon Goethe will sich bei diesen und ähnlichen Arbeiten, nicht Antiken schaffen, er will nicht

Stock besteht aus den Küchen, das obere aus mehreren Zimmern und in seinem Schooße enthält es Gewölbe, Vorrathskammern, Gänge ꝛc. — An der äußern Ecke, zwischen der Küche und dem Thorhause, steht der starke, runde, sogenannte Hexenthurm. Man gelangt in ihn durch eine kleine, mit zwei Thüren versehene Oeffnung, 8—9 Schuh hoch über der Erde. In dieser Höhe hat er, dem Eingange gleich, eine Abtheilung, durch welche in der Mitte ein viereckiges Loch in den untersten Raum des Thurmes, in das grauenvolle Burgverließ hinabgeht. An der Decke dieser Abtheilung ist ein eiserner Haken, woran das Seil, mit welchem die Gefangenen in die Tiefe hinabgelassen und aus derselben herausgezogen wurden, befestigt war. Der obere Theil des Thurmes steht mit den Zimmern in Verbindung.

In Rudolf's Gotha diplomatica wird über alles dieses gemeldet: „Daß man vom hintern und mittlern Bau, „wenn und von wem sie erbauet worden, keine Nachricht „habe; den neuen Stock aber, vom hintern Thor an„fahend, herfür an die Silberkammer stossend, sammt „2 Wendelstiegen und 2 Ausladungen darinnen, ingleich „den grossen Schneckenthurm, des Haußmanns (wahr„scheinlich Burgwächters) Thurm, auch den äussern „Thurm uff den Ecken, darin das Gefängniß, und die „Fürsten- und andere Gemach in den alten Häusern, von „der Silber-Kammer anfahend, bis hin an die grosse „Küche gehend, hat Herr Johann Friedrich der Mittler,

„Hertzog zu Sachsen, anno 1560 und in nachfolgenden „Jahren erhauen lassen ꝛc.“

Eine Kapelle hatte die Heldburg schon im Papstthume; da aber das Schloß 1560 mit neuen Gebäuden versehen und erweitert wurde, so weiß man nicht mehr die Stelle, wo diese gestanden hat. Dagegen soll, der Sage nach, da wo jetzt die Zisterne ist, ein heidnischer Tempel gestanden haben. In der jetzigen Kirche wird vom Pfarrer zu Holzhausen, einem benachbarten Dorfe, jährlich am zweiten Pfingstfeiertage noch Gottesdienst gehalten. Der im Zwinger unter einem Häuschen befindliche Brunnen, welcher in Felsen gehauen ist, soll so tief, als der Berg hoch ist, gewesen seyn, und eben so viel als der neuere Theil des Schlosses selbst zu bauen gekostet haben, wie der Amtsverwalter Andreas Volk, der um das Jahr 1642 auf dem Schlosse wohnte, erzählt hat. Seine Tiefe enthielt früher (nach Dr. H. Schorch's Handlungs-, Post- und Zeitungslexikon) 211 Schuh über und noch 222 Schuh unter dem Wasser; doch bei seiner jetzigen Baufälligkeit und dem steten Hineinwerfen von Steinen derer, die die Heldburg besuchen, hat sich seine Tiefe bis auf 339 Fuß vermindert.

Früherhin wurde dieses Schloß auch „die fränkische Leuchte“ genannt, weil, da die Straße von Franken nach Thüringen vorbeiging, auf ihm zur Nachtzeit eine Leuchte ausgesteckt worden seyn soll. Es mag diese Benennung aber erst aus den spätern Zeiten herrühren, nachdem dies Schloß erweitert und mit neuen Gebäuden versehen wor-

den war. Man will auch sagen, das Schloß habe so viel Fenster, als das Jahr Tage.

Die Entstehungszeit der Heldburg läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, mag aber — dafür bürgt der Name des hintern Theils derselben, des Heidenbaues — weit in die Vorzeit zurücktreten. Es ist eine nur unzuverlässige, doch ziemlich wahrscheinliche Sage, daß das Schloß von den Heiden, und zwar von einem Namens Hilbert, erbaut worden sey, welcher da gewohnt habe, auch öfter nach Hilpertshausen (dem jetzigen Hildburghausen) gereist sey, woselbst er zwar keine Stadt, sondern nur ein Schloß dieses Namens gehabt. Mit mehr Gewißheit läßt sich das Daseyn dieser Burg bis aufs Jahr 837 hinausführen, wo das damalige Dorf Heldburg schon vorhanden war, welches ohne Zweifel, nebst dem umliegenden Amte und Gericht, nicht nur den Namen von ihm führt, sondern auch in der Folge ein besonderes Ansehen erlangte, weil die Landesherrschaft, wenn auch nicht immer, doch öfter auf der Heldburg sich aufhielt. Diese villa Helidberga wurde im Jahre 837, nebst mehreren umliegenden Dörfern, zum Seelenheil des Grafen Aßis, welcher als königlicher Beamte im fränkischen Gaue Grabfeld das Gaugrafen-Amt bekleidet haben mochte und daselbst stark begütert war, dem Stifte Fulda zugeeignet.

Im Besitze der Grafen von Henneberg lernt man die Heldburg kennen, nachdem dieselben in Grabfeld sich den Grund zum Besitze eines ansehnlichen Landstriches gelegt hatten, der einen Theil des östlichen Frankens ausmachte,

und bie anderen bie Gnaden Gottes bes Guten und Bofen, bie Gnaden Gottes bes Guten und Bofen, bie Gnaden Gottes bes Guten und Bofen,

und wenden auf sie ihren obersten Grundsatz (Kategorischen Imperativ) an, nach welchem sie handeln, d. h. sie fragen sich, ob sie auch wollen können, daß ihre Maxime allgemeines Gesetz werde. Thun sie dieses nicht, so ist ihr Handeln verwerflich; thun sie es, so ist es sittlich gut. Diese Art zu prüfen ist die Grundlage der Ethik Kants, welche in seinen Schriften: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Kritik der praktischen Vernunft, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, Metaphysik der Sitten, ausführlich dargestellt ist. Diese Ethik ist eine Pflichtenlehre, sie kennt keine Tugenden. Kant hat seine Ethik in seinen Vorlesungen über Ethik, welche Vorlesungen er 40 Jahre lang hielt, niemals vorgetragen. Diese Vorlesungen sind nach seinem Tode aus den Heften der Studenten, die diese hielt, von der Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden. Kant hat seine Ethik auch niemals in einer besonderen Schrift dargestellt, sondern nur seine Ansichten darüber in seinen Schriften zerstreut

und ist sogar heute oft ein gewohnheitsrecht über sie eines Staates, der gestattet und von Staates wegen ihre Lehre, die religionslehre.

Jesus Christus ist Stifter in Christo sind viele und in den Religionen Christi sind viele Religionen Christi selbst und erkennen, und sehr verschieden Religionen Christi, Christus, und Christi.

Der katholischen Kirche sind viele Religionen und katholischen Staaten gestattet haben und gestattet sind, und Christi Christus, und Christi Christi Christi Christi.

Zu der katholischen Lehren den Christus, als der Christus Christi, Christi Christi Christi, Christi Christi Christi, und Christi Christi Christi Christi

Den Stoff zu Obigem gaben dem Verfasser, in Hinsicht des Oertlichen, dessen wiederholte Besuche auf der Heldburg; in geschichtlicher Hinsicht, die Werke: A. von Schultes's koburgische Landesgeschichte des Mittelalters; J. W. Krauß's S. hildburghäusische Landeshistorie und G. P. Hönn's S. koburgische Chronik, umgearbeitet und fortgesetzt von Ch. F. Dotzauer.

Elias Christoph Bauer.

Digitized by Google

139.

Kruckenberg

bei Karlshafen an der Weser im Kurfürstenthum Hessen.

Einst lag die Burg dort an des Waldes Saum,
Wo Thau und Regen jetzt Ruinen netzen,
Und wo uns lehrt ein weiter öder Raum,
Wie Größe sinkt nach ewigen Gesetzen.

Wilhelmine Rall.

Digitized by Google

139.

Kruckenberg.

An der nördlichen Grenze des Kurfürstenthums Hessen, vier Meilen von Cassel, liegt die uralte Stadt Helmershausen. Schon im zehnten Jahrhundert kommt sie in Urkunden vor. Dicht vor derselben dreht sich die Landstraße um einen links vorspringenden felsigen Berg. Von seiner Spitze schauen die Ruinen des Kruckenbergs öde herab in das enge finstere Thal, durch das sich die Landstraße und das Flüßchen Diemel winden. Der Fußgänger zieht den nähern Pfad über den Berg vor, um auf der andern Seite die Landstraße wieder zu erreichen. Im steilen Aufsteigen erblickt er hinter sich, tief im Thale, Helmershausen; auf der Höhe führt der Weg an den Ruinen und an einem einsamen Hirtenhause vorüber; beim Herabsteigen erfreut das Auge das schöne Städtchen Carlshafen und die zwischen Gebirgen hervorströmende Weser, die hier die Diemel aufnimmt.

In Helmershausen stiftete am Ende des zehnten Jahrhunderts ein Graf Eckard aus unbekannter Familie (wahr-

scheinlich Markgraf Eckard I von Meißen) und seine Gemahlin Mathilde ein Benediktiner-Mönchskloster, daß jedoch erst im Jahre 1011 von dem berühmten Bischof Meinwerk von Paderborn eingeweiht wurde. In den Bestätigungsbriefen vom Jahre 998 und 1002 setzt Kaiser Otto III die Stadt der Abtei Corvey in allem gleich. Vogt des Klosters blieb der Stifter und seine Nachkommen, die jedoch bald ausgestorben zu seyn scheinen. Schon im Jahre 1017 entstanden über den Sprengel Streitigkeiten, und der Bischof Meinwerk wußte es dahin zu bringen, daß auf dem, vom Kaiser Heinrich II im Jahre 1017 im Liesgau gehaltenen Reichstage, ihm diese Abtei, als zu seinem Sprengel gehörig, zu eigenem Besitz und Verwaltung gegeben wurde. Die Mönche mußten, ungeachtet sie es nicht anerkannten, sich dieses einige Zeit gefallen lassen. Um sich indessen dieser Einschränkung zu entledigen, schenkten sie die Hälfte ihrer Stadt Helmershausen im J. 1220 dem Erzbischof Engelbert von Köln, welcher es unternahm, in der Nähe eine Stadt und Festung zu erbauen. Diesem widersetzten sich die Mönche, und im Jahre 1222 verglich man sich dahin, daß das angefangene Bauwerk unterblieb. Noch auf den heutigen Tag findet man wenige Ruinen davon auf dem Berge zwischen Helmershausen und Carlshafen unter dem Namen Alten-Köln, und die Sage hält es für Trümmer einer in grauer Vorzeit zerstörten großen Stadt, deren Alter weit über das Alter Kölns am Rhein reiche. Späterhin führten die Mönche den Bau der Festung, jedoch näher an Helmershausen, aus,

und die Aebte in Helmershausen besaßen solche, wie die Stadt, gemeinschaftlich mit dem Erzstifte Köln.

Die Bischöfe von Paderborn suchten ihre Ansprüche dessen ungeachtet durchzusetzen und im Jahre 1326 behaupteten sie solche mit Gewalt der Waffen. Der Abt Reinbold, der bei dieser Veranlassung vertrieben wurde, wendet sich nun an den Erzbischof Balduin von Trier, als damaligen Verweser des Erzstifts Mainz, und bittet um Hülfe; dagegen verspricht er ihm die Hälfte aller Klostergüter und namentlich die Hälfte seines Antheils am Schlosse Kruckenberg abzutreten. In der desfallsigen Urkunde vom 24. Mai 1333 erklärt der Abt — für einen Geistlichen sonderbar genug, und in dieser Hinsicht eine seltene Erscheinung — Burgmann des Erzstifts Mainz auf der Burg Schonenberg geworden zu seyn. Zum ersten Male wird hier des Kruckenbergs urkundlich erwähnt.

Auch sein Gegen-Abt Engelhard wurde den Mönchen verhaßt, und ohne sein Vorwissen suchten sie den Kruckenberg, mit Hülfe mainzischer Beamten und der Bürger zu Geismar, der mainzischen Hoheit zu unterwerfen, während Abt Engelhard 1337 das Kloster, als der Diöcös und Gerichtsbarkeit des Bischofs von Paderborn unterworfen, anerkannte. Zugleich brachte Bischof Bernhard von Paderborn die kölnische Hälfte des Kruckenbergs und Helmershausen, für die Pfandsumme von 590 Mark Silber, pfandweise an sich.

Aber auch die bisher gehabte Hälfte konnte das Kloster nicht behaupten. Abt Engelhard, aus der Familie von

Schartenberg, verkaufte ums Jahr 1339 ein Drittel dieser Hälfte an Paderborn, ein anderes an Erzbischof Heinrich von Mainz, und nur Ein Drittel blieb dem Kloster. Cuno von Falkenstein, als Provisor oder Vormund des Erzstifts Mainz, verpfändete den mainzischen Antheil an Bischof Balduin von Paderborn, und 1356 an Arnold von Partenheim. Der Pfandschilling betrug hundert Mark löthigen Silbers.

Von jetzt an erkannte die Abtei Helmershausen die Gerichtsbarkeit von Paderborn an, und seine Geschichte wird unbedeutend.

Im Jahre 1360 laut Urkunde vom 11. October ertheilt Kaiser Karl IV dem Erzbischof Gerlach von Köln vor dem Kruckenberg

> „einen freyen Stuhl vnd freyen Grafen zu haben,
> „do es ime, vnd synen Nachkommen vnd stifft aller-
> „bequemlichst ist vff Engerscher oder Westfelscher
> „Erden."

Im Jahre 1464 entstand zwischen dem Landgrafen Philipp dem Freimüthigen und dem Erzbischofe Dietrich von Köln, der zugleich Bischof von Paderborn war, Fehde. Der Landgraf eroberte Helmershausen und erstieg den Kruckenberg, er konnte ihn jedoch nicht behaupten. Nachmals zog er 1470 mit den Bürgern vor Helmershausen, aber ohne Erfolg. Im Jahre 1471 endigte ein dreißigjähriger Friede diese Fehde.

Inzwischen scheint Mainz seinen Antheil an Helmershausen und dem Kruckenberg auf unbekannte Art gänzlich aufgegeben zu haben.

Die Anmaßungen der Bischöfe von Paderborn fielen dem Kloster immer beschwerlicher, und Landgraf Philipp der Großmüthige, der die Erbschutz- und Schirmgerechtigkeit über solches ausübte, schützte es in seinen Besitzungen und Rechten. Aber das Kloster war verschuldet, die Gebäude verfallen, und der Landgraf forderte an Kosten viertausend Gulden. Im Jahre 1540 verkauften daher die Mönche unter dem Abt Georg von Marnholz (Morenholt) ihren und ihres Stiftes Antheil und Gerechtigkeit an dem Schlosse Kruckenberg und Helmershausen mit allen Dörfern an den Landgrafen wiederlöslich um zwölftausend Gulden. Dieser nahm sogleich Besitz und erstieg den Kruckenberg mit List. Die mit den Bischöfen von Paderborn hierüber entstandene langwierige Fehde endigte im Jahre 1597 ein Vergleich, nach welchem die erkauften Stücke dem Hause Hessen, bis zum Aussterben im Mannsstamme, eigen bleiben und dann an Paderborn fallen sollten. Seit dieser Zeit besitzen es die Landgrafen von Hessen.

Im dreißigjährigen Kriege und zwar im Jahre 1623 besetzte Tilly Helmershausen und den Kruckenberg und behielt es bis ins dritte Jahr. Im Jahre 1632 den 8. März eroberten die Pappenheimischen die Stadt; auch verlor 1641 der hessische Rittmeister Hans Wilke daselbst durch einen Ueberfall zweihundert Pferde.

Der dreißigjährige Krieg brachte dem Kruckenberg so wie dem Kloster den Untergang. Man sieht noch bedeutende Ueberreste der Burg. Durch einen Graben von dem Berge abgeschnitten führte ein doppeltes Thor ins Innere. Die Ruinen eines großen runden Gebäudes sollen eine Kirche gewesen seyn. Die Giebelmauer eines Hauses, über welcher ein Schornstein emporragt, und mehreres anderes Gemäuer trotzt der Zerstörung. Die unwahrscheinliche Sage geht, ein unterirdischer Gang führe aus der Burg nach dem Kloster hinab.

* * *

Diese Nachrichten lieferten: Wenck's hessische Landesgeschichte; Rommel's Geschichte von Hessen; Winkelmann's Beschreibung des Hessenlandes; Engelhard's hessische Erdbeschreibung; Teuthern's Geschichte der Hessen; Merian's Topographie. Eigene Ansicht. Von Ansichten des Kruckenbergs kenne ich außer der Merianischen von Helmershausen, wo man auf dem Berge den Kruckenberg und Alten-Köln sieht, keine.

Dr. Usener.

Noch giebt es eine kolorirte Ansicht der Ruinen von Kruckenberg, welche in den neunziger Jahren, von Grape in Göttingen, in Querfolio geliefert wurde und damals sehr treu war. Die neueste ist die, welche diesen Band als Vignette ziert. Sie ist vom Herrn Verfasser vorstehenden Aufsatzes nach der Natur gezeichnet im Jahre 1800.

F. G.

140.

Güßenburg

bei Giengen im Würtembergſchen.

Wo der Pforte hoher Bogen
prangt, an Wappen reich,
ſtaudet, üppig angeflogen,
dorniges Geſträuch.
Wo die Ritter Hof gehalten,
oft der Tummler klang,
kreiſcht die Eul' in öden Spalten
bangen Klaggeſang.

Digitized by Google

140.

Güßenburg.

Im würtembergschen Oberamte Heidenheim, zwischen den Dörfern Hürben und Hermaringen, liegen die Ruinen der Güßenburg, auf einem anmuthigen, felsigen Berge, an dessen Fuße die Heerstraße von Heidenheim nach Baiern hinläuft und die Brenz vorüber fließt. Weit umher schaut man in seine bebaute, angenehme Landschaft, sieht die Thürme und einen Theil der Stadt Giengen, früher eine Reichsstadt, zahlreiche Dörfer und Ruinen von Burgen, deren sich in dieser Gegend an zwanzig befanden.

Güßenburg war das Stammhaus der ritterlichen Familie der Güßen von Güßenberg und gehörte zu dem, den Grafen von Helfenstein zustehenden Lehnhofe über das Brenzthal, von denen die Güßen Lehnsmänner waren.

Wer die Güßenburg erbaute und wann dies geschah, das sind nicht mehr zu beantwortende Fragen. Die Geschichte erwähnt ihrer zuerst bei Erzählung der Kriege, welche in der Mitte des 15ten Jahrhunderts Schwaben verheerten, wo die Fürsten und die Reichsstädte gegen einander

ankämpften. Wahrscheinlich hatten die Güßen Theil gegen die Städte genommen, wie die Ritter damals fast immer thaten, und dafür züchtigten sie die Ulmer. Am Johannistage 1448 überfielen sie die Güßenburg und zerstörten sie gänzlich. Die Lehnsherren der Güßen, die Grafen von Helfenstein, verkauften hierauf, und noch in demselben Jahre, die zerstörte Burg nebst der Stadt Heidenheim, und fünf und zwanzig dazu gehörige Dörfer, an den Grafen Ulrich von Würtemberg, für sechzigtausend Gulden. Mit welchem Rechte sie dies konnten, ist unbekannt. Zwei Jahre später, 1450, ging die Güßenburg an den Herzog Ludwig von Baiern über, und kam erst nach funfzig Jahren, 1504, mit der Herrschaft Heidenheim wieder an Würtemberg, als Ersatz für die Kriegskosten, welche Herzog Ulrich von Würtemberg während des pfälzischen Krieges aufgewendet hatte, wo er für Herzog Albrecht von Baiern focht. Aufgebaut war die Güßenburg aber noch nicht wieder und scheint es auch, daß dies nie wieder geschehen ist. Im würtembergschen Besitz blieb sie aber, nebst dem was dazu gehörte, seitdem immer.

Jetzt steht wenig mehr von der Burg. Doch zeigt dies wenige noch, daß sie ansehnlich groß gewesen seyn und ein Viereck gebildet haben müsse, das auf den Ecken mit Thürmen versehen war.

Das größere Mauernfragment besteht meist aus röthlich geadertem Marmor, was in so fern merkwürdig ist, als es auf einen in der Nähe befindlich gewesenen Marmorbruch schließen läßt, wovon man jetzt nirgends mehr

eine Spur wahrnimmt. In eben diesem Mauerstücke sieht man Oeffnungen, die großen gewölbten Portalen gleichen, aber keine waren; denn sie entstanden allmählig durch das Herausbrechen der Steine, was das Nachfallen anderer herbeiführte und bald das Einsinken des Ganzen zur Folge haben wird.

Gegen Osten und Westen ist der Burggraben noch deutlich zu sehen. Der Eingang in die Burg scheint von Westen her gewesen zu seyn. Hinter der Mauer dehnt sich eine lange öde Heide aus. Da von dieser Seite der Burg am leichtesten beizukommen war, so war auch die Mauer hier am stärksten, hatte auch gar keine Oeffnung.

Von einem Brunnen findet man nirgends Spuren, wiewohl selten eine Burg ohne einen solchen noch angetroffen wird. Am Fuße des Berges fließt ein Wasser, die Eselsschapfe genannt. Davon geht noch die Sage, daß hier das Wasser durch Esel auf die Burg geführt worden sey. Die Wirthschaftsgebäude der Burg lagen auch am Fuße des Berges. Erst vor dreißig Jahren wurde ein Schafstall abgebrochen, der dazu gehört hatte.

Die sichere Lage und die vorüber laufende Heerstraße, wo die Kaufleute überfallen und beraubt werden konnten, mochte wohl zur Erbauung der Güßenburg und vieler andern Burgen in der Nähe, als: der Kaltenburg, Hürben, Bindstein, Falkenstein, Eselsburg, Stromberg, das auch den Güßen gehörte, Hellenstein, Herwartstein u. s. w., Veranlassung gegeben haben. Jetzt liegen diese Raubsitze alle in Trümmern, und jeder Kaufmann,

der in unsern Tagen die Straße zieht, dankt dem Himmel, daß jene grausigen Zeiten des Mittelalters vorüber sind, wo nur körperliche Kraft und Stärke regierten, Gesetze schwiegen und Recht und Gerechtigkeit unbeachtet blieben.

Das Alter der Familie der Süßen geht weit zurück. Schon im Jahre 942 kommmt ein Friedrich Süße von Süßenberg bei einem Turniere vor, das in Rotenburg an der Tauber gehalten wurde. Und daß sie in Ansehn standen, beurkunden die bedeutenden Ehrenstellen, welche sie bekleideten. Zwei Süßen blieben in der Schlacht bei Sempach unter Herzogs Leopold von Oestreich Mannschaft. Sixt Süß war 1433 Hofmeister der „gnädigen Frau in Stuttgart." Diepold Süß war 1448 Rath des Bischofs in Augsburg, sein Bruder Gerwig, Graf Ulrichs von Würtemberg Hofmeister. Heinrich Süß bekleidete 1449 die Deutsch-Ordens-Kommenthurstelle in Obermessingen. Wilhelm Süß war 1505 Hofmarschalk und Stadtvogt in Dillingen, auch Bundeshauptmann in Schwaben. Hans Süß war 1514 Burgvogt zu Hohenstaufen u. s. f. Auch ihre Verheirathungen mit den damals angesehensten Häusern bezeugen das Ansehn, in welchem sie standen. Man findet in ihrer Genealogie Ehefrauen aus den Geschlechtern der Truchsesse von Waldburg, der Grafen von Mömpelgard, von Urach, von Montfort u. s. w.

Ihre Besitzungen waren sehr bedeutend. Außer der Stammburg, Süßenburg, gehörte ihnen Dorf und Schloß Bergenweiler, die Stromburg, die Stadt und Schloß Leipheim an der Donau, Witlingen bei Urach, Dalfingen

bei Ulm, Rietheim, Dorf und Schloß Brenz, Marktflecken Glött u. s. w. Aber alle diese schönen Besitzungen verloren sie allmählig. Im Jahre 1613 wurde die letzte, das Dorf Brenz, veräußert.

Wann das Geschlecht der Güßen ausstarb, weiß man nicht genau. Es scheint, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Die Unbedeutenheit, zu der es herabgesunken war, mochte wohl verursachen, daß ihr Erlöschen unbeachtet geblieben ist.

Wer die Ruinen von Güßenburg besteigt, dem erzählt der Führer gewiß Fabeln und Sagen aus der Gegend, deren noch mehrere unter den Bewohnern sich lebendig erhalten haben. Eine davon haftet an den Ruinen der Burg.

Zur Zeit, als die Güßenburg zerstört ward, hatte der Burgherr zwei schöne Töchter, die wurden geliebt von zwei stattlichen Jünglingen auf einer benachbarten Burg, und liebten wieder. Aber der Eltern Einwilligung zum engern Freundschaftsbunde war nicht zu erlangen, wurde immer weiter verschoben. Selten durften die liebenden Paare sich sehen, und nur aus den Fenstern der väterlichen Burgen blieb es ihnen unverwehrt, sich in weiter Ferne zu begrüßen.

Da geschah es, daß die Güßenburg am Johannistage von den Ulmern überfallen und mit Feuer zerstört ward. Kaum sahen die liebenden Jünglinge von ihrer Burg den Rauch und Feuersäulen aufsteigen, als sie sich auf ihre Rosse warfen und herüber eilten zur Hülfe. Kühn fochten sie mit gegen den gewaltigen Feind, wollten eindringen, ihr Liebstes zu retten, aber übergroß war die

Schaar des feindlichen Heeres. Sie fielen beide unter den Streichen der Ulmer. Zertreten wurden ihre Leiber vom Rossesfuß und zu Asche verwandelt von den Flammen.

Entflohen waren längst aus der Burg die zarten Fräulein. Auf dem Felselbühl, in der Nähe der Burg, sahen sie wimmernd und klagend dem schrecklichen Schauspiele zu, hörten die Stimmen ihrer Freunde, bangten und zitterten für ihr Leben, denn sie sahen, wie sie kämpften und würgten, bis — ach! sie beide sinkend unter Schwerdtstreichen erlagen. Da sanken auch sie, und nie erblickten ihre schönen Augen das Sonnenlicht wieder.

Kommt nun Johannistag heran, so öffnen sich um Mitternacht ihre Gräber. Sie richten sich auf, die Schattengestalten, wandeln um die Trümmer der Güßenburg herum, suchen die Gräber der schönen Jünglinge, suchen und suchen und jammern, daß es im Thale kläglich wiederhallt, denn sie finden sie nicht. Und sind sie nun gewandelt bis zum Hahnengeschrei, so sieht man zwei Flämmchen zuckend verlöschen und die bleichen Gestalten verschwinden, bis Johannistag wiederkehrt und sie von neuem ruft zum Wandeln in grausiger Nacht.

* * *

Aus der kleinen Schrift: Der Güßenberg und die Güßen, ein Beitrag zur Kenntniß des Brenzthals, von Magenau. Ulm 1823. 8. ist Vorstehendes genommen. Eine Ansicht der Ruinen der Burg, von Hummel gestochen, ist ihr als Titelblatt beigefügt.

141.

Buchfart

bei Weimar im Großherzogthum Sachsen-Weimar.

Tabida consumit ferrum lapidemque vetustas
Nullaque res majus tempore robur habet! —

141.

Buchfart.

Die Ruinen der Burg Buchfart, Buffarte, liegen fünf Viertelstunden von Weimar, beim Dorfe Buchfart. Merkwürdig ist es wegen seines seltsamen, originellen Baues oder Anlage. Nicht wie man sonst Ruinen von Burgen zu erblicken pflegt, zeigen sich diese, auf, sondern in einem Berge. Man glaubt Zwerglöcher zu sehen, denn alle Gemächer, die sie enthält, sind in den Felsen eingehauen, der über ihnen noch hoch herauf ragt, und ihre Oeffnungen gähnen, in einer Höhe von 90 bis 100 Fuß, in gleicher fortlaufender Richtung den staunenden Wanderer an, der, aus der Ferne, ein großes Gebäude mit einer Reihe Fenster zu erblicken glaubt.

Mit Schwierigkeit ist ihre Besichtigung verknüpft und ohne Leiter kann man zu den größern dieser Oeffnungen gar nicht gelangen. Die zwei erstern haben eine Vormauer von glatt gehauenen Steinen, an 30 Fuß hoch, die mit der steilen Felsenwand in einer Linie steht. Sie bilden einen Gang von 36 Fuß Länge, welcher zwei Oeff-

nungen hat. Die will er erforschen, die gleich oder ungleich sind. Die weniger Zahl heißt Einheit, die andere Vielheit. Die Einheit ist weder Zahl noch Ungerade, sondern Ursprung jeder Zahl. Die Zahl ist eine Menge, die aus Einheiten besteht. Die Einheit ist etwas Einfaches, das ein wahrhaftiges Sein hat. Die Vielheit ist etwas zusammengesetztes aus Einheiten. Die Einheit ist Ursprung und Anfang aller Zahlen. Die Einheit ist etwas Einfaches, das ein wahrhaftiges Sein hat

sicherer zu fassen, und brachte den Pathen mit. Was geschah? Kaum hatten sie sich dem heiligen Orte genähert, so bekam der Pursche vom Geiste eine derbe Ohrfeigel, und nie machte er den zweiten Versuch.

Daß Buchfart sehr alten Ursprungs seyn muß, zeigt die Regellosigkeit seines Baues, das Kleinliche und Unbequeme der in den Felsen gehauenen Wohnungen. Die Schießlöcher und der Löwenkopf sind spätere Zuthaten, letzterer war wohl der orlamündische Löwe.

In das zehnte Jahrhundert scheint sein Entstehen zu fallen. Um sich gegen die jährlichen Einfälle der Ungarn zu sichern, suchten die Sachsen und Thüringer Schutz in natürlichen Höhlen, oder in selbst geschaffenen, und so mag auch Buchfart entstanden seyn, indem man sich in diesen Felsen einarbeitete und den Zugang durch Vormauern sicherte.

Daß Heinrich I solche sichernde Plätze anlegen ließ und begünstigte, ist bekannt. Im frühern Besitz von Buchfart waren also die Herzoge von Thüringen, welcher auf Markgraf Albrechten den Bären und so auf dessen Nachkommen, die Grafen von Orlamünde, überging.

Graf Otto IX von Orlamünde besaß Buchfart als Erbgut *). Er und seine Brüder trugen es, nebst Schauenforst, Mellingen, Köttendorf und Magdala, dem Landgrafen Balthasar von Thüringen, für 600 Schock

*) Ein im weimarschen Archive gefundener Lehnsrevers bestätigt dies.

Freiberger Groschen im J. 1393 zu Lehn auf und empfingen es auch von ihm zu Lehn.

Nach Otto's Tode theilten sich im J. 1414 die drei Söhne in ihre väterlichen Besitzungen, doch war zu der Zeit Buchfart, von den Orlamünder Grafen, lehnsweise ausgethan. Die Vasallen und Besitzer von Buchfart wären die von Hetschburg, Heitingesburg, bei Berka an der Ilm. Dies beweist eine Urkunde, worin die Grafen Friedrich und Hermann von Orlamünde, Herren zu Weimar, auf ihre Lehen, die sie auf einige Besitzungen nahe bei Berka gehabt hatten, verzichteten, welche Ludwig von Hetschburg zu Buchwerthe, ihr Lehnsmann, dem Kloster in Berka zugewendet hatte.

Bald darauf, im Jahre 1428, verkauften die Söhne Otto's IX Schulden halber ihre Rechte an Magdala, Köttendorf, Mellingen und Buchfart an den Grafen Heinrich von Schwarzburg für 400 rheinische Gulden, mit der Bedingung, daß die Einlösung dieser Güter den Landgrafen um die nämliche Summe jederzeit frei stehen solle.

Heinrich von Schwarzburg belieh hierauf im J. 1440 den Ritter Hermann von Harraß *) mit dem Dorfe Buchfart und Zubehör, also wahrscheinlich auch mit der darüber gelegenen Burg, die um diese Zeit ruinirt gewesen zu seyn scheint.

---

*) Die Urkunde darüber ist in der Schrift, aus welcher diese Nachrichten genommen sind, wörtlich abgedruckt.

Fünf Jahre später kauften die Herzoge Friedrich und Wilhelm dem Grafen Heinrich von Schwarzburg jene Güter für 400 rheinische Gulden ab, stellten aber dem Grafen Siegsmund von Orlamünde einen Revers aus, daß er, für dieselbe Summe, jederzeit diese Besitzungen wieder zurück erhalten könne.

1478 gab Herzog Wilhelm zu Sachsen der Ehefrau des Ulrich von Harraß, Katharinen, einen Leibgedingebrief über Osmannstedt, Ulrichshalben und Buchfart, und Friedrich und Johann von Sachsen gaben den Brüdern und Vettern von Harraß, 1499, in Gesammtlehn, Osmannstedt, Buchfart u. a. m.

1508 belehnten die Herzoge Friedrich und Johann von Sachsen den Ritter Hans von Meusebach in Schwerstädt mit dem Dorfe Buchfart und anderm mehr, welche Lehen Heinrich und Quirin von Harraß zu Osmannstedt an ihn verkauft hatten.

Am 1. Februar 1594 ward der Kanzler Dr. Markus Gerstenberg in Weimar mit Buchfart beliehen, verkaufte es aber drei Jahre nachher an die fürstliche Kammer zu Weimar, und jetzt gehört es zum Amte Weimar.

Wann und weshalb die Burg Buchfart zerstört wurde, oder ob sie verlassen ward und verfiel, weiß man nicht mehr.

* * *

Aus der kleinen Schrift: Das alte Bergschloß Buchfart im Großherzogthum Weimar. Aus urkundlichen Nachrichten beschrieben von Karl Gräbner. Weimar 1822. 30 Seiten in 8., ist Vorstehendes genommen. Beigefügt ist dieser Schrift eine Abbildung des Felsens mit den Ueberresten von Buchfart.

142.

Hornberg

am Neckar, im Großherzogthum Baden.

Nun stehn die Thürme leer, durch ihre Fenster
Glüht Abendroth und wandelt Zugluft frei,
Wenn nicht ein wucherndes Gesträuch
Die üpp'gen Gitter drüber hin verzweigt,
Hoch rauscht das Gras im Schloßhof,
Die Mauern nicken ein, und ihre Steine
Sehn gräbergleich aus dem Gebüsch hervor.

Pogau6.

Digitized by Google

142.

Hornberg *).

Wenn man am Neckar herabfährt, da wo sein Thal am lieblichsten und schönsten ist, und mehrere alte Burgen, die auf der Höhe prangen, den Geist bedeutsam anregen durch Erinnerungen aus tiefer Vorzeit, so erblickt man schon unterhalb Guttenberg die Thürme des königlichen Hornbergs. Immer herrlicher entfaltet vor unsern Augen die Burg, die zum Schutz der ganzen Umgegend sich weit über alle ihre Schwestern erhebt, ihre mannigfaltigen Reize. Bei dem Dorfe Neckarzimmern führt ein bequemer, allmählig ansteigender Weg zur Burg hinauf. Majestätisch steht vor uns die ehrwürdige Burg, und wunderbare Gefühle wecken in uns ihre Trümmer, an denen schon die Stürme so mancher Jahrhunderte vorübergegangen sind. Der Berg, auf dem die Burg steht, so wie die ganze Bergkette, die er beherrscht, ist bis oben an mit den edelsten

*) Der Burg Hornberg werden nach und nach in den folgenden Bänden dieses Werkes die übrigen Neckarburgen folgen.

Reben bepflanzt, aus denen einer der trefflichsten Neckarweine gewonnen wird, da der Berg sich des vollen Sonnenlichtes freut, ohne den Nordwinden Preis gegeben zu seyn. Die Burg selbst ruht, wie es scheint, mehr auf einem Felsen. Indem wir vor das schöne Burgthor treten, so sehen wir oben an demselben das Wappen des Bisthums Speier, ein Kreuz, auf dem aber, was wir sonst an diesem Wappen nicht sehen, ein Adler sitzt. Ein Schwert und eine Fahne bezeichnen die einstige Bestimmung der Burg. So treten wir durch das Thor in den untern Burghof, der beinahe ein Viereck bildet und von mehreren sehr ansehnlichen Gebäuden umschlossen ist. Zu unserer Rechten steht ein neueres Gebäude, ehemals die Wohnung des Herrn Barons von Gemmingen, jetzigen Besitzers der Burg, der sie nie seinem Pachter angewiesen hat.

Wir besuchen dieses Gebäude zuerst, um eine Reliquie des tapfern Ritters Göz von Berlichingen, der hier oben hauste, — die einzige, die sich noch von seinem Aufenthalte auf der Burg erhalten hat, — zu beschauen. Wir treten in einen großen Saal, der überallhin eine freie und wunderliebliche Aussicht eröffnet; hier steht mit geschlossenem Helme, auf sein Schwert gestützt, neben ihm seine Lanze, der gepanzerte Ritter Göz — das Bild des mit ihm zu Grabe gegangenen Ritterthums und der tiefen Ruhe nach manchen harten Kämpfen und Verkennungen, an denen auch dieses Leben eines zwar immer schlagfertigen, aber allezeit aufrichtigen und redlichen Ritters so reich war.

Das Aeußere des Harnisches ist ganz ungeschminkt, wie das Herz, das einst unter ihm schlug und wie es wohl bei einem Ritter der Fall gewesen seyn muß, der in seiner eigenen Lebensbeschreibung sich einen armen Gesellen nennt. Er ist von so mittelmäßiger Größe, daß man fast nicht begreifen kann, wie ein so eisenfester Ritter, welcher der Schrecken seiner Zeit war, darin gewohnt haben soll. Desto breitschultriger und knochiger muß Göz gewesen seyn. Daß der Panzer ächt und wahrscheinlich der einzige ächte ist, den man von ihm vorzuzeigen hat, dafür bürgt schon die Berlichingen'sche Familientradition, nach welcher Göz ein kleiner und untersetzter Mann war; noch mehr bürgen dafür die Umstände, unter denen der Panzer auf den Hornberg kam. Sie sind folgende: Göz stand, wie er überhaupt viel Freundschaftsgefühl hatte, in einem besonderen freundlichen Verkehr mit der alten Patricierfamilie der Feyerabende in Heilbronn, die ihm wahrscheinlich in den mißlicheren Lagen seines Lebens manche Beweise ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegeben haben mag. Als einst Göz schon fast Lebens und Kampfes satt von Heilbronn auf seine Burg Hornberg zurückkehrte, so ließ er seinen Helm und Harnisch seinem theuren Freunde Feyerabend zurück, mit der Weisung, er solle ihn behalten, bis er selbst wiederkommen und ihn abholen würde. Statt des Schwertes ergreift der ergraute Ritter die Feder, schrieb an dem Abende seiner Tage die Geschichte seines an Veränderungen und Erfahrungen so reichen Lebens nieder — wie er sagte, zur Warnung für Andere, welche

welche den Menschen zu wohl trauen — und widmete diese seine Lebensgeschichte seinem Freunde Feyerabend als Zeichen seiner innigen Dankbarkeit für die ihm auch bis ins späte Alter bewiesene Liebe und Treue. Von Angesicht sollten sich beide Freunde nicht mehr sehen. Der Ritter Göz legte sich bald zur ewigen Ruhe nieder, und Harnisch und Helm blieben als ein theures Vermächtniß in den Händen des Freundes zurück. So vererbte sich diese ehrwürdige Reliquie in der Feyerabend'schen Familie von einem Glied zum andern. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurden dem ehrwürdigen Familienältesten der Berlichingen, dem Herrn Staatsrath von Berlichingen, von Küffner in Nürnberg ein sogenannter Harnisch von Göz von Berlichingen angetragen. Der erste Anblick gab es, daß er unächt sey, er war für's erste zu groß für Gözen, hatte ein geätztes Familienwappen, da bekanntlich diese Kunst damals nicht sehr im Umlauf war, und man hingegen auf Harnischen immer nur erhabene und getriebene Arbeit antraf, und hatte unten eine Vorrichtung, um den eisernen Handschuh befestigen zu können. Allein die ganze Einrichtung des Handschuhs, den ich selbst mehrere Male deshalb betrachtete, ist so beschaffen, daß er blos angeschnallt wurde. Dennoch soll eben dieser Harnisch nachher nach Erbach gekommen seyn, wo er bisher für ächt angesehen wurde, während alle Reisebeschreiber des Neckarthales des Harnisches auf dem Hornberg nur obenhin gedenken, und auch nicht entfernt ahnden, daß dieser letztere der ächte ist.

Aus diesen Gründen wies Herr Staatsrath von Berlichingen den Antrag zurück, da er wußte, wo der ächte Harnisch zu finden sey. Er beschloß deshalb gemeinschaftlich mit dem damaligen Herrn von Gemmingen zu Hornberg, einer Wittwe Feyerabend in Heilbronn den Harnisch abzukaufen. Diese dachte so edel, daß sie ihn unentgeldlich abtrat, und so steht er nun auf dem Hornberge, als eine wahre Zierde der Burg. An dem Fenster des Saales, das den Blick nach Hesmersheim und nach der auf dem Berge liegenden Michaelskirche öffnet, ist oben eine schöne Glasmalerei angebracht, welche Philipp Ernst von Berlichingen zu Hornberg und Sennfelden auf dem Pferde sitzend und mit der Falkenjagd beschäftigt vorstellt. Er ist der letzte der Berlichingen, der die Burg besaß und der sie auch an manchen Orten ausbessern und einen Thurm bauen ließ.

Die übrigen Wirthschaftsgebäude des untern Burghofes sind meist auch alt; sie sind an einzelnen Stellen mit dem Wappen der Berlichingen, der Hausenstämme, Riedesel und Schottensteine geziert. Die Mauern des Zwingers sind mit dichtestem Epheu bewachsen, gleich als wolle er mit seinen Riesenarmen das ganze Gebäude zusammenhalten. Der Weg, der auf die Burg hinaufführt, zieht in einem weiten Umkreise innerhalb fester Mauern hinan, wie auch die schneckenförmige Bauart der Burg den Namen Hornberg veranlaßt hat. Ein Thor führt, noch ehe wir auf die Burg hinaufkommen, in das freie Feld hinaus und zu dem an der nördlichen Seite der Burg

hinziehenden Walde. Wir dürfen es nicht übersehen, vor das Thor hinaus zu treten, indem die Burg von diesem Standpunkte aus eine sehr großartige Ansicht darbietet; majestätisch thürmen sich die verschiedenen Parthien derselben hinan, und es ist, als ob sie jeden Augenblick bei dem leisesten Winde auf uns herabstürzen und uns unter ihre Trümmer begraben wollten. In der Richtung gegen das Neckarthal hin zieht die äußerste Burgmauer, von Gesträuchen aller Art dicht bewachsen. Ehrfurcht gebietend schaut der hohe Thurm auf uns herab, welcher der Burg zum Schutze gegeben zu seyn scheint, indem sich alle andere Gebäude an ihn anlehnen und gleichsam an ihm halten. Hiernächst an den großem Thurm lehnt sich die Giebelseite eines alten Gebäudes, durch dessen weite Fensteröffnungen der blaue Himmel zu uns herabsieht. Zu allen Reizen der Steinmassen drängen sich Gesträuche aller Art hervor, und es wäre wirklich zu wünschen, daß ein geschickter Kupferstecher sich die Zeichnungen von den verschiedenen Ansichten der Burg verschaffte. Es giebt deren nicht weniger denn zwölf, deren jede wieder überraschender ist. — An der innern Mauer des Zwingers zunächst an dem alten Thürmchen, durch dessen Thor wir ins Freie hinausgetreten sind, steht die Jahreszahl 1662, die aber wohl nur auf eine Ausbesserung des Zwingers deutet, der gerade von dieser Seite her am meisten der Zerstörungswuth eines Feindes ausgesetzt war. Um weiter oben durch die Pforte des Zwingers kommen zu können, müssen wir den Burgwächter kommen lassen, der zunächst oberhalb des

Eingangs in dem untern Burghofe wohnt, und dem mit dem Schlüssel auch die Verantwortlichkeit für die Erhaltung der ehrwürdigen Burg übergeben ist — eine sehr dankenswerthe Anstalt, allen zerstörungssüchtigen und unnützen Händen zuvor zu kommen. Wäre es doch überall so! An einem zweiten verfallenen Thore sehen wir von Epheu umrankt das Wappen der Familie von Berlichingen, ein Rad, mit der Jahreszahl 1571. An das dritte Thor lehnt sich von der Neckarseite aus ein halb zerstörter Thurm, in dessen Tiefe ein Burgverließ von etwa 30 Schuh Höhe sich befindet. Noch ehe wir das Innere der Burg, zu dem nur ein weites Thor führt, betreten, verfolgen wir vorher den Zwinger bis zu seinem Ende. Auf einem halb zerfallenen Thürmchen hat man eine Aussicht, die auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck machen muß. In einem der hintersten Thürme, der noch ziemlich bedacht ist, befindet sich ein zweites Burgverließ von ungefähr 36 Schuh Tiefe. Indem wir wieder etwas rückwärts gehen, so treten wir durch ein großes Thor in das Innere der Burg selbst. Die innere Ansicht der Ruinen ist etwas schauerlich; die verfallenen Gebäude stehen eng zusammengedrängt, und nur wenig Raum ist für den Verkehr im Innern der Burg gelassen. Es sind besonders zwei große, ehemals bewohnbare Gebäude, die uns hier in die Augen fallen; das eine sieht in den Neckar, das andere in den Wald hinab. Die Bedachung fehlt hier überall. An dem vordern gegen den Neckar gekehrten Gebäude, das wahrscheinlich das ältere und daher auch schon mehr Ruine

ist, daß er nun vor seinem Richter stand, welcher ihn nach seinen Thaten fragte, und ihn dann richtete. Und damit hat Gott selbst dafür gesorgt, daß jeder Mensch sich selbst richten muß, ehe er vor Gottes Richterstuhl kommt. Denn wenn der Mensch sich selbst richtet, so kann er sich nicht mehr vor Gott rechtfertigen, sondern muß bekennen, daß er sich selbst und vor Gott schuldig gesprochen hat. Und wenn der Mensch sich selbst richtet, dann kann Gottes Gericht nicht mehr über ihn kommen, weil er sich selbst gerichtet hat, und Gott kann ihn nicht verdammen, weil er sich selbst verdammt hat. Darum sagt Gott: Wenn du dich selbst richtest, so werde ich dich nicht richten. Und wenn du dich selbst verdammst, so werde ich dich nicht verdammen. Und wenn du dich selbst richtest, so kannst du nicht gerichtet werden. Und wenn du dich selbst verdammst, so kannst du nicht verdammt werden

men und der Minister, z. B. bey der Ehrenbezeigung, der Ausdrücke und der Titel, die man ihnen giebt, der Anzahl der anbey stehenden Leute, u. s. w. Eben so sind auch die Ehrenbezeigungen, die man den Gesandten erweiset, verschieden von den Ehren, die man solchen Personen erweiset, welche nicht Gesandte sind, und die nicht das Recht haben, sich auf eine gewisse Art bey Hofe einführen zu lassen.

Alle Gesandte sind von Rechtswegen Personen, an denen die Heiligkeit Statt findet, und welche daher nicht der Gerichtsbarkeit des Landes, in welchem sie sich befinden, unterworfen sind. Diese Freyheit ist eine Folge der Unverletzlichkeit, welche ihnen zugesichert wird.

Anmerkung. Diese Freyheit ist nicht allen Gesandten gleich, sondern sie ist nach Verschiedenen Umständen verschieden, (§. 1.)

Einige sind in dem Lande, wohin sie Gesandte sind, gebohren. Diese werden sie sich vielleicht nicht anmassen, weil sie sonst ihren Unterthanen verdächtig werden möchten. Sie haben also weiter nichts Besonderes, besonders in so fern sie Gesandte sind, als daß sie nicht gezwungen werden können, ihre Gesandtschaft zu verlassen, weil sie sonst, wenn sie sich nicht entschließen könnten, ihre Gesandtschaft zu verlassen, ihre Freyheit verlieren würden.

Andere sind in dem Lande, wohin sie Gesandte sind, nicht gebohren, aber besitzen die Unterthan-Rechte, und sind also Unterthanen des Landes. Diese können sich nicht anmassen, als Gesandte zu leben, weil sie sonst ihre Freyheit verlieren würden. Sie können also nicht als Gesandte leben, weil sie sonst ihre Freyheit verlieren würden.

entdeckten und Beförderten. Die Liebe des Herrn ist nun einmal so, daß sie sich verschwenderisch über die ganze Menge ergießt und den Einzelnen oft nur als Teil der Menge in sich faßt. Wenn wir nun aber sehen, daß Jesus sich in dieser Hinsicht anders faßte und Anderes that, so müssen wir daraus schließen, daß er sich selbst nicht als Teil der Menge betrachtete, sondern als Einzelwesen. Auch die Liebe des Meisters war etwas aus sich selbst heraus in der Seele Lebendes, das sich nicht an jeden oder jeden beliebigen Menschen hing, sondern an solche, die sich ihr in besonderer Weise näherten oder ihr Herz und ihre Seele ihm öffneten. Und wenn auch Jesus seine Liebe nicht ausschließlich einem einzigen Menschen zuwandte, so war sie doch nicht Allen und Jedem gegeben, sondern nur Denjenigen, die Jesus selbst sich zu seinen Freunden erwählte. Es ist dieses ein Gedanke, der sich uns bei der Betrachtung des Lebens Jesu oft aufdrängt, und der uns deshalb dieses Leben so sehr menschlich nahe bringt, weil wir auch in ihm Freundschaften und Liebe finden, wie sie auch unter uns Menschen vorkommen. Wir sehen, daß Jesus einen solchen Herrn und Meister verehrte, daß er seine Liebe einem Jünger, Johannes, in besonderer Weise zuwandte, daß er mit einer Familie, Bethanien, in besonderer Weise verkehrte, daß er mit einem Freunde, Lazarus, in besonderer Weise verbunden war. Wir sehen, daß Jesus diese einzelnen Menschen in sich faßte, daß er sie in sich aufnahm, daß er sie in sich hineinzog, daß er sie in sich verwandelte, daß er sie in sich verklärte. Wir sehen, daß er sich in ihnen verewigte und daß

zeiten hervor. Gegenüber von ihr sieht die stattliche Burg Guttenberg zu uns herab; weiterhin sehen wir Wimpfen mit seinen alten Thürmen, den Wartberg bei Heilbronn, und in blauer Ferne erkennen wir die Berge, welche die Murgegenden begränzen. Oestlich sehen wir die Gebirge bei Maienfels und den Mainharder Wald; nördlich ist der Blick beschränkt durch das sich an die Burg lehnende Waldgebirge, das hier ein Thälchen bildet, in welchem man das Wild ungestört hin- und hergehen sehen kann. Diese nördliche Aussicht bildet mit der entgegengesetzten Aussicht ins Neckarthal einen auffallenden Contrast; hier zeigt sich ein Wald von Eichen dicht bewachsen, dort ein mit Reben bepflanzter Hügel. Westlich ist der Blick ebenfalls beschränkt durch das hohe Neckargebirge. Unter uns liegt am Fuße des mit den edelsten Reben bepflanzten Berges das Dorf Neckarzimmern; ein liebliches Wiesenthal führt zu der am jenseitigen Felsengestade, das mit Gebüsch bewachsen ist, gelegenen Notburgahöhle, und von hier aus nach Hochhausen, wo ein Kirchlein von hohem Alter die Gebeine der Heiligen bewahrt, und auf den waldumkränzten Höhen liegt der dem Grafen von Helmstatt gehörige Finkenhof. Südwestlich sehen wir die Spitze des Gebirgs bei Schweigern und Sinzheim. Nicht satt genug kann man sich an diesem Anblick sehen; es ist als schwebte man auf dieser ungemessenen Höhe zwischen Himmel und Erde, indem die unter uns sich im Thale herumtreibenden Menschen nur als die winzigsten Geschöpfe erscheinen.

Die Lage ist eine ganz neue, als sie bisher war. Die Gefahr ist nicht mehr, daß Deutschland besiegt ist, sondern darin, daß es nun auf Generationen hinaus, wenn nicht auf Jahrhunderte, in seiner Kraft gelähmt bleibt. Die Frage ist nicht mehr, ob Deutschland wieder hochkommt, sondern wann es wieder hochkommt. Die Antwort darauf ist nicht mehr eine Sache der Politik, sondern eine Sache der Arbeit. Die Arbeit ist heute, von der Arbeit wird jedes deutsche Schicksal, jede Zukunft, jede Hoffnung abhängen. Die Arbeit ist heute das Schicksal, die Zukunft, die Hoffnung jedes einzelnen Deutschen. Die Arbeit ist heute das Schicksal, die Zukunft, die Hoffnung jedes einzelnen Deutschen. Wenn Deutschland in seiner Gesamtheit wieder arbeitet, wenn jeder einzelne Deutsche wieder arbeitet, dann wird es wieder aufwärts gehen. Wenn aber jeder einzelne Deutsche nur für sich arbeitet, wenn jeder einzelne Deutsche nur für sich sorgt, dann wird es nicht nur für ihn, sondern für alle Deutschen schlimm werden. Wenn jeder nur für sich sorgt, wird Deutschland, Deutschland, Deutschland zugrunde gehen. Wenn jeder nur für sich sorgt, wird es nicht nur für ihn, sondern für alle Deutschen schlimm werden. Wenn jeder nur für sich sorgt, wird Deutschland, Deutschland, Deutschland zugrunde gehen

erhoben sich später die Burgen ihrer Ueberwinder — die Rittersitze, welche von daher den Namen castra in den alten lateinischen Urkunden führen. Zur Zeit der Völkerwanderung waren sie von großem Nutzen, weil sich an dem Muth ihrer Besatzungen und der Kraft ihrer Mauern die Macht der alles zerstörenden Hunnen, die auch durch das Neckarthal zogen, und Slaven brach. Wo in der Vorzeit der Hauptschauplatz des Krieges aufgeschlagen war, oder auf allen vortheilhaften Angriffs- und Uebergangspunkten, sehen wir daher die Adelsgeschlechter am zahlreichsten ansässig, und es ist begreiflich, warum gerade in dem Striche der ehemaligen Zehentlande schon früher ein zahlreicher Adel gefunden wird, weil an der Rhein- und Neckargränze der Kampf am längsten und hartnäckigsten gewährt hatte.

Die erste Nachricht über die ehrwürdige Burg kommt uns aus uralten Zeiten aus dem Reiche der Sagen entgegen, die uns erzählt, Notburgens Vater, der Frankenkönig Dagobert, habe hier oben Hof gehalten.

Hierher, so lautet die Sage, kam einst vor langen Zeiten der Frankenkönig Dagobert gezogen, die Gränzen seines Reiches gegen das heidnische Wendenheer zu schützen. Während er auf der stattlichen Burg weilte, sandte er seine Boten aus, ob er nicht im Frieden mit den Heiden unterhandeln möchte. Er hatte ein gar frommes und züchtiges Töchterlein, Notburga genannt; die ward zum Friedenspreis bestimmt. Der Wendenführer Samo, einst selbst ein Franke, und von seinem Volke abgefallen, ver-

wenn wir uns von Gottfried Arnold, und einer Menge anderer, die Geschichte der Kirche in der Hand führen lassen, so werden wir bald gewahr, daß sie nicht immer mit Recht so heißen darf.

Die beste Kirche, die uns diese Geschichte vorstellt, ist diejenige, welche sich am meisten der Lehre Christi, und der Einfalt seiner Sitten genähert hat. Die Kirche, die sich am meisten von der Einfalt und Reinigkeit des Evangelii entfernt hat, ist diejenige, die am meisten Lehren, und Gebräuche, und Sitten eingeführt hat, die Christus nicht gelehrt, und die er nicht gebilligt hat.

Ich setze voraus, daß meine Leser, die diese Blätter lesen, mehr an Stelle der ausgedachten und der erdichteten Lehren, Gebräuche und Sitten, die Christus Jesus, und die von ihm gelehrt worden sind, verlangen, und daß sie, wenn sie in der Geschichte der Kirche, in der Geschichte der Christen, in der Geschichte der Menschen zu lesen, sie [illegible] wie sie sind, und nicht wie sie sein sollten, und wie sie sein würden, wenn sie sich nicht selbst, und ihre Lehrer, und ihre Obern, und ihre Fürsten, und ihre Könige, und ihre Kaiser, und ihre Päpste, und ihre Bischöfe, und ihre Priester, und ihre Mönche, und ihre Nonnen, und ihre Heiligen, und ihre Märtyrer, und ihre Kirchenväter, und ihre Concilien, und ihre Kirchenversammlungen, und ihre Kirchenordnungen, und ihre Kirchengesetze, und ihre Kirchenbräuche, und ihre Kirchenlehren, und ihre Kirchenmeinungen, und ihre Kirchenmeister, und ihre Kirchenlehrer, und ihre Kirchenschulen, und ihre Kirchenbücher, und ihre Kirchenschriften, und ihre Kirchenbibliotheken, und ihre Kirchenarchive, und ihre Kirchenhistorien, und ihre Kirchenbeschreibungen, und ihre Kirchenlegenden, und ihre Kirchenmährchen, und ihre Kirchenfabeln, und ihre Kirchenerdichtungen, und ihre Kirchenlügen, und ihre Kirchenbetrügereien, und ihre Kirchenbetrügereien, und ihre Kirchenbetrügereien

Ergrimmt über solche Dreistigkeit, hieß sie Dagobert zurück in ihre Kammer gehen: „dort, rief er ihr nach, werd' ich dich zur rechten Zeit als Königin des Festes holen lassen." —

Weinend betritt Notburga ihr einsames Gemach; und ihre Thränen wollten nimmer versiegen, während Burg und Wälder von dem Bellen der Hunde und dem Rufe der lustigen Jäger widerhallten und ein Fest dem andern folgte. Auch dem Wendenkönig war's unter all dem Getümmel nicht wohl zu Muthe; schneidend wie ein Messer drangen die Worte der schönen Notburga in sein Herz; fleißig schickt er hinüber zu dem zarten Mägdlein, zu erkunden, ob sie noch nicht anderes Sinnes geworden seyn möchte. Aber leider immer vergebens.

Da trat einst Samo selbst mit dem Frankenritter, der ihn hierher geführt hatte, in Notburgens Gemach, als sie eben auf den Knien lag und zu ihrem Gott betete. Lange standen sie still vor Ehrfurcht, deren sich auch der rohe Heide nicht erwehren konnte. Als endlich Samo es wagte, seine Bitte vorzubringen, da wandte sich Notburga zu ihm um, und entgegnete ihm mit einem Ernste, der ihren Worten Nachdruck gab: „ich habe mit dem Himmel zu reden, und nicht mit Euch, darum entfernt Euch von hier, und laßt die Betende allein!" —

Ergrimmt über solche Rede, erfrechte sich der Heide, ihres frommen Gebetes zu spotten und ihren Glauben zu schmähen, während Notburga, ahnend, was ihr bevorstünde, nur die Blicke gen Himmel richtete. Doch nicht

länger wollte hier Samo als ein Bittender stehen; mit seiner Rechten schwang er das Schwert, während er mit der Linken die Jungfrau an den Haaren faßt, sie mit Gewalt fortzuziehen.

In diesem Augenblicke erwachte in des Frankenritters Brust ein edleres Gefühl. Mit gezogenem Schwerte tritt er zwischen die Betende und den Wendenfürsten, den letzteren ernstlich bedräuend, sich nicht an der Jungfrau zu vergreifen. Samo, sonst nicht des Nachgebens gewohnt, ließ erschrocken von ihr ab; doch drohend schied er, wenn er wiederkommen müßte, so würde er nicht mehr so friedlich von dannen gehen. Aus dem Blicke des Ritters dagegen sprach inniges Mitleiden mit der Betenden.

Da lag nun Notburga allein in ihrem Kämmerlein auf den Knien, aber je mehr Gefahr ihr die Welt drohte, desto mehr öffnete sich der Himmel vor ihren Geistesaugen. Schon funkelten die Sterne am weiten Firmamente, in tiefes Schweigen war Thal und Wald und Berg gehüllt, und nur das Rauschen des ewig jugendlichen Stromes drang herauf zu den Ohren der Jungfrau.

Als allmählig Notburga aus ihren Träumen zurückkehrte, da schien es ihr immer mehr, als riefe ihr die Stimme eines Engels zu: Entfliehe Notburga! Ohne sich lange zu besinnen, eilte Notburga, der Stimme folgend, hinaus in die düstere Nacht. Durch eine kleine unbewachte Pforte, über schroffe Klippen, durch Dornen und Gebüsche trugen ihre zarten Füße sie an des Stromes Rand. Ihre Kraft schien zu ermatten, und wohin sollte

Ich war der Meinung beauftragt zu sein, daß ich auf den Fall, daß ich einen Gegenstand finden würde, der mir meinen Wünschen entspräche, ihn kaufen sollte, und daß Herr Schmidt dann sofort kommen würde, um die Verhandlung abzuschließen. Ich wollte also nicht mehr als ich sollte, und ich sollte nicht mehr als ich wollte. Herr Lang war Kaufmann und Commissionär, Herr Schmidt Bauer, und beide waren gekommen, um in der Residenz Geschäfte zu machen. Ich hatte mich also nicht zu wundern, daß ich in dem Gasthofe, in welchem wir Beide abgestiegen waren, mit dem Bauer zusammentraf, welcher mir meine Aufgabe gestellt hatte. Ich begrüßte ihn, und er erwiderte meinen Gruß. Dann setzte er sich zu mir und sagte:

„Ich habe Ihnen gestern gesagt, daß ich Sie heute wieder sehen würde, und ich bin auch gekommen, um Wort zu halten. Haben Sie Ihre Geschäfte besorgt?“

„Ja,“ antwortete ich.

„Und meinen Auftrag?“

„Auch.“

„Sie haben also einen Gegenstand gefunden, der meinen Wünschen entspricht?“

„Ja.“

„Und Sie sind bereit, mir denselben zu verkaufen?“

„Ja.“

„Ich bin auch bereit, ihn zu kaufen. Wo ist er?“

„Hier.“

„Hier? Ich habe ihn nicht gesehen.“

„Sie werden ihn auch nicht sehen.“

„Warum nicht?“

„Weil er nicht zu sehen ist.“

„Ich verstehe Sie nicht. Sie sagen, daß Sie mir einen Gegenstand verkaufen wollen, und daß ich ihn nicht sehen werde. Ist er vielleicht unsichtbar?“

„Ja.“

„Ich bitte Sie, mein Herr, machen Sie keine Späße mit mir! Ich bin ein ernsthafter Mann und verstehe keinen Spaß.

mach gut und die Stirne, nicht zu weiß, so daß man
es für Schminke halten könnte, sondern weiß, wie
es auf rein lieben Wangen, Stirnen und von feinem
Leben, wie die Frauen, es haben. Die Augen sind
schön, wie sie sich nur wünschen lassen, dunkle Blicke
und Augenbrauen, wie sie sich nur wünschen lassen,
dunkle und in Form, wie sie sich nur wünschen lassen,
wenn sie in Form sind. Die Nase ist schön, wie sie
sich nur wünschen lassen, wenn sie schön ist. Die
Ohren sind schön, wie sie sich wünschen, und zeigen die
Form, wie sie sich nur wünschen lassen, wenn sie die
Form haben, wie sie sich wünschen lassen. Die
Wangen — und so einen Teint wünschen sich wohl
alle und alle Damen, denen sie es wünschen, sich dazu
noch — haben sie.

Ich habe diese Beschreibung von der schönen Frau
gehört, als diese Dame, mit welcher die Frau ein Zimmer
bewohnte, bei ihr Visite, um sie zu besuchen, kam, und
diese Frau, eine sehr feine Dame schon lange, sagte
zu der Dame, von dieser Dame hat man Dir wohl
schon gesagt, daß sie eine sehr schöne Frau ist. Ich
habe sie sagen hören, daß sie eine sehr schöne Frau ist.
Ich habe sie sagen hören, daß sie eine sehr schöne Frau
ist. Ich habe sie sagen hören, daß sie eine sehr schöne
Frau ist. Ich habe sie sagen hören, daß sie eine sehr
schöne Frau ist. Ich habe sie sagen hören, daß sie eine
sehr schöne Frau ist. Ich habe sie sagen hören, daß sie
eine sehr schöne Frau ist. Ich habe sie sagen hören,
daß sie eine sehr schöne Frau ist. Ich habe sie sagen
hören, daß sie eine sehr schöne Frau ist. Ich habe sie
sagen hören, daß sie eine sehr schöne Frau ist. Ich habe
sie sagen hören

dem vor ihnen Stehn, wenden Augenlust und Ohr
sich ab, und ihre Seele ist nicht mehr bei ihm.
Denn, wenn der Sänger sein Gedicht, wie wir's
Homeros von diesem Odysseus[1] — Ihr kennt
ihn alle — singen hören, wenn er ihn schildert,
wie er, sobald er sich in Rede setzt, dastehe
und seine gesenkten Augen, wie Zepter zu Boden
gerichtet, als ob er nichts von ihnen wüßte, seine
Hände, wie wenig sie sich bewegen und wie fest
er sie hält, wie er dann mit Schritten und Reden fort-
schreitet, wie sich sein Mund öffnet, wie seine Worte
wie Schnee vom Winde einander folgen, wie er
sie ausdrückt hier und mit seinen Augen, wie
wenig er die Zuhörerschaft um sich sieht, wie
sie wie Bienen am Honig, so ihm, wenn sie ihn
ansieht, anhängt, wie sie ihn, wenn er sie mit
den Augen beschaut, ihm eine Bewegung lohnen, die
er nun ihnen dankt, wie sie jedesmal über die Be-
deutung seiner, auf ihnen ruhenden Augen
sich freut.

Und auf die Bedeutende ihren Sinn richtet
und seine höheren Kraft, wenn sie ihn sieht,
wenn sie Gelegenheit hat, ihn durch seine Gedanken zu
bewegen, wenn sie, wie Odysseus sich ihnen
naht, ihn ihrer Gegenwart würdig findet, wenn sie
Augen und Ohr ihm öffnet. In den geringen
Sie sagt es,
```

[1] Odyssee VIII, 170 ff.
```

am Ufer, während dieser unbemerkt den Weg durch das Gebüsche sucht. Ein Blick in das Innere einer Felsenhöhle zeigt ihm sein Kind, wie es auf den Knien liegt und Gott für seine Gaben dankt.

Auch in der Brust des harten Mannes weckte dieser Anblick mildere Saiten, und mit der Stimme eines Flehenden rief er Notburgen auf, doch mit ihm auf die Burg zurückzukehren. Entsetzt über den schnellen Anblick des Vaters, fährt die Betende empor. Doch etwas milder sah er jetzt aus, und Notburga hoffte daher um so eher, von ihm die Gewährung ihrer Bitte zu erhalten: „Laß mich, entgegnete sie mit kindlicher Unterwürfigkeit, laß mich an diesem stillen Orte, wo ich dem Herrn leben möchte, da ich längst der Welt schon abgestorben bin."

Da faßte abermals den Vater eine grimme Wuth über solche Widersetzlichkeit. Mit starkem Arme greift er in die Höhle, die Widerstrebende herauszuziehen. Doch nur der Arm der Jungfrau, vom Leibe getrennt, folgt der Faust, und bewußtlos sinkt die Unglückliche zu Boden, während der ergrimmte Vater sprach: Du bist gestraft für deinen Ungehorsam, drum bleibe hier, ob todt oder lebendig, du bist ja doch der Welt schon abgestorben! — In seinem Entsetzen kehrte Dagobert mit seinen Genossen zurück. Noch lange lag Notburga bewußtlos an dem Boden, und erst, als es Abend ward, kehrte die fromme Magd des Herrn aus ihrem Todesschlummer zurück. Schwach und matt, war sie kaum mehr im Stande das schöne Haupt vom Boden aufzurichten; und schon schickt sie sich zum letzten

Gebete an, Gott an ihrem Ende ihre Seele zu befehlen. Eine heiße Sehnsucht zog sie himmelwärts. Nur wenige Augenblicke, hoffte sie, sollte es noch anstehen, so würde ihre Seele frei werden; da hörte sie auf einmal ein Rauschen hinter sich, und als sie sich gleichsam unwillig, in ihren gen Himmel gerichteten Gedanken gestört zu werden, nach dem Gebüsche umwandte, aus dem sie das Rauschen vernommen hatte, so gewahrte sie mit Entsetzen eine Schlange, die sich ihr immer mehr näherte, und so nah am Tode mußte die Jungfrau noch erbeben vor dem, was den Tod bringt. — Bei näherem Betrachten sah sie jedoch, wie die Schlange mit der Krone auf dem Haupte, ein Kräutlein in dem Munde trägt, ihr Haupt erhebt, und mit dem Kräutlein nach der Wunde hinblickt. Notburga, den Wink des Herrn verstehend, der noch nicht die Todesstunde über sie beschlossen hätte, nahm das Kräutlein aus der Schlange Mund und legt es auf die wunde Stelle. In demselben Augenblick verschwindet alle Mattigkeit und neue Kraft durchströmt den schon halb erstorbenen Leib. Da trat die geheilte Jungfrau an die Oeffnung des Felsens, ließ sich zum Gebete nieder und lobte Gott mit lauter Stimme, also daß es durch Strom und Thal ertönte. Die Schlange blickte freudig zu ihr auf, und auch die Hindin lockte der Gesang der Jungfrau herbei. Doch Dagobert ist nicht mehr oben auf der Burg, Graus und Schrecken und Qualen des Gewissens trieben ihn von dannen, und nur der alte Burgvogt hatte noch vieles zu erzählen von dem Schrecklichen, das seinem Herrn begegnet

wenden. Der Tod und das Grab können nicht mehr über sie herrschen, denn sie sind Gottes Eigentum und Gott ist ihr Gott.

Auch Noah, der mit dem Sündenfluch endigt, beginnt die Thatsachen Gottes mit bei der Schöpfung. Alles, was Gott geschaffen hatte, war gut, und Noah ist der Erste, der Gott als den Schöpfer aller Dinge preist. Er ist der Erste, der einen neuen Altar errichtet für Gott, nachdem der Altar Adams Sünde verunreinigt und verdorben hatte durch die Sündfluth.

Und Abraham, der Vater aller Gläubigen, der auch Gottes Freund genannt wird, ist der Erste, der Gott anbetet, der Gottes Namen ausruft, der Gottes Gegenwart sucht und erfährt. Er ist der Erste, der Gott als den Herrn der Herrlichkeit anbetet.

Und Jakob, der Vater der zwölf Stämme, der Gott Israels, der Gott, der sich nennt den Gott Abrahams und Isaaks, der Gottes Gnade und Treue erfährt, der Gottes Namen verherrlicht, der Gottes Gegenwart sucht und findet, der Gott anbetet, — er ist der Erste, der Gott als den Herrn der Engel anbetet.

Und Mose, der Prophet, der Gottes Gesetz gab, der Gottes Volk führte, der Gott sah von Angesicht zu Angesicht, der Gott kannte, wie kein Mensch, der Gott verherrlichte, der Gott anbetete, — er ist der Erste, der Gott als den Herrn der Heerscharen anbetet.

Und Josua, der Gott sah einmal vor dem

gend ermahnend zum festen Glauben an den lebendigen Gott und seinen Sohn Jesum Christum. —

Des andern Tages, als der Abend wieder hereinbrach und die Sonne schon nicht mehr den Strom beleuchtete, sondern nur noch die hohen Wipfel der Eichen auf den Bergen in das Gold der Abendsonne getaucht waren, da trat auch Notburga aus ihrer Zelle, und ließ sich auf den Knien zum Abendgebete nieder. Da winkte ihr der Engel des Todes, und schnell löste sich die Seele von dem Leibe.

Das Volk that, wie ihm Notburga befohlen hatte; eine Kirche ward erbaut auf der Stelle, welche die Stiere bezeichneten, und der Heiligen hier ein Grab bereitet, zu dem nah und fern die Gläubigen wallfahrteten. Das ist das Kirchlein zu Hochhausen; dort ruht ihr Grabmal, und noch zeigt man die Jungfrauhöhle.

Wie viele Ausschmückungen auch dieser Sage im Verlauf der Zeiten zu Theil geworden seyn mögen, so ist doch, wenn man das Grabmal Notburgens aus vorcarolingischen Zeiten in der Kirche zu Hochhausen betrachtet, nicht zu läugnen, daß etwas Wahres an der Sache sey, und daß es scheine, daß schon damals der Hornberg bewohnt war. Auf den leider nun verschwundenen Gemälden aus dem Leben der Notburga, die in Hochhausen waren, erscheint der Hornberg mehrmals in der Perspective, aber freilich anders, als jetzt die Burg aussieht, aber doch schon auf der Stelle, wo sie jetzt steht.

Die Erbauung des Hornbergs, seiner Form nach, wenn gleich die jetzigen Gebäude selbst neuer sind, fällt un-

Herzog in nachfolgender Form. Die Klage des Herzog ge-
gen den verstorbenen Grafen in drei Punkten. Erstens wegen
der Grafschaft Hohenberg und Landgrafschaft im Elsaß, Sundgau
und Breisgau, die Graf Rudolf nach dem Tode seines Bruders
Albrecht aus der Vormundschaft seiner Neffen widerrechtlich an sich
gebracht habe. Zweitens, daß dieser aus dem Erlös Einkünfte
gezogen und Schulden bezahlt habe, die der Herzog nicht anerken-
nen wolle, sowie Drittens, daß Graf Rudolf 1282, seinen
Bruder Albrecht zu ersetzen, Schulden auf seine Güter machte
und Burgen, Städte, Schlösser, Dörfer und Güter seinen Kindern
übergeben habe, die ihm, als sie noch nicht Jahre hatten,
Schaden zufügten, als sie Jahre hatten, Dienste leisteten, und
die der Herzog gerechter Ursachen halber, die angeführt sind, nicht
anerkennen könne, sondern sie als Feinde behandeln müsse.

Diese Klage enthielt die von der Stadt Straßburg
zu Recht. Rudolf ist unter Rudolf Habsburg dem
Deutschen durch die Gnade von der heiligen Kirche zu
der Würde Graf von Straßburg, der alter, wie er
glaubte, und wie die meisten Rechts-Gelehrten Rudolfen
seine Würde zuerkannt haben, Rudolfen durch
Gnade von der heiligen Kirche zu Lehen. Er hat sie ihm
Jahre lang Herrn Albrechten, seinem Bruder, und
dem seine Kinder, Rudolfen, Johannes und Albrechten,
Jahre lang Herrn Albrechten, seinem Bruder, Kinder
Rudolfen und Johannes, Jahre lang Albrechten,
den Rudolf Albrechts von Habsburg Kinder, Rudolfen

*) Zu Rudolfen: Ludwig, Ludolfen, Lorenz, Lambrecht.

in Wingarteiba, et tale beneficium, quale Comes Boppo apud Hasmaresheim habuerit *). Dieses Hasmersheim liegt in dem untern Neckargau, wo die Grafen von Lauffen angesessen waren, und wohin sogar die Stadt Lauffen am Neckar selbst gehörte. Die geringe Entfernung von einer Viertelstunde, in welcher der Hornberg von Hasmersheim liegt, macht nicht nur den Antheil dieser Grafen an dem Hornberge sehr erklärlich, sondern deutet auch darauf, daß sie denselben weit früher hatten, als unsere schriftlichen Nachrichten über ihren Besitz reichen. Eben dieser Boppo kommt gleich darauf in einer Urkunde Kaiser Heinrichs, die er im Jahre 1012 zu Nierstein ausstellte, vor. In dieser Urkunde, in der er einen Streit zwischen dem Domstifte Worms mit der Abtei Lorsch über gewisse Gerechtigkeiten im Odenwalde schlichtet, sagt der Kaiser: wir schicken den Grafen des Lobdengaues Boppo in des Reiches Namen, um diesen alten Streit zu schlichten.

Kurz vorher hatte er den Lobdengau dem Bisthume Worms überwiesen, weshalb aber die Befugniß des Kaisers, durch seinen Gaugrafen Recht zu sprechen, nicht aufgehört hatte. In dieser letzteren Urkunde muß der verdiente hessische Geschichtschreiber Wenk übersehen haben, daß Boppo ausdrücklich als Graf des Lobdengaues angeführt wird, wenn er behauptet: „die Grafen von Lauffen waren im Kraichgau und Neckargau angeses-

*) S. Orig. Guelf. T. 4. p. 298.

sen, daß sie aber zugleich den Lobdengau verwaltet, davon findet sich keine Spur, auch nicht einmal, daß sie dort begütert waren." Zwar wird bei diesem Boppo, der in den Urkunden vom Jahre 1012 genannt wird, so wenig der Name „Lauffen" hinzugesetzt, als bei der vom Jahre 1011, die Wenk anführt. Allein, daß dieser Boppo, der als Gaugraf des Lobdengaues aufgeführt wird, derselbe ist, von dessen Hasmersheimischen Besitzungen in der Urkunde vom J. 1011 die Rede ist, das beweist eine Urkunde Kaiser Conrads II, die er im Jahre 1026 in Augsburg ausstellte, in der er die Schenkungen seines Vorfahren an die Wormser Kirche bestätigt, und neben den Besitzungen des Grafen Boppo in Aasmaresheim zugleich die Grafschaft Lobdengau und Wingarteiba nennt und eben hieraus die Verbindung Boppo's mit dem Lobdengau nicht unwahrscheinlich wird. Dieses Lehen, das Graf Boppo in Hasmersheim hatte, ging im Verlauf der Zeit an den deutschen Orden über, und zwar an die Kommenthurei Horneck.

Der gelehrte Lamey giebt diesem Boppo, der wahrscheinlich auch Graf des Lobdengaues war, einen Sohn Heinrich als Nachfolger. Im Jahre 1067 bestätigte eine Urkunde Kaiser Heinrichs IV dem Kloster Lorsch jus mercatus publici, in villa Werrenloch, in comitatu Heinrici filii Bobbonis sita. Also über 40 Jahre verwaltete Heinrich nach dem Tode seines Vaters die Grafenwürde.

Im Jahre 1037 nennt eine Urkunde einen jüngern Grafen Poppo von Laufen, den man früher für den ersten bekannten Grafen dieses Namens hielt. Wahrscheinlich ist er der Sohn des obigen Poppo und Bruder des gedachten Heinrichs, mit dem die Grafenwürde im Lobdengau aufgegangen zu seyn scheint. Mir unrecht giebt Kremer in seinem Orig. Nass. diesem Heinrich dem unter dem Jahre 1037 vorkommenden Poppo zum Sohne, da er doch weit eher ein Bruder von ihm seyn konnte; denn Heinrich hat nach der obigen Urkunde sein Grafenamt schon im Jahre 1023 verwaltet, und konnte alle nicht der Sohn Poppo's II. seyn.

Wahrscheinlich ist Sohn Poppo's II war Graf Arnold von Laufen. Seine Gemahlin hieß Adelheid, und war eine Tochter des Gaugrafen Zeisolf im Kraichgau, und brachte auf diese Weise dem Grafen Arnold große Besitzungen im Kraich-, Elsenz- und Enzgau zur Ehe(Cod. Guelf. Trevirorum in Nordh. Prodrom. hist. Trev. p. 76 und Urkunden zum Jahre 1023). Nach des Kraichgaus Geschichtschreiber, welche nach dem Sitze des Gaugrafen die Grafschaft Bredahein (Breten) genannt wurde, brachte diese Adelheid an die Grafen von Laufen. Poppo II hatte nach dem Zeugniß des Annalista Saxo ad 1026 drei Söhne: Heinrich, Poppo III und Drutwo. Diese drei Söhne theilen sich in das väterliche Erbe, ist daß Heinrich die Grafschaft Laufen, Poppo die Güter im Elsenz- und Enzgau, und Drutwo die im Kraichgau erhielt. Der jüngste unter diesen drei Söhnen, Drutwo, brachte es

7 816202

sogar zur Würde eines Erzbischofs von Trier, sogar zur des Verwesers zu Trier und Stifter, dann Probst zu St. Florian zu Coblenz, Archidiacon und endlich Erzbischof, er war im Besitze dieser Würde von dem Jahre 1102—24. Aus der Stiftungsurkunde des Klosters Eingheim, wo es heißt: in comitatu Brunonis, erhellt, daß im Jahre 1100 ein gewisser Bruno den Kraich-, Elting- und Engaus vorgestanden sey; man könnte daraus schließen, dieser Bruno sey der Vater des Erzbischofs gewesen, wenn nicht die Gesta Treverorum ausdrücklich sagten, der Erzbischof sey aus dem Grafen Arnold gewesen. Erzbischof Bruno stiftete im Jahre 1122 das Kloster Odenheim bei Bruchsal mit Bewilligung seines Bruders, in dessen erblichem Eigenthume der Ort lag. Die Vogtei über das Kloster, die er sich vorbehalten hatte, kam nach dem Erlöschen der Familie von Laufen im J. 1219 an den Kaiser Friedrich. Bald nachdem Bruno das Kloster gestiftet hatte, so übergab er durch seinen Bruder dem Kloster mehrere Rechte und Gerechtsame. Bruno starb im Jahre 1124.

Sein Bruder Heinrich I hatte zur Gemahlin Ida, Tochter des Grafen Bernhard von Werla, die sich in zweiter Ehe mit Otto I von Brienburg an der Elbe vermählte. Heinrich hatte von seiner Gemahlin nur eine Tochter, Adelheid, welche den Grafen Adolph von Scheid oder Berg heirathete; durch diese Heirath wurde sie die Stammmutter der Grafen von Berg und Kleef. Nach dem Adolph im Jahre 1106 gestorben war, so trat Adel-

heid mit dem Pfalzgrafen von Sommerseburg in Sachsen in die zweite Ehe, mit welchem sie den Pfalzgrafen Friedrich den Jüngern erzeugte. Wann Adelheid gestorben, wissen wir nicht; Friedrich ist schon im Jahre 1120 todt. Der dritte Sohn des Grafen Arnold von Lauffen war Boppo III, der das Geschlecht fortpflanzte. Ihm scheint Bruno das Gouvernement übergeben zu haben. Er kommt im Jahre 1122 zum ersten Mal als Lehensmann des Bisthums Worms vor. Wer seine Gemahlin war, wissen wir nicht; er starb in einem sehr hohen Alter, wie man sowohl aus den Jahren seiner angeführten Bruderstochter, als auch besonders daraus schließen kann, weil sein jüngerer Bruder Bruno schon im Jahre 1102 Erzbischof wurde. Kurz vor dem Jahre 1127 scheint er gestorben zu seyn, wie die Wormsische Belehnungsurkunde seines hinterlassenen einzigen Sohnes Conrads I bewies. Widder (in seiner Beschreibung von der Pfalz, I. Bd. 361) scheint sich zu irren, wenn er dem unter dem Jahre 1142 als Gaugraf vorkommenden Boppo den dritten dieses Namens nennt; denn der um diese Zeit genannte Boppo war der vierte dieses Namens und ein Enkel Boppo's III, wie aus dem Wormsischen Belehnungsbriefe erhellt.

Aus dieser Zeit haben wir die erste Nachricht über ein Glied der Hornbergischen Dynastenfamilie. Kaiser Heinrich IV schenkt im Jahre 1123 einen Wald, der zu seiner Curtis regia Wisibaden (Wiesbaden) gehörte, seinem Ministerialen Eberhard. Hier ist unter andern Zeugen genannt ein Godefridus de Horimberch; derselbe Gott-

fried kommt auch in einer Urkunde vom Jahre 1140 vor. Wahrscheinlich ist es, daß schon dieser den Hornberg gemeinschaftlich mit dem Grafen von Lauffen besaß.

Boppo's III von Lauffen Sohn war Conrad I; seine Gemahlin war eine Tochter des Grafen Ludwigs von Arnstein an der Lahn (nach dem Biographen des Grafen Ludwigs von Arnstein, Hontheim Prodrom. P. 2. p. 709). Bis in das Jahr 1139 reichen die Nachrichten von ihm; um diese Zeit scheint er gestorben zu seyn. Er hatte zwei Kinder, Boppo IV, und Adelheid. Diese heirathete einen Grafen von Katzenellenbogen, dem sie auch ihren Erbschaftsantheil zubrachte; woraus begreiflich wird, wie das Haus Katzenellenbogen mit Mönchzell, einem Zehentorte, Hoffenheim, Düren und andern kraichgau'schen Orten begütert in der Geschichte vorkommen kann. Man glaubte früher, Graf Heinrich II von Katzenellenbogen sey der Gemahl der Adelheid gewesen, allein Wenk hat bewiesen, daß es Graf Heinrich III war, der schon im Jahre 1151 mit dem Beinamen des Jüngeren vorkommt. Sie gebar ihm zwei Söhne, Berthold und Diether. Conrads I Sohn war Boppo IV; nach Besolds Monast. rediv. p. 452 und Schannat hist. Worm. p. 243 folgte er im J. 1139 seinem Vater in dem Wormser Lehen. Unter diese letzteren gehörte auch das Stück Land, auf dem um diese Zeit das Kloster Schönau im Odenwalde erbaut wurde. Boppo trat dieses Stück an Bligger von Steinach ab; dieser aber trat es bald nachher auf die Bitte des Bischofs Buggo von Worms wieder an Boppo ab, von dem es dann Buggo

zum Bau des Klosters eintauschte. Transeunt, heißt es in der Urkunde, termini possessionum in valle omnis Ganslahen, et inde per Rorental usque ad lapidem cruce signatam, ex hinc per Langeneige usque Eppenbrunnen, deinde ultra Ottersbach in valle petra signatam, aequali spatio per latus Fugersberch cum omnibus pratis inter Montana sitis usque Blindenbach. Dafür entschädigte ihn der Bischof in Wimpfen, Nauenheim, Bensheim und Eisisheim. Diese Lehen gab aber nachher Boppo wieder in die Hände Bliggers von Steinach. Dieser letztere entschädigte Buggo, zur Anerkennung seiner Bereitwilligkeit, durch die Zurückgabe dieser Güter in die Hände Boppo's den Bau des Klosters zu Schönau zu fördern, durch einige die Kirche zu Neckarsteinach betreffende Rechte. Auf der Stiftungsurkunde des Klosters vom Jahre 1142 kommt unser Boppo als Zeuge unter den liberis vor. In einer babenbergischen Urkunde vom Jahre 1144, in der Kaiser Conrad II die Herstellung einer Kirche erlaubte, die einst Herzog Nantharius errichtet hatte, und die nun Herzog Friedrich von Schwaben wieder herstellen wollte, ist er ebenfalls als Zeuge aufgeführt. Eine Urkunde des Bischofs Conrad vom J. 1152, in der er die Güter in Glismuttershusen und Husen in litore Neckere, juxta Steinache, sita in comitatu Bipponis de Louse dem Kloster Schönau übergab, nennt ihn als Zeugen: wie überhaupt das Verzeichniß der Wohlthäter des Klosters Schönau die Grafen von Lauffen obenan stellt. Wir kennen den Maaßstab, nach welchem die

alten Klöster ihre Wohlthäter schätzten, und können daraus abnehmen, daß die Grafen dem Kloster manche solide Freundschaftsbezeugungen werden erwiesen haben. Boppo's Namen nennt das Zeugenverzeichniß einer Urkunde vom Jahre 1152, in der das Kloster Schönau einen Gütertausch trifft, eben so eine Wormser Urkunde im Jahre 1159 über die Advocatie in Rohrheim. Ob er, wie Wenk glaubt, schon im Jahre 1174 gestorben sey, kann man nicht sagen, indem er erst in der gleich anzuführenden Urkunde Kaiser Friedrichs vom Jahre 1181 zwar als schon gestorben angeführt, aber nichts Näheres über die Zeit seines Todes bestimmt wird.

Boppo IV hinterließ drei Söhne, Heinrich II, Conrad II und Boppo V, die, wie wir sehen, zum ersten Mal ausdrücklich in Urkunden als Besitzer der Burg Hornberg vorkommen. Zwar kommt in einer Urkunde des Erzbischofs Conrad von Mainz vom Jahre 1189 über den Zehnten zu Dettingen ein Wortwin von Lauffen vor, der aber wahrscheinlich einer andern Familie angehörte. Conrad II, den wir, weil er wie Heinrich II kinderlos starb, zuerst nennen wollen, um die Geschichte Boppo's, die den Faden der Erzählung unterhält, nicht unterbrechen zu müssen, ist, wie Wenk vermuthet, wahrscheinlich der Graf von Eberbach, den Guden in der nachher anzuführenden Urkunde, in der Pfalzgraf Heinrich die Schenkungen seines Schwiegervaters an das Kloster Schönau bestätigt, unmittelbar vor Boppo als Conradus Comes de Eberbach aufführt. Die Wahrscheinlichkeit, daß die

Grafen von Lauffen auch in Eberbach, das dem Kloster Schönau so nahe liegt, besitzen waren, kann nicht zugeleugnet werden; nach dem Jahre 1195 geschieht seines Namens keine Erwähnung mehr. In einer Urkunde des Kaisers Friedrich, die er zu Gunsten des Klosters Lobenfeld im Jahre 1181 ausstellte, heißt es: „da das so reichlich ausgestatteten Kloster außer seinen Schutze keinen andern Vogt gehabt habe, als den alten Grafen Poppo von Lauffen, weil er ehemals in der Nähe des Klosters gewohnt habe, so wandte sich das Kloster in allen seinen Angelegenheiten häufig an ihn, und da Poppo wußte, daß es des Kaisers Wille so sey, so gieng er manche dieser Klage widerfahrene Unbill an; deshalb wollte auch sein Sohn Poppo sich die Advocatie über das Kloster anmaßen, weshalb die Sache auch einigen Streitigkeiten zu und kam." Was der Vater als Lehn über sich genommen hatte, behauptete der Sohn als Recht; doch gab Poppo nachher selbst nach. Nachdem Ihm Bischof Conrad II von Worms und Probst Gisfrid von Lobenfeld seinen Unwillen darüber bezeigten hatte, so verzichtete er auf die Advocatie. Dan bezeugte und die erste schriftliche Nachricht über unsere Burg Hornberg. Eine Urkunde aus dem Codex diplomat. monasterii Schonaugiensis in Eudert Syllogo vom Jahre 1214 sagt: „Ich Conrad, von Gottes Gnaden, Pfalzgraf bei Rhein thue hiermit zu kund und wissen, daß Graf Poppo von Lauffen von einem alten Streite von Eberbach ein Gut gekauft hat, dessen einer Theil innerhalb des Orts Grenzheim liegt, der andern Gerbach-

schen Brüdern gehört; nach Verlauf einiger Zeit entschloß sich Graf Conrad, Boppo's Bruder, seinen Theil an dem Kaßell Horemberg für das genannte Gut in Grensheim zu übergeben; hierauf übergab er mir dieses Gut zur Verfügung, wie ich es denn nun hiermit zu meinem Seelenheil dem Kloster Schönau übergebe." Außerdem hatte derselbe Conrad neben dem unsern schönau'schen Brüdern gehörigen Glismuttershusen einen Berg, Namens Rotemberch (der Bezirk Rotheberg) von dem Herzoge Berthold von Zähringen zu Lehen; auch diesen Bezirk übergab er im Einverständniß und mit Bewilligung des gedachten Herzogs dem Kloster Schönau zum Eigenthum. Wie die Grafen von Lauffen und die Dynasten von Hornberg in den gemeinschaftlichen Besitz der Burg Hornberg kamen, darüber giebt die Geschichte keine Nachricht. In einer Urkunde, die in dem Itinerarium der Pfälzer Akademie mitgetheilt wird, die der Kaiser Heinrich VI dem Augustinerkloster Hert am Rhein über seine Güter ertheilte, dat. 1195, ist Arnoldus de Horenberc angeführt. Bald darauf erscheint eben dieser Arnold abermals in der Geleitschaft Kaiser Heinrichs; als er in Worms war, machte er mit dem dortigen Domstifte einen Gütertausch, bei welchem Arnold von Hornberg mit Bligger von Steinach genannt wird. Die Urkunde ist vom Jahre 1196. In einem zu Ladenburg von demselben Kaiser ausgestellten Diplom über den Antheil, der dem Grafen Boppo von Lauffen an dem Allodium Locheim zugehörte, so wie in der bald darauf von Heinrich ausgestellten Bestätigungsurkunde über den

ganzen Ankauf des Locheimer Allodiums, in der es heißt, Graf Boppo habe alles, was er von Rechten und Gütern dort gehabt habe, durch ihn, den Kaiser, dem Kloster Schönau übergeben, Arnoldus de Hornberc als Zeuge unterzeichnet. Arnold hatte zwei Brüder, deren Namen ebenfalls nicht nur in diesem Jahre, sondern auch in denselben Güterangelegenheiten des Klosters Schönau genannt werden. Kaiser Heinrich VI macht in einer Hagenauer Urkunde vom Jahre 1196 bekannt, daß sein getreuer Boppo von Lauffen sein Gut Locheim, sammt allen Gerechtsamen u. s. w. dem Abt Diepold von Schönau und seinem Kloster um 400 Mark Silbers verkauft habe. In dem Zeugenverzeichniß stehen Berengar von Horemberg und sein Bruder Heinricus. Diese nahe Berührung, in welcher dieser angeführten Urkunde nach die Grafen von Lauffen mit den Dynasten von Hornberg standen, und die Anwesenheit der letzteren bei allen Güterverhandlungen der ersteren, ferner das gleiche Ansehen, in welchem beide bei dem Kaiser Heinrich standen, deuten wo nicht auf eine Verwandtschaft beider Familien mit einander, zu der uns wenigstens die geschichtlichen Belege fehlen, aber doch gewiß auf eine Gütergemeinschaft, die wahrscheinlich auf dem gemeinschaftlichen Besitz der Burg Hornberg beruhete. Es wäre möglich, daß die Grafen von Lauffen durch ihre Besitzungen in dem nahen Hasmersheim auch zum Antheil an der Burg Hornberg gekommen wären, und daß vielleicht von jeher dieser Antheil an der Burg zu jener Besitzung gehörte.

Graun IV von Gottlieb Graun in seine Stelle und mit diesem andern Textbuche trat er in das Orchester, komponirte von Jahr zu Jahr, und wurde endlich Direktor des Orchesters, bekleidete sie den Kirchenkomponisten Posten dem Direktor in Graun. Dieß war der Stand seines von Jahre 1749, bis Ostern des Jahres 1756 wo Graun die Direktion des Orchesters, seine frühere bisherige Stelle von Jahre 1756, in die er eine Stelle zurückgetreten, von Gottlieb Graun wieder bei den Direktor Graun und Graun an Gottlieb Graun seine Stelle, bis zu Gottlieb Graun Tode, bekleidete hatte, und zu Gottlieb Graun Tode seine Stelle wieder bei Graun, und Gottlieb Graun als Konzert und Kapellmeister hatte. Im Jahre 1769 übergab er solche in Weimar an Kapellmeister Eckardt, Johannes 34 Gottlieb Graun Stelle Graun hatte sie Gottlieb Graun von Gottlieb, welcher Graun Stelle bis zu Ende ausübte. Die Direktion in Orchester brachte sie von Kirchen an, welcher sich Konzert Stelle Graun mit dem Titel Direktor von Orchester aufgetragen wurde, bis welcher Direktor Graun an den Kapellmeister Eckardt übergeben. Auf sie ohne Schuler, seine Stelle Graun bei der Direktion Gottlieb Graun, und Gottlieb Graun Direktion Gerber, seine Nachfolge. Gerber, seine Direktion Gerber, seine Nachfolge. Gerber, seine Direktion Gerber, seine Nachfolge. Gerber, seine

zweite Tochter Mechtilde heirathete den Dynasten Conrad von Düren. Boppo war wahrscheinlich der Erbauer des Schlosses Dilsberg bei Neckargmünd, oder, wie es in alten Urkunden genannt wird: Dilighesberc, das wenigstens im Jahre 1208 von Boppo bewohnt wurde. Wenigstens erwähnt kein früherer Geschichtschreiber und keine Urkunde vor ihm der Burg. Ob Boppo und nach ihm die Grafen von Düren das Schloß Dilsberg als pfälzisches Lehen besessen haben, wie Töllter und Andere behaupteten, steht sehr dahin, wenigstens lassen sich wichtige Zweifel dagegen erheben. Noch einmal erscheint unser Graf Boppo im Jahre 1213 in einer Urkunde Kaiser Friedrichs I, in welcher der Kaiser dem Bischof Lupold von Worms alle seine Regalienrechte bestätigt, als Zeuge, und es scheint, er sey vor dem Jahre 1219 gestorben. Mit ihm starb die Familie der Grafen von Lauffen aus; die Gaugrafschaft, die sie bisher besessen hatten, hatte nun ebenfalls ein Ende Die Bischöfe von Worms wußten sich nach und nach di höchsten Hoheitsrechte über die Neckargegenden von de Kaisern zu verschaffen, so daß auch die Gaugrafengewal, durch welche der Kaiser seine Hoheitsrechte ausübte, aufhören mußte. Brettheim kam unter anderem an die Grafen von Eberstein, von denen es an die Markgrafen von Baden, und durch diese an die Pfalz kam. Anderes kam an den Kaiser. Wir haben noch eine Urkunde vom J. 1219, der wir auch die Nachricht über Boppo's Todeszeit zu danken haben. Sie ist vom Kaiser Friedrich II bei Hagenau ausgestellt; er macht darin bekannt, daß der Abt des Klo-

sters Odenheim, Berengar, und sein Convent nach dem Absterben Grafen Boppo's von Lauffen, als des zeitherigen Klostervogts, da Boppo keine männliche Erben hinterlassen habe, sich entschlossen haben, ihn den Kaiser und alle seine Nachfolger zu Vögten des Klosters zu ernennen. Andere Besitzungen gingen mit Mechtilde, die den Conrad von Düren zum Gemahl hatte, an diese Familie über.

Wie es mit dem Antheil an der Burg Hornberg ging, ob die Grafen von Lauffen vielleicht schon früher ihren Antheil an derselben an die Dynasten von Hornberg verkauft, oder gegen andere Güter eingetauscht haben, oder ob vielleicht dieser Antheil mit Mechtilde von Lauffen an die Familie von Düren überging, darüber fehlt es uns an allen geschichtlichen Nachrichten. Das letztere ist jedoch sehr unwahrscheinlich, da denn doch in diesem Falle die an Urkunden nicht arme Geschichte der Dynasten von Düren einige Erwähnung davon thun würde. Das einzige, was sich geschichtlichen Andeutungen zu Folge an den Besitzungen der Grafen von Lauffen durch Mechtilde an die Düren'sche Familie vererbte, ist die Burg Dilsberg, verbunden mit dem Grafentitel. Daß dieser letztere Titel nicht der Dynasten von Düren eigen, sondern von denen von Lauffen anererbt sey, beweist der Umstand, daß erst von dieser Zeit an die Dynasten von Düren den Grafentitel, und zwar immer nur in namentlicher Beziehung auf den Besitz von Dilsberg führten, und selbst der Name Boppo von da an auch in der Familie derer von Düren einheimisch wurde. Es ist daher ein starker Verstoß gegen die

Geschichte, wenn man glaubt, mit der Grafschaft Dilsberg habe sich die Gaugrafenwürde in dem Elsenzgau auf die Dynasten von Düren ererbt; denn diese Gaugrafschaft hatte indessen aufgehört, und nur auf dem Besitze der Burg lag noch das Recht des Grafentitels.

Mechtilde von Lauffen wurde mit ihrem Gemahl Stifterin des Klosters Seeligenthal, und ihr Name kommt in Urkunden vom Jahre 1236—76 sehr häufig vor, wie man aus dem Diplomatorium dieses Klosters in Gudens Codex dipl. sehen kann, wo man auch die hinlängliche Bestätigung für die Behauptung finden kann, nach welcher die Grafenwürde erst durch die Grafen von Lauffen an die von Düren überging. Auch in den Urkunden des Klosters Amorbach wird Mechtildens Name sehr oft genannt. Sie gebar ihrem Gemahl mehrere Kinder, und wurde dadurch die Stammmutter derer von Düren.

Wie ich schon oben sagte, so war der Hornberg wahrscheinlich nach dem Aussterben der Familie von Lauffen ungetheiltes Eigenthum derer von Hornberg, deren Namen nun auch häufiger in der Geschichte vorkommen. Dagegen müssen wir bedauern, daß auf lange Zeit über die Burg in den Urkunden des Mittelalters ein tiefes Stillschweigen herrscht. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die Besitzer derselben hier lange ein ruhiges und einfaches Leben führten, und im ungestörten Besitz der Burg blieben; weshalb über etwanige Veränderungen, welche in dieser Zeit mit der Burg vorgenommen wurden, nichts zu sagen ist. So lange der Fehdekrieg währte, konnte sie alle mögliche

Sicherheit gegen ungebetene Gäste darbieten, und vor Erfindung des Schießpulvers konnte man ihr nicht wohl beikommen; weswegen auch die Stürme der Zeit, welche überall so viele Spuren zurückließen, an dieser Burg ziemlich schonend vorübergegangen zu seyn scheinen.

Erst mit der Erfindung des Schießpulvers konnte man ihr beikommen, wovon sich auch noch Spuren erhalten haben, besonders an dem Theile der Burg, der von dem Berge aus, auf dem sie steht, am zugänglichsten war. Eine Urkunde aus dem Jahre 1222 nennt einen Walter de Hornberc, und eine vom Jahre 1238 einen Diether de Hornberg. Die Art der Geschlechtsverbindung der bisher genannten Glieder dieser Familie liegt zu sehr im Dunkeln, als daß hierüber etwas Sicheres ausgemittelt werden könnte. Im Jahre 1261 kommt in einer Schönauer Urkunde, in der Graf Boppo von Diligesberg bekannt macht, daß er aus Achtung für das Kloster und um seines eigenen Seelenheils willen dem Kloster erlaube, mit seinen Schiffen all sein Eigenthum auf dem Neckar, so weit dessen Ufer zu seinem Eigenthum gehören, hin- und herführen zu dürfen, ohne irgend einer Abgabe unterworfen zu seyn, Gottfried von Horemberch als Zeuge vor. Daraus, daß auf der Urkunde eines der Erben der Familie von Lauffen ein Hornberg als Zeuge vorkommt, könnte man vielleicht den freilich sehr entfernt liegenden Schluß ziehen, daß denn doch auch die von Düren durch die Lauffen'sche Erbschaft in einer Güterberührung mit den Dynasten von Hornberg, und zwar durch den Antheil der Gra-

fen

fen von Lauffen an der Burg Hornberg, gestanden seyn möchten. Das Jahr 1266 nennt eine Hedwig von Hornberg; und um diese Zeit scheinen die Besitzungen derer von Hornberg sehr ausgedehnt gewesen zu seyn; sie waren unter andern auch in Wattenheim begütert. Im J. 1270 bezeugen Peter von Steinach und sein Sohn, Diether von Helmstadt, und Conrad von Maur, daß Gerhard von Hornberg und Gertrudis seine Gemahlin ihre Güter bei Wattenheim für das Heil ihrer Seele dem Kloster Schönau geschenkt haben. Es scheint, die Verbindung der Grafen von Lauffen mit Schönau haben sich auf die Besitzer des Hornbergs fortgeerbt. Nach dem Tode Gerhards bewiesen sich Gertrudis und ihre Tochter, vielleicht die obengenannte Hedwig, Wittwe Conrads von Lichtenstein, und Conrad, des letztern Sohn eben so freigebig gegen das Kloster. Im Jahre 1277 wird ein Walterus Advocatus de Hornberg genannt.

Von dieser Zeit an erscheinen die Dynasten von Hornberg mit dem Beinamen Pfauen; so kommt im Jahre 1283 auf einer weinsbergschen Urkunde ein Gerhard Pavo de Hornberg vor. Möglich ist es, daß sie sich durch diesen Beinamen von einem andern blos burgmännischen Geschlecht ihres Namens unterscheiden wollten. Es war überhaupt Sitte der damaligen Zeiten, sich verschiedene Beinamen zu geben, nicht nur um verschiedene Linien einer ursprünglichen Familie von einander zu unterscheiden, wie wir dieses schon in der ältesten Zeit bei der von verschiedenen Linien der im Heldenbuch aufgeführten Familie der Fiedler von Alzey

finden, sondern auch oft einen besondern Grund dabei zu haben. Man ließ im Verlaufe der Zeit die Familiennamen weg, und gedachte nur der Beinamen, wie es auch von jetzt an über hundert Jahre lang in der Familie derer von Hornberg üblich wurde. So nennt sich im J. 1289 ein Miles Gerhardus Pavo, im Jahre 1353 ein Arnoldus Pavo junior, und im Jahre 1367 ein Arnoldus Pavo senior. Dieser Art, sich zu schreiben, haben wir mitunter manche Verwirrung in der Geschichte zu danken. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte auch ein Edelknecht Conrad von Hornberg. In einer Urkunde vom Jahre 1397 des Erzbischofs Friedrich von Cöln, in der er dem Stifte Mainz den Grafen Gottfried von Leiningen zum Erzbischof empfiehlt, wird als Zeuge ein Phau von Hornberg angeführt, über den jedoch nichts Näheres bekannt ist. Um eben diese Zeit verkauften nach handschriftlichen Nachrichten ein Eberhard von Gemmingen nebst Conrad von Hornberg, genannt von Goßhaim, einen Theil von Goßhaim (am Kocher) an Eberhardt Gans und Hansen von Sachsenflur; ein Beweis, wie weit sich die Besitzungen dieser Familie damals erstreckten. In Rüxners Turnierbuche kommt bei dem im Jahre 1362 in Schaffhausen gehaltenen Turnier ein Ernst von Hornberg vor, und auch die Maneßsche Sammlung der schwäbischen Minnesänger führt ein Lied von Bruno von Hornberg auf, welche beide möglicherweise zu dieser Familie gehört haben könnten. Allein es ist darum schon unwahrscheinlich, weil Rüxnern gar nicht viel zu trauen ist, und die in seinem Turnierbuche aufge-

führten Personen selten als historisch richtige Personen gelten können. Sollte jener Bruno von Hornberg wirklich der wahre Name eines Minnesängers seyn, was man auch keineswegs zu erweisen vermag, so glaube ich eher, daß er dem Namen nach einer Ritterfamilie angehörte, die bei der Stadt dieses Namens, die auf dem Schwarzwalde liegt, ihre Stammburg hatte. Dagegen haben wir aus dieser Zeit Nachrichten von einem Arnold von Hornberg. Im Jahre 1389 schlichtete Graf Heinrich von Spanheim als pfälzischer Hofrichter in Sachen Arnolds von Hornberg wider Wyneman von Gymnich, die lehnbare Grafschaft Pheffingen betreffend. Von jetzt an beginnt in der Geschichte der Besitzer der Burg Hornberg eine große Namensverwirrung, es begegnen uns noch Hornecke von Hornberg, Hornecke von Hornberg zu Hochhausen, Hornecke schlechtweg, Hornecke von Heppenheim, Hornecke von Weinheim, Hornecke von Hornberg zu Bechstein bei Königshofen an der Tauber. Der gelehrte Reinhard von Gemmingen zu Hornberg in seiner handschriftlichen Chronik erklärt sich folgendermaßen darüber: „Der Geschlechtsname Horneck von Hornberg ist wunderlich zusammengeflickt, darüber ich mich oft verwundere, denn es liegen auf beiden Seiten am Neckar drei Bergschlösser, eines heißt Horneck, das andere Hornberg, das dritte Hochhausen; von allen diesen drei schreibt sich dieses adelige Geschlecht, wie sie vorgaben, also Hornecken von Hornberg zu Hochhausen; das erste Bergschloß ist eine deutschherrische Residenz, das zweite gehört mir zu, das dritte noch diesem Geschlecht.

Meines Theils kann ich nicht finden, ob und wann diesem Geschlecht die beiden ersten jemals zuständig gewesen, so viel Nachricht hab ich, daß sich ein ander Geschlecht von Horneck geschrieben, so Freiherren gewesen, und besagtes Gut dem deutschen Orden vermacht, befindet sich auch das Wappen noch zu Horneck. Gleichermaßen haben sich auch vom Adel von meinem Haus Hornberg die von Hornberg ohne allen anderen Zusatz geschrieben, und deren noch vor 300 Jahren, also noch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt." Einen Beitrag zur Entscheidung der Sache, die für die Specialgeschichte des Neckars nicht ohne Bedeutung seyn dürfte, könnte das ehemals auf der benachbarten Burg Horneck befindliche Gemälde geben, auf dem das Wappen derer von Horneck war. Allein leider kam das Gemälde bei Uebergabe des deutschherrischen Gebiets an die Krone Würtemberg abhanden; eine Folge der außerordentlichen Eile, womit das Mediatisationsgeschäft betrieben wurde.

Wahrscheinlich waren denn doch die Hornecke von Hornberg die Besitzer der Burg Hornberg, die überhaupt um diese Zeit als sehr begütert am Neckarthale erscheinen. Im Jahre 1409 bekennt Horneck von Hornberg, daß ihm König Ruprecht bewilligt habe, ein Viertel am Schloß Stolzeneck (am Neckar), so Pfalz eigen, und Albrechts von Erlickeim Lehen, für 200 Fl. zu verpfänden, jedoch mit Vorbehalt des pfälzischen Oeffnungsrechtes. Einen Zug dieser Familie dürfen wir nicht übergehen: in dem Brüderschaftsbuche des Findlings Heinrich, der auf dem

Arlberge in Tyrol ein Haus für verunglückte Wanderer erbaute (einem der merkwürdigsten Actenstücke zur Sittengeschichte des deutschen Mittelalters in dem Archiv zu Ambras in Tyrol), hat sich noch ein Horneck von Hornberg eingeschrieben und sich zu einem jährlichen Beitrage für diesen edlen Zweck anheischig gemacht. Jener Heinrich, der die Unterschriften sammelte, war, wie es scheint, selbst aus der Neckargegend.

Um diese Zeit lebte, ohne daß wir bestimmte Jahre angeben könnten, ein Heinrich Horneck von Hornberg, dessen Gemahlin eine Margarethe von Thalheim war, eine Cunigunde von Hornberg, Gemahlin Philipps von Ehrenberg, Maria von Hornberg, die einen Hans von Zaiskam zum Gemahl hatte, eine Gertraud Horneckin von Hornberg, Gemahlin Philipps von Ehrenberg, Christoph Horneck von Hornberg mit seiner Gemahlin Martha von Balzhofen. Die Kirche zu Hochhausen enthält mehrere Grabmäler dieser Familie, und da auch aus solchen Zeiten noch Grabsteine in dieser Kirche vorhanden sind, wo der Hornberg noch in den Händen der Familie, die hier begraben liegt, sich befand, so ist es wahrscheinlich, daß die Hornecke von Hornberg zu Hochhausen die Besitzer der Burg noch lange waren. Die Reihe der Grabsteine zu Hochhausen beginnt im Jahre 1353 mit einem Arnold dem Jüngern von Hornberg, den wir oben angeführt haben, und dessen Gemahlin Agnes von Horneck war. Ein anderer Grabstein, der zunächst für die Erklärung des schönen Altarblatts zu Hochhausen sehr wichtig ist, sagt:

A. D. 1453 auf den Kindleinstag starb der alt Velt Horneck vom Hornberg; neben ihm ruht seine Gattin, eine geborne Waldbott. Dieselben Wappen, die wir auf diesen beiden Grabsteinen finden, sehen wir zu den Füßen des bewunderswürdig schönen Altarblatts, das die Kirche zu Hochhausen ziert. Zu den Füßen des Gemäldes werden nach alter Malersitte immer die Stifter des Gemäldes kniend vorgestellt; und es scheint, daß der kniende Ritter mit seiner Ehegemahlin wirklich jener Velt mit seiner Gemahlin sey. Da das ganze Gemälde die Schule van Eyck's verräth, so ist es um so wahrscheinlicher, daß Velt Horneck von Hornberg in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts das Gemälde stiftete, da seine Gemahlin, als Waldbottin, mit der niederrheinischen Malerschule bekannt seyn mußte. Die in die Wand der Kirche eingemauerten Grabsteine gehören zwar den Hornecken von Hornberg an, aber sie sind aus einer Zeit, in welcher die Burg nicht mehr in ihren Händen war, weshalb sie auch für uns nicht wichtig seyn können.

Das Wappen der Hornecke von Hornberg stimmt mit der Bauart der Burg selbst überein; es war ein Horn auf drei Bergen. Im Jahre 1444 wohnte in dem untern Schlosse zu Hardheim im Odenwald ein Horneck von Hornberg, der dem Stifte Würzburg vielen Schaden zufügte. Bischof Conrad bezwang ihn, daher er auch bald darauf als Theilhaber an dem Ganerbenschloß Widdern als würzburgischer Lehensmann erscheint; wiewohl ihm nachher in den stür-

mischen Zeiten, von denen auch er sich hinreißen ließ, dieser Lehensverband sehr zu Statten kam.

Unter den Ganerben des Schlosses Widdern an der Jaxt war Hans Neidhard von Horneck zu Hornberg der unruhigste, der allezeit auf Beute ausging. Besonders traf es sich, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg und Graf Ulrich von Würtemberg in dieser Hinsicht sehr heftig beleidigt wurden; so daß sie endlich zugleich mit dem Grafen von Hohenlohe bei dem Landgericht in Anspach klagten. Die Beklagten weigerten sich, vor dem Richter zu erscheinen, da sie das Landgericht nicht anzuerkennen vermöchten, vielmehr verlangten sie, von ihrem Lehensherrn dem Bischof von Würzburg gerichtet zu werden. Sie wurden deswegen von dem Landgericht in die Acht erklärt, und Albrecht von Brandenburg zog aus, in Verbindung mit dem Grafen Ulrich die Acht zu vollziehen.

Als die Ganerben vernahmen, daß der Zug der Achtsvollzieher gegen Widdern gehen werde, so suchten sie einen Bund zu schließen mit dem Kurfürsten von der Pfalz, der ohnedies schon lange eifersüchtig war über den Gerichtszwang des Ansbacher Landgerichts. Neidhard von Horneck war selbst unter den Unterhändlern mit der Pfalz. Allein man wurde über die Art und Weise der Hülfe nicht einig, daher begnügte sich Friedrich blos damit, in der Nähe von Heilbronn mit seinem Heere stehen zu bleiben und den Sturm von seinem Lande abzuhalten. Da er hierdurch Neidharden von Horneck Gelegenheit verschaffte, sich im Fall eines Unglücks schnell unter seinen Schutz zurückzu-

gehen, in einer Stadt lange Zeit auf Erfindung eines solchen Mittels. Und einer Zeitungsschreiber in Hamburg gab meinen Freunden und Bekannten einen Commissionsbefehl in die Feder, mir, der ich damals noch in Leipzig war, unter gewissen Bedingungen eine Stelle in seinem Hause anzubieten. Ich that es nicht, weil ich mich nicht gern in Abhängigkeit begebe, und weil ich mich auch nicht gern in Gesellschaft begebe, die mir nicht gefällt. Der Zeitungsschreiber kannte mich sehr schlecht. Gott sey Dank, daß ich nicht Lust bekommen habe, mich in seine Gesellschaft zu begeben! Denn ich habe nachher Ursache gehabt, mich zu freuen, daß ich nicht in seinem Hause gewesen bin.

Im Jahre 1783 hörte ich Herr Campe in Hamburg predigen, wenn ich nicht irre, zum erstenmale. Ich wollte meinen so jung, aber durch sein Talent und durch seine Schriften berühmten Freund, Herr Salzmann, der damals in Leipzig war, und mich sehr liebte, einen Gefallen thun, und ging mit ihm in die Kirche. Ich hatte mir Campen ganz anders vorgestellt, als ich ihn fand. Ich hatte mir einen Mann vorgestellt, der mit Würde und Ernst, mit Salbung und Rührung predigte, und fand einen Mann, der mit Lebhaftigkeit, Feuer, und beinahe Heftigkeit von Gestus predigte

zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Ob die Familie durch den unruhigen Neidhard von Horneck um den Besitz der Burg kam, oder ob sie kaufsweise in andere Hände übergegangen sey, wissen wir nicht. In Gemmingen'schen Familienpapieren erscheinen die Geyer von Giebelstatt auf eine kurze Zeit im Besitze der Burg. Der Theil der Ruinen, der noch am besten erhalten ist und zuletzt bewohnt wurde, nämlich der Bau, der gegen den Wald hinabblickt, bezeichnet mit der Jahrzahl 1471, ist von den Geyern von Giebelstatt erbaut; ihr Wappen, bestehend in einem Widderskopfe, trifft man hie und da auf der Burg an.

Vielleicht trugen sie die Burg von der Pfalz zu Lehen; die Namen der Besitzer sind nicht bekannt; um diese Zeit lebte ein Geyer von Giebelstatt, dessen Gemahlin eine Marschallin von Ostheim war; ihr Sohn Sebastian Geyer hatte eine Regina von Berlichingen zur Frau. Auch lebte damals ein Hans Siegmund Geyer von Giebelstatt, dessen Gemahlin Anna Elisabetha Rothin von Roth zu Brandenburg war. So wenig über die Art und Weise bekannt ist, wie die Familie zum Besitze der Burg kam, eben so wenig wissen wir, wie die Burg wieder aus ihren Händen kam. Auch das Bisthum Speyer hat nach unbestimmten Nachrichten den Hornberg eine Zeitlang inne gehabt; das Wappen des Bisthums ist noch über dem untersten Thore, das in den Burghof führt und der Neckarseite zugewandt ist. Ob früher oder erst später das Bisthum die Burg inne hatte, können wir nicht bestimmen. Wahrscheinlich als pfälzisches Lehen trugen sie bald

darauf die Schotten von Schottenstein. Daß schon der berühmte pfälzische Hauptmann Luz Schott den Hornberg besaß, erhellt aus einer Nachricht vom Jahre 1474, wo er den Berg wieder verlor. Unter den vom Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen mit dem Schwerte gemachten Eroberungen sind auch aufgeführt die Burgen Stolzeneck und Hornberg. Von dem Hornberg insbesondere schreibt der Kemnatensis p. 202: Anno LXXIIII da kam Hornberg in des Pfalzgrafen Friederichs Gewalt durch Verschuldung Luzze Schotte. — Diese Eroberung Hornbergs durch das Schwert muß für die Burg selbst nicht verheerend gewesen seyn; entweder wehrte sich Luz Schott gar nicht, oder er übergab sie, sobald er Ernst merkte, und Friedrich schonte der Burg; was zwar sonst Friedrich nicht gewohnt war: allein es scheint, als sey ihm selbst um die Erhaltung der Burg zu thun gewesen. Was Luz Schott gegen den Pfalzgrafen, dem er mit so vieler Auszeichnung gedient hatte, und dem Friedrich wahrscheinlich durch Uebertragung der Burg früher seine Dankbarkeit beweisen wollte, begangen hatte, das ihm den Verlust der Burg zuzog, wissen wir nicht. Doch muß die Ungnade nicht von großer Bedeutung gewesen seyn, indem die Schott'sche Familie wieder in den Besitz derselben kam und darin bis zum Jahre 1516 blieb. Diese Familie hat ihre Güter nahe am Thüringischen, und ihr Stammhaus heißt der Schottenstein; ihr Wappen trifft man mehrmals auf der Burg an, namentlich auch in der Kapelle. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war Conrad Schott von Schot-

tenstein der Eigenthümer der Burg, vielleicht derselbe, der unter dem Namen Hans Conrad von Stockenfels, Fischbach, Breidenau und Traubstadt bekannt ist, und eine Anna von Künsberg zur Gemahlin hatte. Göz von Berlichingen erzählt Folgendes von ihm in seiner treuherzigen Sprache: „Im Jahre 1504, da die bayerische Fehde begann, und Pfalzgraf Philipp vor dem Ausbruch des Kriegs nach Wirzburg kam, so war eben damals Conz von Schott auch in Wirzburg, und wollte des Pfalzgrafen Feind werden." Er wollte auch Gözen dazu bereden, und machte deshalb mit ihm einen Ritt ins offne Feld; allein, sagt Göz: „Herr Conrad Schott war ein fauler Reiter, daß wir auf diesmal nichts ausrichten konnten." Diesem nach war Conrads Ruhm als Rittersmann eben nicht sonderlich fein.

Mit dem Jahre 1516 beginnt für die Burg Hornberg eine glänzende Geschichte. In diesem Jahre kaufte sie der tapfere Ritter Göz von Berlichingen von Conrad Schott von Schottenstein, mit dem er, wie wir eben gesehen haben, schon früher zu thun hatte. Trotz dieses friedlichen Vertrags kam Göz doch bald darauf mit dem tückischen Schott in eine ernste Fehde, die in die erste Zeit seines Aufenthalts auf dem Hornberge fiel.

Dem, der den Hornberg besucht, und gern die Erinnerungen aus früheren Zeiten in sich hervorruft, wird es nicht unangenehm seyn, hier einiges von Ritter Gözens Thaten, die er während seines Aufenhaltes auf Hornberg

verrichtete, aus seiner eigenen Lebensbeschreibung, die er hier oben niederschrieb, zu vernehmen.

Gleich nach der Besitznahme des Hornberges geschah es, daß Georg von Bödigheim auf dem Wege von Möckmühl nach Neckarbünau niedergeworfen wurde, und der Pfalzgraf, dessen Dienstmann Ritter Georg war, ließ unsern Ritter Göz, der kurz zuvor für Pfalz gewonnen wurde, ansprechen, die That zu rügen. Er ritt von Hornberg nach Heidelberg, und vernahm dort, daß der Verdacht auf Conz Schott falle, denn Georg von Bödigheim habe ihm, da Conz noch die Burg Hornberg besaß, auf Treu und Glauben hundert Gulden geliehen, die er ihm lange schuldig gewesen. Göz selbst ging nicht gern den Auftrag ein, um seiner früheren Verhältnisse zu Conrad willen; auf jeden Fall hielt er es für Ritterpflicht, ihm öffentlich die Fehde anzukündigen. In diesem Fehdebriefe sagte Göz: Georg von Bödigheim habe bei Conz das Geld fordern lassen, dieser aber habe ihm ein Roß versprochen, wenn er selbst kommmen würde, und so habe er ihn an sich gelockt. Nachdem der Fehdebrief ausgegangen war, so sandte ihm der Pfalzgraf aus seiner Kanzlei einen Zettel zu, auf welchem verzeichnet war, wie Göz reiten und sich halten sollte. Da schob aber Göz den Zettel zurück, und sagte dabei: „ich weiß nach dem Zettel nit zu reiten, denn ich reit nit mehr heim gen Hornberg, ich weiß nit, was mir begegnen mag, das steht im Zettel nit, ich muß die Augen selbst aufthun und sehen, was ich zu schaffen hab." — So zog nun Göz aus von seiner Burg zur

ernsten Fehde; eben, erfuhr er, habe Conz und sein Haufe einen großen Tag zu Ansbach vor dem Markgrafen, und so schickte Göz schnell zwei Knechte zu einem Freunde in Ansbach, um sich zu erkundigen. Gleich darauf brach Schott auf, und übernachtete in Bargel mit 95 Pferden, während Göz nur mit 15 Pferden in Windsheim übernachtete. Göz zog vor Bargel, und nachdem er erfahren, daß Conz nur mit 15 Pferden herausziehe, so ging er auf sie los, und es kam zum ersten Kampfe. Da aber Göz seinen eigenen Reitern nicht recht traute, ob sie gut Pfälzisch wären, so machte er sich bald los und zog auf die Straße nach Ansbach, ob er nicht vielleicht dort feindliches Gesindel finden möchte. Da begegnete ihm Conzens Hausfrau selbst, und er rückte zu ihr hin an den Wagen und er grüßte sie freundlich. Da er die Straßen sonst sauber fand, so ging er nach Windsheim, von da nach Frankenberg, wo eben Conz bei seinem Schwäher verweilte; da stieß Göz auf Friedrich von Limburg, und warf diesen, da er meinte, es sey Conz, nieder. Auf eine Urphede hin ließ er ihn ziehen; zwei andere Diener Conzens dagegen beschied Göz auf seine Burg Hornberg. Einer derselben, Heinz Buschmann, der dem Conz sehr lieb war, stellte sich wirklich nachher auf der Burg ein. Göz kannte Heinzen von seinen Knabenjahren an, und wußte auch um seine Fehden. Göz schrieb daher von Hornberg aus an den Pfalzgrafen, daß er ihm den Knecht hinabsenden wollte, wenn er ihm das Leben schenken würde, da er sein Wort so getreulich gehalten hätte. Es scheint daraus zu erhellen,

daß Göz auch mitten in ernsten Fehden immer auch wieder von Zeit zu Zeit nach Hornberg zurückkehrte, um sich Ruhe zu gönnen.

Bald darauf zog er in die Gegend des Haßgebirges, und setzte die Fehde mit der Schott'schen Familie fort; bei dieser Gelegenheit stach Göz einen Erhard von Truchseß in offenem Kampfe vom Pferde herab, „daß er mit samt dem Federbusch im Dreck lag." Göz behielt das Feld, und ließ seine Feinde eine Urphede schwören.

Göz war dem Conz von Schott noch 2000 Gulden auf die Burg Hornberg schuldig, die sollte er ihm auf St. Peterstag nach Schweinfurt bringen. Göz hielt sein Wort, und brachte das Geld auf den besagten Tag Conzens Hausfrau nach Schweinfurt. Eben hier war es, wo ihn der Stallmeister des Markgrafen von Ansbach warnte, er möchte sich vor Conzen, der ihm auflaure, in Acht nehmen. Göz hatte das Glück, durch ein Seitenthor noch zu entkommen, worauf er nach Heidelberg zu seinem Pfalzgrafen ritt. Bald darauf wurde Conz von dem Markgrafen von Ansbach gefangen gesetzt, und auf Anrathen des schwäbischen Bundes als Landfriedensstörer zu Cadolsburg enthauptet.

Im Jahr 1519 begann Götzens Fehde mit dem schwäbischen Bunde; er wurde von demselben in Möckmühl eingeschlossen, und da aller Vorrath so zu Ende gegangen war, so mußte er eine Thaidigung annehmen, nach welcher er freien Abzug mit den Seinigen haben sollte. Er traute dem Worte, allein er fand sich betrogen; seine Knechte wurden

erschlagen, und ihm wäre es nicht besser gegangen, wenn nicht, wie Göz selbst sagt, der Herr seine Hand über ihm gehalten hätte. Bald darauf kam Göz ins Gefängniß nach Heilbronn, wo man nicht minder unedel mit ihm verfuhr, so daß er genöthigt war, durch seine Hausfrau seine Freunde, Franz von Sickingen und Georg von Fronsberg, ersuchen zu lassen, sie möchten sich seiner annehmen. Noch steht am südwestlichen Ende der Stadt Heilbron der Thurm, in den Göz gelegt wurde, und der freilich nichts weniger als einem ritterlichen Gefängnisse gleicht. Seine Freunde wußten ihm jedoch bald seine Lage zu erleichtern; im Jahre 1522 wurde er seiner Haft frei gegen Erlegung von 2000 Goldgülden.

Von dieser Zeit an saß Göz einige Jahre ruhig auf seiner Burg Hornberg, aber nur, um Kräfte für neue Thaten zu sammeln. Im Jahre 1525 schrieb ihm sein Bruder Hans von Berlichingen nach Hornberg, er möchte zu ihm kommen, da viele aufrührerische Bauern zu Schönthal lägen, und er seines Beistandes gegen einen etwaigen Angriff nöthig habe. Göz ließ sein Weib allein zurück, und eilte dem Bruder zu Hülfe. In jener Zeit wußte Göz so wenig, als die meisten Edelleute in der Gegend, wie sie sich im Bauernaufruhr benehmen sollten; und wie mißbilligend man sich auch immer über den Uebertritt Einzelner zur Sache der Bauern ausgesprochen haben mag, so darf man doch auf der andern Seite auch die Pflichtvergessenheit mancher Machthaber jener Tage nicht übersehen, mit welcher sie die Mindermächtigen einer furchtbaren Rathlosigkeit Preis gegeben haben. Die Edelleute hielten deshalb

zu Boxberg eine Versammlung, die Göz mit dem Versprechen verließ, die Versammlung davon zu benachrichten, sobald er eine Weisung von seinem Kurfürsten erhalten haben werde. Als er in Hornberg ankam, so fragte er, noch ehe er Harnisch und Schwert von sich legte, ob nicht eine Botschaft von Heidelberg gekommen wäre. Sein Weib, die ihm indeß ein Kind gebar, und, da die Bauern bereits in Horneck waren, sehr in Sorge war, verneinte die Frage, und Göz wußte nicht, was er thun sollte; auch ging die Sage, der Kurfürst wolle sich an die Bauern anschließen. Erst lange nachher, nachdem die Sache nicht mehr zu ändern war, erfuhr er, daß seine Schwiegermutter, ein albernes Weib, den Brief von Heidelberg aus ängstlicher Besorgniß unterschlagen hatte, worüber sich auch Göz nie mehr mit ihr aussöhnen konnte. Indessen saß Göz noch einige Zeit ruhig auf Hornberg, und wartete immer noch auf eine Weisung. Als endlich die Bauern aus Gundelsheim aufbrechen wollten, schickten sie an Göz, er möchte zu ihnen kommen, daß sie mit ihm reden könnten. Göz fürchtete für sein Weib und seine Kinder, zumal da der Hornberg damals nicht mit gehöriger Mannschaft versehen war, und doch mußte er hinüber nach Horneck, wenn er sie nicht anders auf seiner Burg selbst haben wollte. Sie erklärten ihm nun geradezu, er müsse ihr Hauptmann werden; lange sträubte sich Göz gegen diesen Antrag, weil er es für ehr- und pflichtvergessen gehalten hätte, darauf einzugehen. Endlich aber war Göz doch gezwungen, diese Hauptmannschaft anzunehmen, aber keineswegs durch

eige-

eigene Neigung zu der Sache, sondern blos durch die Umstände. Man bedenke die Rathlosigkeit, in der er war, und ein solches Kraftgefühl in einer so vielfach bewegten Zeit, die auch dem Besonnensten den Kopf verrücken konnte; so wird man es ganz der Natur der Sache gemäß finden, daß auch Göz sein Schwert zog. Die traurigen Folgen des Bauernkrieges können keinem Auge entgehen, aber man vergesse doch ja nicht, die Schuld auf die zu schieben, die den Bogen so lange spannten, bis er entzwei brechen mußte; es ging damals so manches vor, was auch die Galle des gutmüthigsten Menschen aufregen mußte.

Nicht lange verweilte Göz in der neuen Laufbahn, die er begonnen hatte, und ob er gleich in dieser Zeit mannigfache Gelegenheit hatte, auch gegenüber von dem schwäbischen Bunde seine Absichten an den Tag zu legen, so bemächtigte man sich doch einst des Arglosen und brachte ihn nach Augsburg ins Gefängniß. Hier mußte er ernstliche Rechenschaft ablegen wegen seines Antheils an dem Bauernaufruhr, und es wurde ihm natürlich auch weit mehr zur Last gelegt, als er gethan hatte, worüber der Wehrlose, der stets gegen seinen Freund und Feind die Wahrheit zu reden gewohnt war, so heftig entrüstet wurde, daß er Thränen vergoß. Er mußte eine harte Urphede beschwören, und sich unter anderem verbindlich machen, sogleich nach seiner Freilassung sich auf seine Burg Hornberg zu begeben und in dem Bezirke, der Markung und dem Zehenten der Burg bleiben zu wollen, und zwar sein ganzes Leben hindurch; er sollte auf kein Pferd mehr sitzen, und

selbst dann, wenn er innerhalb seiner Hofmarkung bleibe, immer des Abends wieder auf die Burg zurückkehren. So hart diese Bedingungen waren, so treu blieb Göz seinem Worte — ein Zug seines Charakters, der überall in seinem Leben durchblickt. Sechzehn volle Jahre verweilte er so auf der Burg; und erst nach dieser Zeit scheint er seines Wortes entlassen worden zu seyn.

Nach dieser Zeit zog er einem Melchior Sützel in einer Fehde gegen den Landgrafen von Leuchtenberg zu Hülfe, wurde aber in einem Gefechte verwundet und von Georg Truchseß gefangen nach Bälbach geführt. Nachdem er dort seiner Haft wieder entlassen wurde, so beschied ihn sein Schwager Franz von Sickingen auf sein Schloß Ebernburg. Später wurde er auch zum Antheil an dem Türkenkriege aufgefordert, allein er kam nur bis nach Wien, indem der eintretende Winter alle weitere Versuche niederschlug. Im Jahre 1544 folgte er Kaiser Karl V auf dem Zuge nach Frankreich, wo er sich darüber freute, daß man mit Sengen und Brennen den Uebermuth des Volkes zu dämpfen suche.

Die letzte Zeit seines Lebens brachte Göz auf seiner Burg im Kreise der Seinigen zu; er schrieb, um nicht ganz unthätig zu seyn, seine Lebensgeschichte nieder — die edelste Beschäftigung für das hohe Alter. Oft ruhete wohl in den späteren Tagen seines Lebens sein ernstes Heldenauge auf dem Spiegel des zu den Füßen seiner Burg vorbeigleitenden Stromes und auf den Wipfeln der jenseits rauschenden Eichen; sein inneres Geistesauge auf sein

zurückgelegtes thatenreiches, oft so verkanntes Leben gerichtet, bis sich den 23. Juli 1562 hier oben seine Augen für immer schlossen, und mit ihm das kräftige Ritterthum, dessen Kampf gegen den gewaltigen Wechsel der Zeit in ihm und seinen Geistesgenossen, Franz von Sickingen und Ulrich von Hütten, noch einmal erschienen war, auf immer unterging. Von Hornberg ging der Trauerzug nach dem Kloster Schönthal, dem Familienbegräbnißorte der Berlichinge; dort haben sie den tapfern Ritter zur Ruhe gebracht. An der Wand des Kreuzganges kniet in Stein ausgehauen der biedere Mann, und ein einfaches Monument bezeichnet die Stelle, wo seine irdischen Ueberreste ruhen.

Der letzte derer von Berlichingen, die den Hornberg besaßen, war ein Enkel Götzens, Philipp von Berlichingen zu Hornberg und Sennfelden, derselbe, der auf der Glasmalerei in dem unteren Gebäude abgebildet ist, und der den Schneckenthurm auf der Burg gebaut hat. Nach einem Lehenbriefe, der noch im Hornberger Archiv aufbewahrt wird, kam Philipp im Jahre 1568 in den Besitz der Burg. Wahrscheinlich verkaufte dieser Philipp die Burg an die Familie derer von Heußenstamm, deren Wappen man auch auf der Burg findet, und welche um diese Zeit in Gemmingen'schen Familienpapieren als Besitzer der Burg erscheinen. Diese Familie hat ihr Stammhaus in der Nähe von Frankfurt, und lebt noch in den Grafen von Schönborn fort. Sie war jedoch nur kurze Zeit im Besitze derselben, denn gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts ging der Hornberg verkaufsweise an die Familie von Gemmingen über,

worüber noch der Kaufbrief im Hornberger Archiv zu finden ist. Zunächst besaß ihn Reinhard von Gemmingen, der sich durch eine handschriftliche Chronik seiner Familie, die mit sehr viel diplomatischer Genauigkeit und vielem kritischen Scharfsinn abgefaßt ist, berühmt machte. Im hohen Alter, nämlich im Jahre 1639, trat Reinhard die Burg an seinen Sohn Wiprecht ab. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges gingen auch an ihr nicht ganz vorüber; im Jahre 1645 wurde hier geplündert und zerstört, was zerstört werden konnte. Sie wurde wieder ausgebessert und blieb seitdem unveränderlich bei der Familie von Gemmingen, die sich nach der Burg nennt. Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war sie in bewohnbarem Zustande und der Großvater des jetzigen Besitzers wohnte darin. Später ließ ein Beamter, aus mißverstandenem Eifer, der Burg die Dächer abnehmen und sie unbewohnbar machen. Vieles, was noch aus den Zeiten Götzens von Berlichingen übrig war, seine Bettstätte, die eiserne Wiege eines Kindes und anderes, wurde bei dieser Gelegenheit verkauft.

Wir scheiden von der Burg, die so manche Erinnerungen vergangener Zeiten in uns hervorrief, mit dem wärmsten Danke gegen ihren jetzigen Besitzer, der mit zarter Sorgfalt über die Erhaltung der Burg wacht und durch sein Beispiel vieles wirken wird für die Erhaltung der Neckarburgen.

* * *

Benutzt wurden bei dieser Bearbeitung der Burg die Schriften von Schannat, Guden u. A., vorzüglich aber handschriftliche und mündliche Nachrichten, welche mir durch die Güte meines verehrten Patrones, des Herrn von Gemmingen-Presseneck, zu Theil wurden.

Abgebildet ist der Hornberg in Lang's Taschenbuch für den Adel, wo er noch in bewohnbarem Zustande erscheint. Im rheinischen Taschenbuch und in Grimm's Vorzeit und Gegenwart ist er von der Neckarseite aufgenommen.

Carl Jäger.

Digitized by Google

143.

Hartenberg

bei Römhild im Herzogthum Sachsen-Koburg.

Entstehen und Vergehen ist das große Gesetz der Natur; nichts
Bleibt und nichts ist unveränderlich, als — die Verändrung selbst.

F. F. Benzenberg.

Digitized by Google

143.

Hartenberg.

Hartenberg, unrichtig Hartenburg, gehört unter die zahlreichen, meist in Trümmer liegenden hennebergischen Ritterburgen, wo ein Zweig des ehemals eben so glänzend, als berühmten und mächtigen, nun erloschenen Geschlechts der Grafen von Henneberg residirte und über die lachenden Gefilde des Grabfeldes herrschte. Nur noch wenige Schutthaufen bezeichnen sein ehemaliges Daseyn. Es lag unweit der jetzt Gotha und Meiningen gemeinschaftlich gehörenden Stadt Römhild, gegen Osten, auf einer zwischen beiden Gleichbergen, jedoch mehr in der Nähe des großen Gleichberges, befindlichen Anhöhe.

Die Zeit der Erbauung dieser Burg fällt, so wie die Abstammung der Grafen von Henneberg selbst, (die in ihrem Wappen auf einem geviertheilten Schilde abwechselnd zwei schwarze doppelköpfige einfach gekrönte Adler und zwei schwarze Hennen im goldenen Felde führen,) zu sehr in das Dunkel der Vorzeit, als daß man hierüber etwas

Bestimmtes angeben könnte. Doch ist so viel ausgemittelt worden, daß schon im Jahre 1187 Hartenberg existirt habe, wo es der Aufsicht eines hennebergischen Burgmannes anvertraut war, der davon den Namen führte und, nach einer würzburgischen Urkunde von diesem Jahre, unter den Zeugen Albertus de Hartenberc genannt wird. Aeltere Geschichtschreiber halten dafür, daß dieses Schloß vormals das Eigenthum des Pfalzgrafen Hermann von Stahleck gewesen und von demselben im Jahre 1156 an Grafen Poppo III (X) von Henneberg verkauft worden sey. Diese Angabe ist aber unrichtig und gründet sich auf einen Schreibfehler in Friesen's Würzburgischer Chronik, wo statt Habsberg (ein bei Meiningen gelegenes Bergschloß) Hartenberg gelesen worden ist.

Seit der im Jahre 1274 geschehenen hennebergischen Landestheilung, wurde Hartenberg der Wohnsitz einer abgetheilten gräflichen Linie, die sich in den Urkunden zum öftern Herren zu Hartenberg zu nennen pflegte.

Sie beginnt mit Grafen Heinrich (IX), dem bei dieser Theilung die Schlösser Hartenberg, Osterburg und Schwarza zugefallen waren. Ihm folgten der Reihe nach als Besitzer der hennebergischen Lande dieser Linie Heinrich X deutscher Herr, Berthold XI, Elisabeth Gräfin von Barby, Elisabeth Frau zu Truhendingen, Poppo XV (vermählt mit Gräfin Richza von Hohenloh), Hermann IV, Anna (geborne Gräfin von Henneberg) Herzogin von Pommern, Berthold XII, N. Gräfin von Henneberg,

vermählt an Grafen Heinrich zu Schwarzburg, Vormund des Landgrafen Friedrichs mit der gebissenen Wange.

Der Stammvater dieser Linie, Heinrich IX Graf und Herr zu Henneberg auf Hartenberg, zeichnete sich hauptsächlich durch seine Tapferkeit aus.

Da nach Kaiser Wilhelms Tode, vom Jahre 1256 an, das Reich 23 Jahre ohne Oberhaupt bestanden; so wurden die Städte und Orte in Meißen, Thüringen, Sachsen und Hessen, auch wie andere Gegenden, durch Fehden, Rauben und Plündern hart mitgenommen. Die Lande dieses Grafen Friedrich wurden von solchem wilden wüsten Gesindel ebenfalls bedroht. Als aber Graf Heinrich Kunde hievon erhalten, sammelte er die Seinen und empfing sie auf St. Martinsabend dergestalt, daß ihrer nicht viel heim kamen und sie größtentheils erschlagen oder gefangen wurden. Dieses Raubgesindel hatte sich vor dem Thüringer-Walde bei Arnstadt zusammengezogen und vorher den Grafen zu Käfernburg gegen die Stadt Erfurt gedient. Graf Heinrich vermuthete nun, wie die Grafen von Käfernburg ihm diese hungrige Rotte zugewiesen haben möchten.

Ritter Karl von Heldritt mußte jetzt für Grafen Heinrich Leute werben, um damit an denen von Käfernburg das Vergeltungsrecht zu üben. Mit diesen zog er nach Thüringen und griff diese Grafen an. Da sich diese widersetzten, nahm er Grafen Günther von Käfernburg gefangen und führte ihn nach Franken, wo er ihn so lange behielt, bis sich derselbe durch ein angemessenes Lösegeld frei kaufte.

Ein gleichzeitiger Dichter verfertigte hierüber das Spottgedicht:

Es zog ein Käfer vber Wald
Sammt einem Geschmeiß mannigfalt
Bey der Hennen die Martins Ganß
Zu eßen vnd so seinen Wanß
Zu füllen: dazu vngeladen
Willens die Henne auch selbsten zu braden,
Bald streckt die Henne Klaven und Flügel
Erlegts vnzieffer und triebs zu Hügel
Folgt auch durch einen Heldritt nach
Vnd vbt an ihn die gegen Rach.

Auch die Jahrzahl, wo dieser Vorfall sich ereignete, wurde bildlich vorgestellt:

M C C L X X X V.

Eine Heyschreck zum sprung geneigt
Zwo Raupen ziemlich krumb gebeugt,
Vom brummenden Käfer ein Bein,
Ein Hurniß, Wäsp und Bräme klein,
Ein Molkenstehler auch dabey
Bezeugen solche Jahrzahl frey.

Weniger glücklich unter den Nachfolgern Heinrichs, war Graf Berthold XII in seinen Unternehmungen. Als ein Günstling Kaiser Ludwigs, glaubte er auf dessen Huld und Gunst sich verlassen zu dürfen. Er wagte es daher auch auf würzburgischem Grund und Boden, zwischen

Schweinfurt und Haßfurt ein Schloß aufzuführen, daß er Utenhausen nannte. Bischof Albrecht von Würzburg widersetzte sich diesem Unternehmen und brachte ein Kriegsvolk von 8000 Fußknechten und 1600 Reitern zusammen, womit er 1349 vor Utenhausen zog, wo es zu einer sehr blutigen Fehde kam, in welcher nicht nur Utenhausen gänzlich zerstört, sondern auch des Grafen Volk geschlagen worden.

Dieses Mißgeschick hatte für Bertholden auch in der Folge noch den Nachtheil, daß er für künftige Zeiten Schwarza vom Stifte Würzburg zu Lehen empfangen mußte.

Der hennebergische Chronist setzt die launige Bemerkung hinzu, wie hier abermals der Henne eine Feder gezogen worden.

Später verkaufte Berthold das Schloß Ebenhausen an Bischof Albrecht von Würzburg um 4500 Pfund Heller, so wie er in der Folge mehrere Schulden contrahirte und deshalb seinen Weinzehenden zu Schweinfurt an der Mainleiten versetzen mußte. Doch ist von ihm noch so viel merkwürdig, daß er vom Kaiser Karl IV die Freiheit auswirkte, vermöge welcher seine Unterthanen gegen den Einfluß fremder Gerichte gesichert wurden.

Mit Bertholden, der unvermählt geblieben, erlosch im Jahre 1378 der Mannsstamm dieser gräflichen Linie, und die gräflich Henneberg-Hartenbergischen Lande wurden nun mit dem Hause Henneberg-Ascha vereinigt.

Ein Jahrhundert blieb diese Burg noch die Residenz der Grafen von Henneberg-Ascha und war daselbst auch

der Siß eines gräflichen Hofgerichts, vor welchem die hennebergischen Vasallen Recht zu geben und zu nehmen verbunden waren, und mit ihren Lehengütern beliehen wurden.

Graf Friedrich der Erste erbaute im Jahre 1417 daselbst eine Kapelle, zu deren Aufkommen Bischof Johann zu Würzburg allen denjenigen, die darin ihre Andacht verrichten und zu deren Verschönerung etwas beitragen würden, einen Ablaß von 40 Tagen verkündigte.

Derselbe Graf Friedrich war es auch, der diese Burg von Wassermangel zu befreien suchte und deshalb die Leitung eines Brunnens veranstaltete. Diese Arbeit wurde dem Bürger Hannß Mulig von Hildburghausen, mit der Zusage verdungen, daß, wenn ihm diese Brunnenleitung nach Hartenberg gelinge, er und seine Nachkommen eine jährliche Pension von 14 Fl. ausgezahlt erhalten sollten. Das Unternehmen mochte jedoch nicht von Erfolg gewesen seyn und der fortdauernde Wassermangel war daher wohl die Veranlassung, daß die nachherigen Grafen ihre Residenz 1465 in die Stadt Römhild verlegten und das Schloß Hartenberg ihren Forstbedienten zur Wohnung einräumten.

Unter der Regierung Herzog Heinrichs zu Sachsen-Römhild wurden die Ruinen dieser alten Burg 1681 vollends abgebrochen und zur Erbauung der neuen Schloßkirche zu Römhild angewendet. Der Herzog ließ nachher, 1701, auf diesem Berge ein prächtiges mit Statüen und Gemälden geziertes Lusthaus anlegen und zu dessen An-

denken eine besondere Münze prägen. Auf der ersten Seite derselben steht das Sinnbild des Vogels Phönix, aus dessen Asche durch Hülfe der Sonne die Jungen hervorkommen sollen, die Kehrseite stellt das neuerbaute Schloß Hartenberg vor. Die Umschrift auf beiden Seiten heißt: Ut Phoenix e Cineribus, sic Hartenberg e Ruderibus. Am Berge stehen die Worte: Henrico duce Sax. restaurante anno MDCCL. Jetzt ist von diesem Lusthause nicht die mindeste Spur mehr zu finden.

Die Lage von Hartenberg war überaus angenehm. Auf der einen Seite die beiden den Wolken benachbarten Gleichberge, auf der andern die fruchtbaren Gegenden des Grabfeldes, Römhild und eine zahlreiche Menge von Dörfern und Flecken, können mit einem Blick übersehen werden.

Noch ausgebreiteter und wahrhaft vortrefflich ist freilich die Aussicht von den Gleichbergen selbst, deren Gipfel die Umgegend von allen Seiten überschauen und ohne Zweifel unter die höchsten Berge des Frankenlandes zu rechnen sind. Doch wird der kleine Gleichberg mehr besucht, weil dessen Gipfel kahl und nicht mit Holz besetzt ist, bei dem großen hingegen, mit Buschholz und alten Eichen allenthalben bewachsen, die Aussicht verhindert wird. Es soll daher auch der kleinere Gleichberg früher von dem Astronomen Zach in Gotha zu astronomischen Beobachtungen benutzt und daselbst eine Art Sternwarte errichtet worden seyn. Ihrer Höhe wegen ist an solchen jede Witterungsänderung zu bemerken, indem die niedrigen Regenwolken

mehr oder weniger ihre Gipfel umschleiern und bei den Landleuten deshalb der Reim im Gange ist:

Wenn der kleine Gleichberg aufsetzt dem großen den Hut,
So wird das Wetter gut,
Wenn aber der große dem kleinen aufsetzt die Kappen,
So wird das Wetter dich ertappen.

Die romantische Ansicht dieser Gleichberge und ihrer Umgebung ist daher auch von jeher so anziehend und reizend gefunden worden, daß selbst einer unserer ältern verdienten deutschen Dichter, Uz, sie in einem besondern Gedichte zu besingen, Veranlassung genommen. Auch für den Mineralogen ist der Besuch der Gleichberge und des Platzes, wo Hartenberg gestanden, mit besonderem Interesse verbunden, da auf diesen Gebirgen sich viele Basaltsteine zeigen und man deshalb einer vulkanischen Explosion ihre Entstehung beimessen will. Ganze Schichten dieser Gebirgsart umgeben hauptsächlich den kleinen Gleichberg und zum Theil auch die Anhöhe, wo unsere Burg gestanden, als wären sie Ueberreste einer Mauer. Vielleicht hat eben dieses der Sage von einer Begebenheit auf dem Schlosse Hartenberg in der Vorzeit, wo man so gern geneigt war, alles Ungewöhnliche auf Rechnung eines bösen Dämons zu schreiben, mehreren Eingang verschafft.

Es habe nemlich, so heißt es, einer der ältesten Grafen auf Hartenberg ein einziges wunderschönes Fräulein zur Tochter gehabt. Viele Grafen und Edle, nahe und ferne, hätten erfolglos um die Hand des Fräuleins gewor-

worben, keiner Gehör bei dem alten Grafen finden können. Da sey einmal bei schon einbrechender Abenddämmerung die Ankunft eines stattlichen Ritters auf dem Schlosse gemeldet worden. Der fremde Rittersmann hätte auch bei dem Grafen um das zarte Fräulein geworben. Sein einnehmendes gefälliges Betragen habe den Beifall des Grafen erhalten und der Glanz seines Anzuges und seines Gefolges hätten die Augen des alten Vaters verblendet, so, daß er endlich seine Einwilligung zur Vermählung des Fremdlings mit seiner Tochter gegeben, wenn letztere ihn zum Gemahl begehren sollte. Den scharfen Blicken des Fräuleins, dem man den Ritter vorgestellt, habe sich nun alsbald die vermummte Gestalt des Fremdlings entdeckt. Mit Schaudern und Entsetzen habe sie, statt Menschenfüße, Bocksfüße und andere Kennzeichen des wahrhaftigen Teufels an ihm wahrgenommen. Furcht vor dessen Rache wegen einer alsbaldigen abschläglichen Erklärung und auf der andern Seite Achtung für den erklärten Willen ihres Vaters, hätten sie aber dennoch vermocht, dem Unhold ihre Hand zu versichern, jedoch unter der einzigen Bedingung, deren unmögliche Erfüllung sie voraus zu sehen glaubte.

Es solle nemlich der Brautwerber gehalten seyn, noch in derselben Nacht, ehe der Hahn den Morgen verkünden werde, um die schon befestigte Burg Hartenberg eine zweite Ringmauer aufzuführen, dafern dies aber nicht gelingen würde, der Hand des Fräuleins verlustig werden.

Der verkappte Gast willigte auch in diesen Vorbehalt. In bangen Erwartungen brachte das Fräulein die bald eintretende Nacht hin und schauerliches Getöse von außen her verkündigten leider allzu bald, daß der Unhold wahr machen werde, was er zugesagt hatte, und schon meldete das Kammermädchen der jungen Gräfin, wie die Mauer bis auf ein kleines Stück aufgerichtet sey und Tausende von Gehülfen beschäftigt wären, das Werk zu vollenden.

In demselben Augenblicke wurde jedoch die letzte Bürde von Ruinen durch luftige Gesellen über die Höhen bei Themar gebracht, als eben in dem im Thale liegenden Dorfe Lengfeld der Hahn zum ersten Mal gekräht und den Morgen begrüßt haben soll, wo dann diese Bürde, noch jetzt unter dem Namen Feldstein bekannt, zur Erde gestürzt und die fast vollendete Mauer um Hartenberg alsbald in Trümmer zerfallen. So wäre denn das schöne Fräulein aus den Klauen des Teufels gerettet worden.

Sonderbar aber, daß man unter dem Namen „Feldstein" bei Themar, auf der Höhe eines Berges, der das Thal von Lengfeld bildet, wirklich einen gleichsam künstlich aufgerichteten — ganz isolirt stehenden, an 70 Schuh hohen Felsen aus lauter beweglichen, vom Ganzen nicht trennbaren Steinen derselben Gattung antrifft, wie sie auf dem Gleichberge und auf der Stelle zu finden, wo sonst Hartenberg gestanden.

Noch auffallender in Verbindung mit dieser Volkssage ist ferner, daß außer dem Feldsteine einer Basaltmasse, das Gebirge jener Gegend, wo er ruht, lediglich aus Kalk-

oder Sandstein besteht. Möchten Sachkundige diese merkwürdige vaterländische Naturseltenheit näher prüfen und erklären!

* * *

Da gegenwärtig von Hartenberg kaum eine Spur mehr zu finden, so sind auch keine neuern Abbildungen von dieser Burg, wie sie gewesen, vorhanden. Ob ältere in irgend einem Archiv, oder sonst wo, sich erhalten, ist dem Verfasser dieser Notizen unbekannt.

Uebrigens sind diese Nachrichten aus Schultes diplomatischer Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg, dessen historisch-statistischer Beschreibung der Herzoglich Sächs. gemeinschaftlichen Aemter Römhild und Themar, so wie aus Spangenberg's Hennebergischer Chronik gesammelt und mit Rücksicht eigener Lokalkenntnisse vorgetragen worden.

Ernst Fr. Appunn.

Digitized by Google

144.

Neuhauß

bei Mergentheim im Königreiche Würtemberg.

Ach! du mahnst an die Genossen,
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verflossen,
An die Zeit, die nimmer kehrt.

J. G. v. Salis.

Digitized by Google

144.

Neuhauß.

Unweit Mergentheim, auf dem rechten Ufer des Tauberflusses, auf dem sehr großen Kötterberge, lag in der grauen Vorzeit die Kötternburg *), von welcher gegenwärtig außer einem Stück Wall und tiefen Graben, die beide ganz mit Laubholz überwachsen sind, nichts weiter mehr übrig ist, als die in mehren geschriebenen Chroniken enthaltene, aber ungegründete Sage: der Name komme von einer Gräfin Katharina von Hohenlohe her, und die Kötternburg sey bei Gelegenheit einer Fehde, oder wie andere wollen, weil häufig daraus geraubt und Gewaltthätigkeiten verübt, zerstört worden, worauf sich ihre Besitzer auf dem Kitzberge, als einer viel sicherern Stelle, niedergelassen, und das daselbst erbaute feste Schloß „Neuhauß" genannt hätten.

*) In einer Trapperey-Rechnung vom Jahre 1738 steht unter anderem: wegen Abbrechen der alten Mauern und Durchwerfen des Sandes an der Kötternburg ꝛc.

Einer alten Geschichtschrift zufolge soll eben dieses Mannhaus im Jahre 1270 von den Grafen von Hohenlohe erbauet worden seyn. In jenen Tage sind diese Grafen die stiftsherren, bekannten Besitzer davon gewesen, und hatten in dieser Gegend nahe überhaupt viele liegende Güter: So schenkte z. B. (1220) Graf Andreas von Hohenlohe, welcher mit seinen beiden Brüdern Heinrich und Friedrich in den teutschen Orden trat, dem Orden seine Hohenloher Güter, die er in und um Morgenthau hatte, bei welchen unter andern auch Sylva in Ketterau (an welchem die Ruinen der Klosterburg liegen) war. Im Jahre 1300 machte Adelheit, Witwe des Grafen Eberhard von Hohenlohe-Brauneck, die Weis Bradach, welche eine halbe Stunde oberhalb Morgenthau an dem linken Ufer des Taubenflusses, auf dem 415 Fuß hohen Kirchberg liegt, unter Bischof Herhard, dem Hochstifte Würzburg, propter zelum affectionis, quem ad ecclesiam Herbipol. gerebat, zu Lehen. Diese Lehens aber ungeachtet verkaufte Graf Conrad von Hohenlohe das Schloß Brauneck sammt den dazu gehörigen Dörfern, Weilern und Höfen: Hyersheim, Harthausen, Reuses, Merkelsheim, Apfelbach, Hedelingen, Lulbach, Attenfelden, Reuschfeld, Kirchshausen, Schillingsfürst und Aichhausen, unter dem Bischof Albert, gebornen Grafen von Hohenlohe, im Jahre 1372, um 7000 schwere rheinische Gulden, an den Deutschmeister Philipp von Sickenbach, mit dem Verstrechen, sie nach 20 Jahren wieder einzulösen. Als Grafen von Hohenlohe-Brauneck, der letzte dieser Linie, der

auf Neuhauß wohnte, starb, fiel letzteres mit Zubehör dem Hochstift anheim, und nach dieser Zeit müssen sich die Bischöfe von Würzburg zuweilen hier aufgehalten haben, wie aus einigen Urkunden hervorgeht, welche von hier aus datirt sind. Auch als Staatsgefängniß wurde es gebraucht, denn, nach Frank's kurzgefaßter Geschichte des Frankenlandes S. 145, erhielt Bischof Gerhard von Würzburg, 1396, vom Papste die Erlaubniß, seine Geistlichen zu schätzen, und als mehre von diesen die auferlegte Schätzung verweigerten, so ließ der Bischof den Domdechant von Malkes zu Würzburg, so wie dem Domdechant Otto von Milz zu Bamberg, und seinen Bruder Hans von Milz, Domherrn zu Würzburg, sämmtlich in ihrem Chorhabit, gefangen auf das Schloß Neuhauß setzen. Späterhin belehnte der Bischof Gerhard, geborner Graf von Schwarzenburg, die Grafen von Schwarzenburg mit Schloß und Amt Neuhauß, und diese verkauften es wieder, 1411, an den Deutschmeister Konrad von Egloffstein um 15100 Fl. auf ewige Wiederlösung. Noch selbiges Jahr gab dieses Wiederlösungsrecht Graf Günther von Schwarzenburg dem Hochstifte abermals zu Lehen, welches es aber nicht benutzte, sondern 1421 unter Bischof Johann II, geb. Herrn von Brunn, um die Summe von 18500 Fl., welche der Bischof größtentheils schon an den Orden schuldig war, an den Deutschmeister Egloffstein verkaufte. Dieser machte Neuhauß zum Hauptsitze der Deutschmeister, und als 1525 der Hochmeister von Brandenburg zur evangelischen Kirche überging und Preußen

von der Krone Polen zu Lehen empfing, so wurde Neuhauß auch der Sitz der Hochmeister und blieb es, bis ihn Maximilian I von Oesterreich, zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, nach Mergentheim verlegte.

Als Residenz der Hoch- und Deutschmeister wurde Neuhauß erweitert und mehr befestigt, aber eben dadurch auch manchen widrigen Schicksalen unterworfen. Im Jahre 1525, am Montag nach dem Palmsonntage, nachdem sich kurz zuvor der alte Deutschmeister Dietrich von Cleve geflüchtet und eine geringe Besatzung von einigen 30 Mann zurückgelassen hatte, wurde das Schloß in wenigen Stunden von den aufrührischen Bauern, unter Anführung des Georg Metzler, eines Schenkwirths von Ballenberg, erobert und rein ausgeplündert. Was die Bauern nicht mit fortnehmen konnten, zerstörten sie und zündeten endlich, vor ihrem Abzuge, das Schloß an. Das Feuer that ihm indessen keinen großen Schaden, weil fast sämmtliche Wände von gutem Mauerwerk waren.

Der neuerwählte Hoch- und Deutschmeister, Walther von Cronberg, ließ 1528 Neuhauß wieder ausbessern, mit einem zweiten Graben versehen, und außerhalb desselben noch einige Schanzen und Wolfsgruben anlegen, auch innerhalb einen Brunnen graben, welcher 80 Klafter tief, von unten herauf zu zwei Drittel durch Kalkfelsen gehauen und zu Tage mit starken Quadern aufgemauert ist.

Unter dem Hoch- und Deutschmeister Wolfgang Schützbar, genannt Milchling, wurde es 1552 von den schmalkaldischen Bundestruppen, unter Johann von Mecklenburg,

nach neuntägigem Beschießen erobert und fast gänzlich zerstört, aber auch durch den Hoch- und Deutschmeister Jörg Hund von Wenkheim bald wieder in wehrhaften Stand hergestellt. Im December 1631 wurde Neuhauß, nachdem sich der Hoch- und Deutschmeister Joh. Casper von Stadion, mit dem Ordensschatze geflüchet hatte, dem schwedischen Feldmarschall Grafen Gustav Horn mit Akkord übergeben, und dieser ließ es durch den Obersten Sperreuter — der mittlerweile dies Schloß mit dem dazu gehörigen Amte von dem schwedischen König Gustav Adolph als erb- und eigenthümliche Herrschaft geschenkt bekam — noch mehr befestigen. Sperreuter hielt eine Besatzung daselbst und ließ es als Eigenthümer verwalten, bis der westphälische Friedensschluß dem langwierigen Kriege und somit auch seinen Ansprüchen auf die Herrschaft Neuhauß ein Ende machte.

Im November 1642 besetzten die Franzosen, unter ihrem General Guebriant, daß Schloß Neuhauß und hielten hier und in der Umgegend ihre Winterquartiere; im darauf folgenden Frühjahre verließen sie es wieder freiwillig und ohne daß sie bedeutenden Schaden daselbst angerichtet hätten. Am 28. April 1645 wurde es abermals von den Franzosen, unter dem Marschall Türenne, besetzt und noch weiter befestigt, aber schon nach acht Tagen, am 5. Mai, als an dem Tage der entscheidenden Schlacht bei Herbsthausen, in welcher die Baiern unter ihrem General-Feldzeugmeister Grafen Franz von Mercy siegreich gegen sie fochten, den erstern auf Discretion über-

geben, bei welcher Gelegenheit 170 Deutsche, welche unter der Besatzung waren, bei den Baiern Kriegsdienste nahmen.

Im Jahre 1647 hatte Neuhauß der schwedische Generallieutenant Graf Joh. C. Königsmark inne, und seine in Schwaben ꝛc. geraubten Schätze, mehrere Millionen an Werth, dahin geflüchtet, welche von seiner Gemahlin Maria Agatha geb. von Leß, die in Abwesenheit ihres Mannes das Commando führte, siegreich gegen die sechs Wochen lang dauernde Belagerung des k. k. Generals Joh. v. Werth vertheidigt wurden.

Noch hielten die Schweden Neuhauß nebst der Stadt Schweinfurt bis Ende des Jahrs 1650 besetzt, wo ihnen erst die von dem fränkischen Kreise versprochene Satisfactionsgelder bezahlt wurden.

Im Jahre 1688, als die Franzosen unter ihren Generalen Monclas und Tremouille einen Streifzug nach Franken machten, wurde Neuhauß von ihnen besetzt, aber weil sie sich zu schwach fühlten, nach wenigen Tagen wieder verlassen.

Nach dieser Zeit, wo wegen vervollkommneter Kriegskunst, Neuhauß nicht wohl eine förmliche Belagerung aushalten konnte, ließ man seine Außenwerke eingehen und gebrauchte es blos noch zu einem Staatsgefängniß und als Wohnsitz für den Amtmann.

Im Jahre 1738 traf der Blitz den hohen Thurm, erschlug den dort wohnenden Feuerwächter und zerstörte das Dach, seit welcher Zeit letzteres nie wieder hergestellt

wurde. Im Jahre 1795 verlegte der Hof- und Zuruck-meister, Maximilian Xaver, zu großer Erleichterung der Unterthanen, den Zuruckhof in das nahe gelegene Dorf Jgersheim, denn, ungerechnet, daß der Klosters, zumal des Winters, sehr beschwerlich zu erfragen ist, so mußten die sämmtlichen Zuruckunterthanen, der Reihe nach, manchesmal Frohndienste dahin leisten, da es täglich das nöthige Wasser von Jgersheim aus, hinaus führen ist. Unmittelbar den Umgebungen nun stand das Schloß ganz leer, und nur seine Oekonomiegebäude wurden von dem Pachter der sehr beträchtlichen Schloßgüter bewohnt.

Im Jahre 1791 endlich wurden — zur einigen Schande sey es gesagt — die Hofschlosser des sehr ansehnlichen Archivs zu Muthmaß, ohne alle Ursache, in das Schloß selbst ausgeleret und um ein Klafter Kalmer verkauft, die sie mit Wagen und Karren wegfahren ließen, und das Schloßgebäude selbst, — weniger aus dem Grund zu Tage zu gewöhnlichen communalischen Baubedürfnissen, als vielmehr aus schmutziger Privatabsicht einiger Herren der m. Kammer, die sich schämen zu lassen hatten und wußten, — welches insbesondere des letztern Stockwerks bombenfest gewölbe war und drei bis sechs Stern dicke Mauern hatte, die Jahrhunderten noch getrotzt hätten, unter dem nichtigen Vorwande: die Unterhaltungskosten sey zu theuer, in Absprechung des sich beratenden Hofes und Deutschmeisters, mit einem Kostenaufwand abgetragen, von welchem die Zinsen die bisherigen Unterhaltungskosten bei weitem übertrügen.

Schade nur, daß diese schädliche Zerstörung — wie es von dergleichen Menschen freilich nicht anders zu erwarten ist — so gänzlich! planlos geschah; denn, wie etwas mehr Schonung einiges Mauerwerk, hätte leicht ebenfalls die Stadt der Hohenlohe-Braunecker und der Deutschenherr noch lange dem ehrwürdigen hier schönen Taubenthale, auch als Ruine, zur wahren Zierde gereichen können, aber, so sieht man von dem Fuße des Schlosses aus, den hohen Thurm abgerechnet, der ohne Zweifel wegen seiner großen Festigkeit nicht wohl zerstört werden konnte, kaum noch etwas, das die Neugierde reizen und zu Erstiegung des Berges einladen könnte. Dessen ungeachtet lohnt es sich der Mühe dieß Trümmer zu betrachten und, von ihnen aus, das herrliche und anmuthige Taubenthal, mit seinen waldbewachsenen Wiesenhügeln nebst einem großen Theile des Fürstenthums Mergentheim und seiner Hauptstadt, zu überschauen.

Der Rückweg kann auf drei Seiten, von Jagstheim nemlich, von Markelsheim und von Mergentheim aus eingeschlagen, auch von Mergentheim aus über den Galgenberg, ohne alle Schwierigkeit, besahren werden.

Hat man den Berg von Markelsheim aus erstiegen, so gelangt man zuerst an einen noch aufgemauerten Wall, mit einer ziemlichen hochverwilderten Thordffnung, dann, hinter diesem Eingange, an eine 60 Fuß lange und 20 Fuß breite, mit mehren Bogen versehene, steinerne Brücke, welche, nach einer an der innern Seite der Oeffnung angebrachten Inschrift, 1752 statt der vormaligen Zugbrücke erbauet wurde. Diese führt über den 45 Fuß tiefen und

breiten, ganz aufgemauerten, innern Graben, welcher das ganze Schloß umgiebt, und von Seiten des letztern, durch eine doppelte Reihe von Schießscharten, wovon die unterste kaum 8 Fuß von dem Grunde des Grabens entfernt ist, vertheidigt wird. Von genannter Brücke aus kommt man unmittelbar durch das, jetzt noch verschließbare, Thor in den äußern Schloßhof, welcher ganz mit Oekonomiegebäuden eingefaßt ist. Ueber das Thor weg, welches das einzige in das Schloß ist, zieht sich eine starke, massive Brustwehr, die auf jeder Seite mit einem dicken, runden Thurm in Verbindung steht, wovon der rechts sich vorzüglich auszeichnet, indem er 36 Fuß im Durchmesser, und vom Graben aus 50 Fuß Höhe, und mehre Schießscharten für größeres und kleineres Geschütz hat.

Am Eingange in das Schloß, links, sind ungefähr Manns hoch, dicht neben einander, zwei, $2\frac{1}{2}$ Fuß hohe und breite Steine eingemauert, von welchen der eine, in halb erhabener Arbeit, das Wappen des Deutschmeisters Walther von Cronberg mit der Jahrszahl 1528, und der andere eben so das Wappen des Hoch- und Deutschmeisters Maximilian I Erzherzog zu Oesterreich ꝛc. ohne Jahrzahl, beide noch ganz gut erhalten, vorstellt. Innerhalb des Schloßhofs, den Oekonomiegebäuden gegenüber, zieht sich eine 30 — 40 Fuß hohe, oben mit einer Brustwehr und Schießscharten versehene, Mauer um einen künstlichen Hügel, dessen Oberfläche auf der Morgenseite 360, gegen Mittag 279, gegen Abend 284 und gegen Mitternacht 210 Fuß Länge hat, auf welchem sonst das

Schloß stand. Auf dieser Mauer erblickt man auf einem Sandsteine folgende Inschrift eingehauen:

> Wolfgang Administrator des Hochmeisterthums in Preussen Meister teutschen Ordens in teutschen und welschen Landen Probst und Herr in Ellwangen 1550.

Im Anfange besagter Mauer, nicht fern der Thorstube, steigt man 30 Stufen hinauf, und gelangt dann auf den Schloßplatz, wo man neben vielen Schutthaufen und den Resten von zwei runden, sehr festen, mit dem Schloßgraben in Verbindung stehenden Thürmen, einen, bis jetzt noch 70 Fuß hohen, runden Thurm findet, an welchen sich, etwas über die Hälfte seiner Höhe, eine dicke, aber nur schmale Wand anlehnt, in welcher noch einige Fensteröffnungen über einander, so wie mehre Spuren von Gemälden auf Kalk zu sehen sind, welche noch aus der hier entstandenen Schloßkapelle herrühren; ferner bemerkt man beim Umhergehen mehre Oeffnungen in Keller und unterirdische Gänge, von welchen letztern einer bis nach Mergentheim geführt haben soll. Der 336 Fuß tiefe Brunnen, welcher sich zunächst dem hohen Thurme, in einem verschlossenen Schoppen befindet, wird bis jetzt noch in vollkommen gutem Stande erhalten, weil der Pachter einen Theil seines Wasserbedarfs daraus höchst mühsam mittelst großer Eimer, die an Ketten hangen, heraufzieht. Da dieser Brunnen erst 1814 wieder bis auf seinen Felsengrund gereinigt wurde, so wird er seit dieser Zeit verschloss-

schlossen gehalten, weil sonst das Donner ähnliche Geräusch, welches hineingeworfene Steine verursachen, zu abermaliger Verunreinigung und baldiger Anfüllung mit Schutt, Veranlassung geben könnte.

Die Thatsache, daß einst Königsmark seine Schätze hier niedergelegt hatte, mag Ursache seyn, daß heute noch die Sage herumschleicht: es liege hier ein großer Schatz vergraben, welchem zu Liebe schon mancher Leichtgläubige, sogar noch in ganz neuen Zeiten, um ihn zu heben, vergeblich sein sämmtliches Vermögen und seine Gemüthsruhe zum Opfer brachte.

Merkwürdig ist es, daß von dem so imposanten Neuhauß, wie es sonst war, keine Abbildung, weder als Kupferstich noch als Zeichnung, existirt.

* * *

Stoff zu dieser Bearbeitung lieferten: A. S. Stumpf, historisches Archiv für Franken ꝛc. 1stes Heft. Journal von und für Franken, 5ten Bds 3tes Heft. L. Fries, Chronik von Würzburg. Sam. v. Pufendorf, schwedische und deutsche Kriegsgeschichte ꝛc., und ganz vorzüglich: mehre Handschriften aus der reichen Sammlung des königl. würtembergischen Archivars P. A. Breitenbach zu Mergentheim.

Digitized by Google

145.

Gleichen

bei Oehringen, im Fürstenthum Hohenlohe.

Es kann schon nicht Alles so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond,
Es blühet, vergeht und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

A. v. Kotzebue.

Digitized by Google

145.

Gleichen.

Zu den, im dritten Bande dieses Werks beschriebenen, zwei Gleichen bei Göttingen und drei Gleichen bei Erfurt, gesellt sich hier noch eine dritte Burg gleiches Namens, die hinsichtlich ihres Alters jenen wohl nichts nachgeben wird.

Der Weiler Gleichen, zwei Stunden von Oehringen im Hohenlohischen, welcher vormals der Viehhof der Burg Gleichen war, besteht aus wenigen zerstreut liegenden Häusern und liegt auf dem rechten Ufer des Flüßchens Brettach, auf der Kuppe einer hier sehr hohen und schroffen Thalwand. In der Mitte dieses Weilers erhebt sich ein zwar kleiner, aber steiler und mit Buschholz dicht überwachsener Hügel, an dessen Fuße man noch die Spuren eines ihn umgebenden Grabens bemerkt. Hat man sich mühsam durch das Gebüsch die steile Anhöhe hinauf gearbeitet, so befindet man sich auf einer unebenen, kaum 20 Ruthen haltenden Fläche, deren Boden zwischen dem Gebüsche mit unzählbaren Bruchstücken von Kalksteinen bedeckt ist. Um den obern Rand dieses Hügels scheint,

einigen Vertiefungen nach zu urtheilen, sich abermals ein Graben, oder aufgemauerter Zwinger, herumgezogen zu haben, innerhalb dessen erst die Burg stand welche dem angegebenen Raume nach sehr fest, aber von nicht gar großem Umfange gewesen seyn kann. Vor ungefähr 40 bis 50 Jahren standen, nach Aussage der Bewohner des Weilers, noch bedeutend hohe und dicke Mauern auf dem Burgplatze, die damals, bei Gelegenheit, wo im Weiler zwei neue Häuser erbaut wurden, von den Bauern mit einer solchen Vollständigkeit — der Bausteine wegen — abgebrochen worden sind, daß man jetzt durchaus nichts mehr von einem Brunnen, der sonst vorhanden gewesen seyn soll, oder von Kellergewölben, und kaum noch einige Spuren von Grundmauern zu entdecken im Stande ist.

Die Aussicht von dem Hügel ist zum Theil sehr interessant, zumal gegen Süden und Osten hin, wo man nicht nur einen großen Theil des romantischen Brettachthales, und neben einigen Höfen und Dörfern das eine halbe Stunde weiter aufwärts, auf der linken Seite des Brettachthales liegende, noch bewohnte, alte Bergschloß Majenfels, sondern auch in weite Entfernung, bis in die Gegend von Neuenstein und Waldenburg sehen kann.

Nach der Erzählung mehrer Chroniken von Hall in Schwaben, soll die Burg Gleichen im Städtekriege, weil viel Unfug und Räubereien daraus verübt worden, in dem Jahre 1330 von den Hallern, in Verbindung mit denen von Dünkelsbühl, Eßlingen und Ulm, erobert und ausgebrannt worden seyn, und seit jener Zeit im Schutte

liegen. Wann diese Burg erbaut wurde, ist unbekannt; doch waren die Herren von Gleichen, die zu den Patriziern zu Hall gehörten, die frühesten bekannten Besitzer und wahrscheinlich auch die Erbauer davon. S. Wiedmann sagt in seiner Chronik der Reichsstadt Hall (1550): „Gleichen, das Schloß und Weiler, nicht weit von Oehringen, so noch hoch Gemäuer hat, dieses Geschlechts seyn auch viel Bürger zu Hall gewesen, führten in ihrem Schild 2 Beyhelin kreuzweis über einander, und dazwischen ein Eck, auf jeder Seiten 3 Staffeln habend."

Diese Familie, die zum niedern Adel gehörte, ist nun längst ausgestorben. Zu Ende des 14ten Jahrhunderts verkaufte Götz von Gleichen den Weiler Gleichen mit seinen Rechten und Gerechtigkeiten an die Grafen von Löwenstein, und Graf Heinrich von Löwenstein verkaufte ihn wieder mit allem Zubehör an den Grafen Albrecht von Hohenlohe, dessen Nachkommen, die Fürsten von Hohenlohe, es heute noch besitzen.

Digitized by Google

146.

Brauneck

bei Creglingen im Königreiche Würtemberg.

Hier, mit wundersamen Geisterleben,
Laß, o Vorzeit, längst der Nacht geweiht,
Deiner Schatten Riesenbilder schweben
Aus den Trümmern der Vergangenheit.

F. v. Maltitz.

146.

Braunneck.

So weit sichere Nachrichten reichen, war das Dorfschloß Braunneck ursprünglich das Eigenthum der Grafen von Hohenlohe; denn schon im Jahre 999 besaß es Graf Hermann von Hohenlohe, und der tapfere Conrad I., zweyter Sohn des Grafen Gottfried III., welcher zu Anfang des 13ten Jahrhunderts lebte, und stiftete die Braunneckische Linie, welche aber schon mit Conrad IV., 1396 wieder erlosch. Im Jahre 1205 kam Braunneck mit den übrigen Gütern, durch Heirath der Gräfin Margaretha, Tochter des Grafen Conrad IV von Hohenlohe, an Johann III., Burggrafen zu Magdeburg und Grafen zu Hartzog, welcher 1448 mit der gesammten Herrschaft Braunneck, Creglingen und Crisch, nebst den sieben Mannhöfen Oberndorf, Gnottdorf, Seyt, Sickershausen, Kalenfürstheim, Wertenstheim und Ebenbeim, um die Summe von 24,000 fl. rhein. an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg verkaufte, der sich von da an Herr zu Braunneck nannte. Schon im folgenden Jahre brachte

er es dahin, daß das Schloß Brauneck, welches, so weit es mit Mauern und Gräben umgeben, kurpfälzisches Lehen war, völlig geeignet und die Lehenschaft aufgehoben wurde, worauf er es mit Zubehör im Jahre 1460 seinem Rathe Jörg von Ehenheim zum Rittermannlehen gab.

Im Jahre 1525 wurde Brauneck von den aufrührischen Bauern nach kurzem Widerstande erobert, ausgeplündert und zum Theil verbrannt, bald nachher aber wieder, auf Kosten dieser Bauern, in bewohnbaren Stand hergestellt.

Nach Absterben derer von Ehenheim, 1559, wurde Brauneck der Familie von Gündelsheim verliehen, und da der letzte dieses Geschlechts, Martin Joachim Christoph von Gündelsheim, 1683 ohne männliche Erben starb, so wurde es an Johann Ulrich v. Dangries auf Gleisenberg, Oberamtmann zu Windsach, zu neuem Rittermannlehen käuflich überlassen, dessen Sohn Philipp Andreas es aber wieder, 1690, an das markgräfliche Haus abtrat. Von dieser Zeit an, wo anfänglich markgräfliche Kastner daselbst wohnten, nachher das Schloß sammt den dazu gehörigen Gütern verpachtet und zuletzt an mehre Bauern verkauft wurde, geriethen die Baulichkeiten immer mehr und mehr in Verfall, so daß es jetzt vollkommen das Ansehn hat, als wenn dieses ehrwürdige Stammschloß der sonst sehr mächtigen Grafen von Hohenlohe-Brauneck durch Feindes Hände zerstört worden wäre.

Brauneck liegt auf dem Vorsprunge eines steilen, gegen 200 Fuß hohen Hügels, welcher links von der Steinach,

einem Forellenbache, und rechts von einer tiefen Schlucht begränzt, auf seiner Nordseite unangebauet und steinig, auf der Süd- und Westseite aber mit Weinstöcken bepflanzt ist. Es bildet ein längliches Viereck von beträchtlichem Umfange, welches aus einer an funfzig Fuß hohen, sehr starken Mauer besteht, auf der, wie man jetzt noch hier und da sieht, so weit die Wohngebäude nicht darauf ruhen, ein mit Schießscharten versehener Gang rings herum führte. Auf der Nord- und Westseite ist diese Mauer durch zwei starke, viereckige Thürme begränzt, die jetzt noch hoch über die Mauer hervorragen; auf der Südseite stand sonst ein ähnlicher Thurm, der aber nun fast ganz abgetragen ist. Auf der Nordseite, mit der südlichen und nördlichen Wand der Mauer aus einem Stücke, steht ein hoher, sehr massiver Bau, welcher zur Noth noch bewohnt werden könnte, und in welchem unter andern sich sonst auch die Schloßkirche befand. Von diesem Baue rechts auf der Ostseite ist der Eingang in das Innere des Quadrats. Wenigstens sechzig Schritte von diesem Eingange entfernt, ist quer über der Hügel von einem breiten Graben durchschnitten, der gegenwärtig aber zum großen Theil geebnet ist. Ganz dicht an und vor dem Schlosse zieht sich noch ein tiefer und breiter Graben, der fast ganz durch Kalkfelsen gehauen ist, quer über den Rücken des Hügels weg. Ueber diesen Graben führt nach dem Schloßthore eine steinerne Brücke, welche, wie man aus mehren vorhandenen Spuren noch sieht, die Stelle der sonst hier befindlichen Zugbrücke vertritt. Gleich innerhalb des Ein-

gangs in den Schloßhof, hat man links das große massive Gebäude, in welchem die Schloßkirche und die Wohnung des Kastners war, und welches jetzt als Scheune benutzt wird; rechts, diesem Baue gegenüber und zunächst am Thore, steht, ganz frei, ein sehr dicker, viereckiger, sonst an hundert, jetzt kaum noch sechzig Fuß hoher Thurm, dessen Außenwände ganz mit hervorragenden Quadersteinen bekleidet und dessen kaum drei Fuß hoher Eingang auf der Südseite an funfzig Fuß in der Höhe ist. Gegen die Mitte des Burghofes befindet sich ein runder, mit Quadersteinen aufgemauerter, 132 Fuß tiefer Brunnen, dessen Brüstung, weil er, ohne Zweifel wegen darin liegenden Schuttes, kein Wasser hat, abgebrochen und zu ebener Erde mit einem großen Steine bedeckt ist.

Noch stehen innerhalb des Schloßhofes einige Wohn- und Oekonomiegebäude — das Werk neuester Zeit — in welchen drei Bauernfamilien, die Eigenthümer des beträchtlich großen Schloßgutes, wohnen.

Die Aussicht von dem Schlosse aus ist nicht sehr anziehend, obschon man gegen Süden ein Thal und in der Nähe des Schloßberges das Dorf Niedersteinach, auf der Anhöhe gegen Osten das Dorf Sexelbach, und auf den übrigen Seiten angebauete Bergwände, oben liegende Ackerfelder und entfernte Waldungen sieht.

* * *

S. Onolzbachische Nachrichten 1741. Nr. 31. Uffenheimische Nebenstunden von J. F. Georgi. Th. 1. 1135 u. f. 1144 u. f. Bundschuh, geograph. statist. topograph Lexicon von Franken. J. J. Herwig, Entwurf einer genealog. Geschichte des hohen Hauses Hohenlohe, sind benutzt.

147.

Oberlauda

bei Gerlachsheim im Großherzogthum Baden.

Der Mensch und seine Werke,
Sie sind des Tages Raub.
Die Schönheit und die Stärke
Zerfallen bald in Staub.

A. Schreiber.

Digitized by Google

147.

Oberlauda.

Das Bergschloß Oberlauda bewohnten sonst welche vom niedern Adel, die sich von Lauda nannten. Schon im Jahre 1163 kommt, als Zeuge in einer Urkunde, Henricus de Luden vor. 1186 übergab dieser Heinrich, unter mehrern andern Gütern, sein ihm gehörendes Drittel der Burg Lauda, nebst der Burg Dietbauer, dem Hochstifte Würzburg. 1337 wurde Graf Craft von Hohenlohe von dem Pfalzgrafen Ludwig mit dieser Burg belehnt. 1358 verkaufte Graf Gerlach von Hohenlohe die beiden Schlösser Jagstberg und Lauda an die Grafen Ulrich und Johann von Leuchtenberg auf Wiederlösung. 1460 verkaufte Graf Johann von Hohenlohe diese Wiederlösung, nebst Pfandschaft, auch Briefe, Forderung und Rechte, die er und seine Vorfahren an beide Burgen hatten, an den Bischof Johann I geb. von Egloffstein, zu Würzburg, um 63000 Fl.

Am Charfreitage des Jahres 1525 zogen die aufrührischen Bauern von Schefterſheim, nachdem sie daselbst

das Frauenkloster ausgeplündert und verbrannt hatten, nach Merkelsheim, wo sie ihr Hauptquartier aufschlugen. Von hier aus schickten sie einen Haufen nach dem Städtchen Unterlauda, welcher sich mit den dortigen Bürgern vereinigte, noch selbigen Tages mit ihnen nach Oberlauda zog und die Burg zur Uebergabe aufforderte. Die Burg Lauda war damals an mehrern Orten schadhaft, und wurde von dem würzburgischen Oberamtmann Philipp v. Rüdt bewohnt, der in diesem kritischen Augenblicke, außer seiner Familie, nur noch Siegmund v. Jobal, Erasmus von Fechenbach und einige Knechte bei sich hatte. Als nun Rüdt Miene machte sich zu vertheidigen, so warfen die Bauern Feuer in die Burg und zündeten sie auf solche Weise an, bei welcher Gelegenheit sie die Frau des Rüdt mit ihren Kindern gefangen nahmen, rein ausplünderten und noch weiter gemißhandelt hätten, wenn es nicht der Oberanführer der Bauern, Florian von Geyer, verhindert hätte. Rüdt, der sich den Bauern nicht übergeben wollte, zog sich mit seiner wenigen Mannschaft in den Thurm der Burg und wehrte sich dort so lange mannhaft, bis der Wind das Feuer der brennenden Burg gegen den Thurm jagte, so daß auch in diesem das Holzwerk anfing zu brennen. Bald war der Fußboden des Zimmers, in welchem er sich aufhielt, durchgebrannt und er fiel mit seinen sämmtlichen Leuten im Thurme hinunter, wo sie so lange harren mußten, bis alles im Thurme ausgebrannt war. Tags darauf hörte man sie um Hülfe rufen, worauf sie die Bauern, sämmtlich lebendig und nur wenig be-

schädigt, herauszogen und, trotz dieser wunderbaren Errettung, durch die Spieße gejagt hätten, wenn sich nicht einer der Hauptleute, Namens Cunz Beyer, der Gefangenen sehr thätig angenommen hätte. Jetzt wurden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und sie sämmtlich auf Wagen ins Hauptquartier nach Merkelsheim geführt. Da sie aber hier Gefahr liefen, von den Bauern todtgeschlagen zu werden, so brachte man sie nach Mergentheim, wo sie bis nach der Schlacht bei Königshofen in einem festen Thurme eingesperrt blieben.

Was der Brand von der Burg übrig gelassen hatte, wurde erst ausgeplündert, dann völlig zerstört. Für dieses barbarische Betragen mußten die Bauern schon einige Tage nachher büßen denn am Pfingstdienstage bekam Hans Truchseß zu Waldburg das Städtchen Lauda mit Akkord, und ließ sogleich zwei Bürger und den dortigen Pfarrer, Namens Leonhard Beys, enthaupten. Am 20. Juli 1525 kam Bischof Conrad III geb. v. Thüngen, von Würzburg nach Lauda, um die Unterthanen wieder in Pflicht zu nehmen, und ließ bei dieser Gelegenheit noch acht Einwohnern die Köpfe abschlagen und die übrigen um 550 Fl. strafen.

Seit dieser Zeit liegt die Burg wüste, und gegenwärtig sieht man nichts mehr von ihr, als einen sehr breiten, tiefen Graben, welcher einen Hügel von beträchtlichem Umfange umgiebt, der mit Weinstöcken bepflanzt ist, denen die Reste der Grundmauern der Burg zu Terrassen dienen.

Auf der nordöstlichen Seite, gegen das Dorf Oberlauda hin, ist der Burgberg sehr steil und fast unzugäng-

lich, und die Aussicht vom Burgplatze sehr freundlich, indem man Ober- und Unterlauda, das ehemalige Kloster Gerlachsheim, die jetzige Residenz des Fürsten von Salm-Reiferscheid-Krautheim und einen beträchtlichen Theil des Weinberges im Tauberthal übersieht.

* * *

Benutzt wurden bei dieser Beschreibung: Die Geschichtschreiber von dem Bischofthum Würzburg. Wibel's Kirchen- und Reformationshistorie, und Journal von und für Franken 6sten Bds 4tes Heft.

148.

Heimburg

am Harz, im braunschweigischen Fürstenthum Blankenburg.

Es fähret Alles an einen Ort, es ist Alles von Staube gemacht und wird wieder zu Staube.

Pred. Salomon. 3, 20.

Digitized by Google

148.

Heimburg.

Im braunschweigischen Fürstenthum Blankenburg, eine Stunde von der Stadt Blankenburg, lag auf einem Vorberge des mitternächtlichen Harzes die Burg Heimburg. Spuren ihres Daseyns sind noch zu finden, aber wenige, nichts bezeichnende. Zwar sind es schon dreihundert Jahre her, daß sie zerfiel, die alte Heimburg, indeß könnte noch Manches davon sichtbar seyn, wenn früherhin solcher Dynastensitze historischer Werth erkannt und, in spätern Zeiten, bei eingetretener Erkenntniß, es nicht zu spät gewesen wäre, Vieles davon zu retten.

Noch vor zehn Jahren waren starke Mauerstücke von Heimburg zu sehen, aber sie verschwanden, da der Pachter des Gutes, das im Dorfe Heimburg am Fuße des Burgberges liegt, den Gedanken faßte, auf den Schutt der Ruine ein Häuschen zu erbauen. Da wurde hinweggeräumt, geebnet, ausgefüllt und verschüttet, wie es die neue Anlage erheischte, und die Reste der alten Anlage verschwanden. Gewonnen hat da-

durch der Wanderer einen bequemen Weg bis zur Höhe, wenn er der überaus schönen Umsicht genießen will, aber, nach Alterthümlichkeit, sieht er sich nun umsonst um. Wohlbehagen umgiebt ihn, wenn er im reich befensterten Häuschen sich gegen Luftzug geschützt, die herrlichen Landschaften überschauen kann, aber eine Zierde ist dies Häuschen der Landschaft nicht.

Die Aussicht ist sehr schön. Blankenburg, das sich am Gebirge hinanzieht, sein blankes Schloß, das wie eine Krone über ihm schwebt, der Regenstein mit seinen Trümmern und die groteske Teufelsmauer, bilden ein herrliches landschaftliches Gemälde in der Nähe. Nach andern Seiten strecken sich weite Ebenen aus, in denen man Halberstadt, Quedlinburg, Ballenstedt sieht und Dörfer in Menge. Nach Abend hin zieht der Harz seine wellenförmigen bewaldeten Höhen vor und hemmt den Blick. Höchst genußreich ist es hier zu stehen und umher zu schauen.

In der neunjährigen Waffenruhe, die Kaiser Heinrich I, oder, wie ihn Kotzebue genannt wissen will, der Große, den Ungarn um das Jahr 924 abgezwungen hatte, die er zur Erbauung von Vesten, zur Deckung der deutschen Grenzen mit benutzte, in der Zeit mag auch Heimburg aufgebauet seyn. Gewisses ist nirgends darüber zu finden und Dunkel ruht auf der Jugendzeit dieser Burg. Nach hundert Jahren erst erscheint sie auf dem Welttheater in den tumultarischen Darstellungen, worin Heinrich IV die Hauptrolle spielte.

Schon einige Male ist es bei der Geschichte von Burgen aus dem alten Sachsenlande und besonders bei der Burg Spatenberg *) erzählt worden, wie dieser unruhigste aller Heinriche, durch seinen Erzieher den Erzbischof Adelbert von Bremen, gegen die sächsischen Fürsten aufgereizt ward, wie er den jungen unbesonnenen Kronenträger glauben gemacht, daß er vor allem streben müsse, unumschränkt zu herrschen, die kleinern Regenten zu demüthigen, und wie diese kräftig ausgeübten Grundsätze gerade zu seiner Demüthigung führten, als daß es zu wiederholen hier nöthig wäre. Heinrich, der fast alle Burgen im Sachsenlande zur Sicherheit seiner Anhänger und Ausführung seiner Zwecke besetzte, hatte auch die Heimburg bemannt und vorzüglich stark. Sie sollte eine Brille seyn, dem nahen Bischof Burkhard oder Buko von Halberstadt auf die Nase gesetzt. Dieser hatte es sich zu deutlich merken lassen, daß er von Rom Hildebrandsche Grundsätze mitgebracht, und es mit den gegen Heinrich kämpfenden Sachsen hielt, als daß ihn nicht Heinrich, bei aller äußern Höflichkeit, die er ihm erwies, unter solche Aufsicht hätte stellen sollen.

Als im Jahre 1073 der Krieg der Sachsen gegen Heinrich zum Ausbruch kam, war Bischof Burkhard einer der ersten, der sich öffentlich zur Oppositionsparthei bekannte. Ihm kam der Tumult recht gelegen, denn er war

*) 1ster Bd. 2te Ausg. S. 249.

ein besserer Unterofficier, als Bischof, haßte den Frieden, liebte den Krieg, streifte gern umher, und tummelte sich lieber mit dem wilden Roß herum, als daß er am Hochaltar kniete, Friede und Sanftmuth predigte. In Vereinigung mit andern geistlichen Herren zog er daher gleich vor Heimburg Die Gelegenheit war zu gut, diese Brille entzwei zu schlagen, sie mußte schleunig benutzt werden. Indessen ging es nicht sogleich, obschon er sich mit 3000 Mann davor lagerte. Zu schwach sich fühlend, mit Gewalt die Burg nehmen zu können, versuchte er es durch List und in der Nacht. Das mißlang aber. Mit derber Züchtigung wurde man abgeschlagen. Da kam Pfalzgraf Friedrich mit 3000 Mann zu Hülfe. Man beschloß, die Burg streng blockirt zu halten, sie auszuhungern, und das Heer lagerte sich rund um den Bergkegel. Doch, wohl befanden sich im hohen Käfich die umschlossenen Kaiserlichen, denn es mangelte nicht an Lebensmitteln, und ruhig sahen sie auf die Belagerer hinab. Der Pfaffe erfuhr dies, und da ihm die Zeit zu lang dauern mochte, so versuchte er ein Mittel, was auch von uns noch probat gefunden wird. Er bestach mit Gelde die Garnison, die Burg öffnete sich, und in Flammen loderte sie auf. Dies geschah im Jahre 1073.

Doch in demselben Jahre noch ließ sie Heinrich wieder aufbauen, denn gar zu gut eignete sich der ringsum freie Bergkegel zu einem festen Punkte. Um sie sicherer vertheidigt zu wissen, schenkte er sie einem seiner Anhänger, der Anno hieß, legte verschiedene Oerter und Güter in der

Nachbarschaft dazu und bildete dadurch eine kleine Herrschaft, Heimburg. Was der Anno war, der nun als der erste Herr der Heimburg auftritt, weiß man nicht, nur daß er aus Ostfriesland abstammte, ist bekannt. Man wird indessen sehr versucht zu glauben, daß es der Euno gewesen, der wenige Jahre zuvor Heinrichen entdeckte, er sey vom Grafen Otto von Nordheim, Herzog in Baiern, gedungen worden, Heinrichen heimlich zu morden. Vielleicht war dies Geschenk der Lohn für diese wichtige Entdeckung, oder der Dank für die Streiter, welche Anno Heinrichen aus Ostfriesland zugeführt.

Anno oder Euno war also Herr von Heimburg. Zweihundert Jahre blieb seine Nachkommenschaft im Besitz der Herrschaft und nannte sich nach ihrem Namen. Anno lebte bis 1106. Sein Sohn that sich im sächsischen Kriege unter Kaiser Heinrich V hervor, weshalb der Kaiser ihm Reichslehne um Schöningen ertheilte. Helmolds von Biwende Tochter war seine Gattin, deren drei Söhne in Urkunden vom Jahre 1146 unter den Namen Anno, Siegfried und Heinrich oft vorkommen. Der mittlere lebte an Heinrichs des Löwen Hoflager. Er kommt in einer Urkunde vom Jahre 1176 vor. In einer andern vom Jahre 1199 befinden sich er und seine Söhne, Heinrich und Anno, als Zeugen. Letztere beide verkauften im Jahre 1222 dem Kloster Walkenried eine Mühle zu Wechsungen. Und so trifft man in alten Urkunden immerfort die Heimburgschen Herren an, worunter einer den Namen des Stammvaters, Anno, stets führte.

Im zwölften Jahrhundert war die Herrschaft Heimburg ein Lehn Heinrichs des Löwen. Die Besitzer blieben dem Lehnsherrn treu, auch, als der große Löwe durch den Bannstrahl niedergedrückt ward. Den vielen Feinden Heinrichs war dies Grund genug, sie anzugreifen und zu vertreiben. Kaiser Friedrichs I Völker zogen daher vor Heimburg im Jahre 1182 und eroberten es, so wie zu gleicher Zeit die benachbarten Burgen Blankenburg und Reinstein. Der damalige Besitzer hieß, wie sein Urahnherr, Anno. Er war um diese Zeit eben entwichen, da er einen Grafen von Reinstein erstochen, hatte sich nach Celle zum Herzog von Lüneburg gewendet, diesen um Hülfe zur Wiedererlangung seiner Besitzung gebeten, was aber nicht gelingen wollte. Er gab endlich diese Hoffnung auf, blieb in Celle und verheirathete sich mit Heinrichs von Hosingen Tochter. Was aus ihm oder seinen Nachkommen geworden ist, weiß man nicht. Es scheint aber, daß sein Name bald erloschen seyn muß, denn nirgends kommt wieder eine Spur davon vor, nirgends Erneuerung von Ansprüchen der Familie auf das verlassene Eigenthum. Auch belieh Heinrich der Löwe, als er wieder in den Besitz dieser Gegend kam, des entflohenen Anno's Schwager, den Grafen Heinrich von Reinstein, mit der Herrschaft Heimburg. Dieser wohnte auf Heimburg bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo die angrenzende Grafschaft Reinstein ihm zufiel und er dahin seinen Sitz verlegte. Sein Bruder Ulrich residirte dagegen auf Heimburg. Ersterer starb vor Schrecken, als im Jahre 1288 der Blitz

die Heimburg anzündete und fast ganz zerstörte. Letzterer hatte eine zahlreiche Familie und viele Burgmänner, die mit ihren Familien auf der Vorburg wohnten und seinen Hofstaat bildeten. Von diesen sind noch bekannt: Asch von Minsleben, Joh. von Wygenrode, Henning von Dingelstedt, Otto von Zillinger u. a. m.

Um diese Zeit bestand die Herrschaft Heimburg aus den Dörfern Heimburg, Benzingerode, Goldtorp und Gißperode. Die beiden ersten sind noch vorhanden, die letztern verschwunden. Goldtorp lag da, wo jetzt der einzelne Gasthof an der Heerstraße, gewöhnlich der Pfeiffertweg genannt, liegt.

Heimburg war zwar bald nach dem Brande wieder aufgebauet worden, aber schon wieder im Jahre 1318 zerstört. Ulrich der jüngere, der zwar nicht eigentlich vom Stegreif lebte, aber doch drein schlug, wenn es galt, und dem Geiste seines Zeitalters gemäß, dem Sprichworte huldigte:

Reiten und Rauben ist keine Schande,
Das thun die Tapfersten im Lande;

hatte hier und da mitgenommen, wo sich Beute fand, unter andern auch dem Bischof Heinrich von Hildesheim eins ausgewischt. Da die geistlichen Herren, wenn es auf's Mein und Dein ankam, damals, wie auch wohl jetzt noch, des Mantels der christlichen Liebe sich eben nicht bedienten, so ließ der Bischof seine Söldner vor Heimburg rücken, nahm die Burg ein und züchtigte Ulrichen durch Zerstörung seines Sitzes. Aus gleichem Grunde und auf

gleiche Art rächte sich, zehn Jahre später, der Bischof Albrecht II von Halberstadt. Er zerstörte das kaum wieder hergestellte Heimburg im Jahre 1328. Dies war das vierte Mal, daß die Burg dies Schicksal hatte, aber auch dies Mal wurde sie wieder aufgebauet.

Auf den Fall des Aussterbens der Grafen von Blankenburg und deren Nebenlinie zu Reinstein, war schon im Jahre 1344 die Nebenlinie der letztern, zu Heimburg, vom Herzog Magnus von Braunschweig mit den Grafschaften Blankenburg und Reinstein beliehen worden. In Ansehung Reinsteins scheint dieser Fall bald darauf eingetreten zu seyn und ums Jahr 1370 erlosch auch der Stamm der Blankenburger Grafen. Es kam daher der Zweig der Blankenburger Nebenlinie der Reinsteine, die Grafen von Heimburg, zum Besitz des Ganzen, wodurch ihr Ansehen sehr wuchs. Ulrich I, der von 1370 bis 1409 lebte, war der erste Regent nach dieser Vereinigung aller Besitzungen der Familie, nannte sich Graf zu Reinstein und Blankenburg und wohnte auf Reinstein.

Im Jahre 1518, wo die Dämpfung des Bauernkrieges Geld erheischte, versetzte Graf Ulrich IV die Heimburg an Asch von Holle, für 1752 rheinische Gulden, und seine Söhne liehen im Jahre 1525 auf das gegebene Pfand noch 200 Gulden hinzu.

In diesem verheerenden Bauernkriege wurde Heimburg zum fünften und letzten Male, im Jahre 1525, zerstört. Von Asch von Holle ging es durch weitern Versatz an Hans von Schiedungen, dann, im Jahre 1608, an

die Gebrüder von Hoym, welche die bedeutende Pfandsumme von 28000 Thaler erlegten, und erst im Jahre 1628 wurde es vom Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig wieder eingelöst.

Da Heimburg nach dem Anfalle von Reinstein und Blankenburg aufgehört hatte, der Wohnsitz der Familie zu seyn, so wurde es auch nach der Zerstörung, im Jahre 1525, nicht wieder aufgebaut, und verfiel.

Im Jahre 1599 erlosch der Stamm der Grafen von Blankenburg-Reinstein. Ihr Land fiel an das Haus Braunschweig zurück, dem es noch jetzt, unter Benennung des Fürstenthums Blankenburg, gehört.

Einer Begebenheit muß hier noch erwähnt werden, welche am Fuße des Heimburger Burgberges vorfiel und ihr Zeitalter treu charakterisirt.

Gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts war in Sachsen die Unsicherheit auf Straßen durch Wegelagern, Ausplündern und Berauben der vorüberziehenden Kaufleute, so hoch gestiegen, daß die Herren, welche dies Unwesen trieben, sich doch endlich selbst eingestehen mußten, daß ihm ein Ziel gesetzt werden müsse, wenn nicht Handel und Wandel gänzlich aufhören sollten. Es vereinigten sich daher der Herzog Otto von Braunschweig an der Leine („so auch ein wenig fromm zu werden angefangen" setzt der Chronist *) hinzu), der Erzbischof Albrecht von Mainz,

*) Spangenberg sächs. Chronik Kap. 299.

der Bischof Albrecht von Halberstadt, Herzog Friedrich und Herzog Albrecht von Braunschweig, Graf Busso von Reinstein, Graf Heinrich von Hohenstein, Graf Günther von Stolberg, Graf Kurt und Graf Dietrich von Wernigerode, Graf Busso von Mannsfeld, nebst noch andern „Junckern" vom Adel in Sachsen und um den Harz zur Herstellung der Sicherheit. Sie kamen an einem Orte, der unbekannt geblieben ist, zusammen, berathschlagten über den Gegenstand, und ohne vertrauliche Conferenzen, ohne viele Sitzungen, ohne sich zu vertagen, war gar bald der einstimmige Beschluß dieses löblichen Bundes, ohne prunkenden Titel, der: fest und kräftig dem Plündern und Rauben entgegen zu wirken, jeden Störenfried zu verfolgen und, ohne Ansehn der Person und ohne Gnade, mit dem Strange ihn zu bestrafen. Dies geschah im Jahre 1385.

Unter den Bundesgliedern waren einige, die sich ungern dieser Vereinigung angeschlossen, weil sie dem Unwesen, zu dessen Abstellung sie nun mitwirken mußten, selbst und gern obgelegen, ihm nur gezwungen entsagten. Daher kam es, daß der Graf Dietrich von Wernigerode das Jahr darauf schon seine Verpflichtung gänzlich vergaß, der erste war, der das mit aufgestellte Gesetz selbst übertrat und der Nachwelt den redendsten Beleg von der Verderbtheit seines Zeitalters hinterließ. Er, ein Bundesglied, überfiel den Grafen von Reinstein-Blankenburg auf der Burg Blankenburg und plünderte den eigenen Bundesgenossen räuberischer Weise aus. Doch, die gerechte Strafe

folg-

folgte nach. Der Bund, empört über diese freche Bundbrüchigkeit und die Verletzung des kaum gegebenen Gesetzes, ernannte einen Ausschuß, Gericht über den Frevler zu halten. Der Ausschuß bestand aus dem Erzbischof Albert von Halberstadt, dem Herzog Otto zu Braunschweig an der Leine und Graf Heinrich zu Hohenstein. Im offenen Felde bei dem Berge, worauf Heimburg stand, ward Gericht gehalten, Dietrich von Wernigerode erschien auf ihre Ladung, Graf Busso von Reinstein trat als Kläger auf, erzählte, wie unerwartet Blankenburg von ihm überfallen, geplündert und tyrannisch dabei verfahren sey, Dietrich mußte seine Schandthat eingestehen, und ohne weiteres verfuhr der Ausschuß nach dem Buchstaben des Gesetzes, das kein Ansehen der Person berücksichtigen sollte, und verurtheilte Dietrichen zum Tode.

Dieser Beschluß wurde dem Deliquenten eröffnet und auch sogleich zur Execution geschritten. Dietrich hatte einen Diener bei sich, von Bleicherode genannt. Dem wurde befohlen, seinem Herrn „mit der Wehre einen Streich über den Kopf zu geben", und wie dies geschehen war, durchstachen alle Gegenwärtige Dietrichen mit ihren Schwertern. Darauf wurde ihm der Zaum seines Pferdes um den Hals geschlungen und der Körper damit an einen Busch gebunden, als Zeichen, daß er gehenkt sey.

So übte der Bund die strengste Gerechtigkeit selbst an dem Bundesgliede, und gab dadurch einen lange wohlthätig wirkenden Beweis, daß es ihm mit seinem Beschluß ein

Ernst sey. Dies geschah am Tage Maria Magdalena im Jahre 1386.

* * *

Was zu Merian's Zeiten von den Ruinen der Heimburg noch stand, sagt uns seine Abbildung in dem Theile von Zeilers großem geographischen Bilderbuche, der das Braunschweigische enthält und 1655 erschien. Eine spätere Abbildung kenne ich nicht.

Benutzt sind hier: Lenz Historie von Halberstadt, Leuckfeld antiquit. Halberstadienses, Lucä Grafensaal, Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg, Meibom epist. de gente Heimburg., Spangenberg sächs. Chronik.

149.

Rosenstein

bei Heubach im Würtembergischen.

Die Ritter von dem Rosenstein,
sie ritten aus beim Sonnenschein,
sie ritten aus mit ihren Knappen,
wann mit den düstern Nebelkappen
die Berge regendurstig nickten
und in die Ebne finster blickten,
ja wenn das Wetter blitzt' und kracht',
sie ritten aus bei finstrer Nacht;
denn immer war der Fang gelungen,
wenn durch die stillen Niederungen
ein Wandersmann, ein Kaufherr zog,
und sichre Fahrt die Straße log.

G. Schwab.

Digitized by Google

149.

Rosenstein.

An der nordöstlichen Spitze desjenigen Theils der würtembergischen Alb, welcher den Namen Aalbuch führt, in der Mitte zwischen den ehemaligen Reichsstädten Gmünd und Aalen, springt ein Berg, weniger durch seine Höhe, als durch seine Gestalt und Naturschönheiten ausgezeichnet, gegen das nahe hier beginnende, milde und fruchtbare Rhemsthal, weit hervor. In Süden mit der Gebirgskette des Aalbuches verbunden, zieht er sich, der Richtung des gedachten Thales folgend, von Ost nach Südwest, in einer Länge, die am Fuße über eine Stunde, auf dem Rücken des Berges eine halbe Stunde beträgt. Ueppige Wiesen sind sein Fuß gegen Norden, über diesen erheben sich steinige, jedoch nicht unfruchtbare Felder. Zwischen diesen und dem waldigen Rücken dehnt sich eine Heide den Berg entlang. Weithin schimmern die um sein Haupt herum gelagerten, vom Alter gebleichten Jurakalkfelsen, in zusammenhängenden Wänden aus dem saftigen Grün eines herrlichen Laubwaldes hervortretend. Am schroffsten

sind diese, 100 und über 100 Fuß hohe, Felsenwände gegen Süd, Südwesten, Osten und Nordosten. Ungemein auffallend ist der Contrast, den das Große und Wilde der Natur auf dieser Höhe mit dem Milden und Cultivirten der Niederungen bildet.

Auf der südwestlichen Spitze dieses Berges, gerade über dem alten Städtchen Heubach, auf dem äußersten Rande eines, durch Natur und Kunst isolirt stehenden Felsens, dessen Wände gegen Süden und Westen über 104′ hoch sind, und dessen Fuß da, wo er auf dem Bergrücken aufgelagert ist, über 307′ Länge hat, sind die Ruinen eines Schlosses der Ritter von Rosenstein. Man erstaunt über die Kühnheit, mit welcher die Mauern dieser Veste auf die schwindelig schroffen Felsenwände hinausgebaut waren. Vom übrigen höher liegenden Berge war die Burg gegen Norden und Nordosten isolirt durch einen über 54′ tiefen, schroffen Felsengraben, von dem man nicht entscheiden mag, ob die Natur selbst ihn so gebildet, oder ob er mit unermeßlicher Mühe eingehauen worden sey. Gegen Osten zeigen verfallene Mauerreste am Fuße des Felsens, daß die Kunst hier vollends der Natur zu Hülfe gekommen, um zu ersetzen, was der Felsen hier minder steil und unzugänglich war.

So war das Schloß an sich schon von allen Seiten für damals beinahe unbezwinglich; aber es war auch in

---

*) Crusius vergleicht das „alte Schlößlein, wie es so abgesondert liegt, mit dem Lichtenstein" bei Pfullingen.

seinen Umgebungen alles zu seiner Befestigung gethan, wie aus dem Folgenden erhellen wird.

Wir erwähnen jedoch zuerst, welche Ueberreste der Wanderer von dieser Felsenburg noch antrifft.

Auf dem äußersten Rande der Felsenwand gegen Westen sieht noch eine 16′ hohe, 6 – 7′ dicke, überaus feste, aus Quadern erbaute Mauer. Vier hohe Fensteröffnungen, worunter noch eine in der Mitte einen steinernen Fensterstock hat, eine andere sehr zerfallen und breit ist, gewähren einen herrlichen Blick über die zu den Füßen liegende malerische Landschaft von Heubach hinweg in weite Ferne, besonders gegen Nordwesten. Auch im Rechtwinkel gegen Norden, wo sich rückwärts der Ueberrest eines runden Thurmes zeigt, und gegen Süden steht noch etwas von der Mauer, jedoch niedriger und zerfallener. Wohl über 150′ rückwärts, in einem spitzigen Winkel gegen Südosten und mit der Linie der vorderen Schloßmauern nicht gleichlaufend, steht eine ziemlich lange, zum Theil 20 – 30′ hohe, mit Epheu bewachsene Mauer, ebenfalls auf einem steilen Abhange, der jedoch gegen Norden bald niedriger wird und deswegen sichtbar durch (jetzt zerfallene) Mauern ersetzt war. Bis hieher hatte sich das Schloßgebäude selbst wohl nicht erstreckt. Ohne Zweifel war hier, innerhalb des befestigten Burgraumes, der Garten, von dem eine alte Urkunde spricht. Von dieser Seite steigt man jetzt nicht ohne Beschwerlichkeit in den vormaligen Garten und Schloßraum hinauf, der vom Schutte ganz höckericht ist. Kaum durchwinden kann sich hier der Fuß durch die

Digitized by Google

Ranken von Waldreben und durch die Dichtigkeit der Gesträuche. Ueberhaupt ist auf sämmtlichen Felsen dieses Berges die üppigste Vegetation und ein großer Reichthum an Albgewächsen, welche in der niederern Gegend nicht vorkommen. Moose, Gesträuche, Blumen aller Art beleben die todten Massen und geben ihnen eine unbeschreiblich reizende Gestalt. Von der Menge der hier den Felsen entsprossenden wilden Rosen trägt der Berg selbst ohne Zweifel seinen Namen; wie denn auch das Wappen der Rosensteine über dem Helme drei Röslein hat. Jenseits des obengedachten Felsengrabens, der die Burg gegen Norden und Nordosten umzieht, ist von dem Graben an gegen Norden terrassenartig aufwärts steigend ein zweiter Felsen auf dem sich hier schon höher ziehenden Berge aufgelagert, 96' hoch, von drei Seiten frei stehend, und eine herrliche, besonders gegen Norden und Nordosten viel weitere Aussicht gewährend, als das Schloß. Wahrscheinlich stand hier eine Warte, — noch jetzt nennt man ihn „Lärmenfelsen" — oder ein Vorwerk *); denn auch hier zeigen sich gegen Osten unverkennbare Spuren eines zweiten Grabens, der diesen Felsen ebenfalls vom rückwärts liegenden Berge trennte. Von diesem Lärmenfelsen aus führte eine Zugbrücke über den Graben in das Schloß. Noch findet man Spuren von Fahrleisen in den Felsen

*) Ohne Zweifel das, was Crusius beschreibt: auf der andern Seite war ein Vorhaus an dem Schlößchen, so groß als dieses.

gegen den Platz hinab, und eben so deutliche Spuren vom Aufliegen der Brücke am Rande des Felsengrabens *).

So weit die Felsenwände von diesem zweiten Graben an auf beiden Seiten des Berges gegen Süden und Norden sich parallel rückwärts gegen Osten ziehen und eine natürliche Veste bildeten — ihr Rücken gewinnt hier eine immer bedeutendere Breite und die Länge von Westen nach Osten beträgt 8 — 900' — war der ganze Theil dieses Berges zum Burgraume gezogen. Sehr wahrscheinlich war hier noch ein zweiter Garten und der Sammelplatz für ritterliche Uebungen und für die Rosse. Jetzt ist es eine von Laubwald umzogene Wiese, voll wohlriechender Kräuter und üppiger Albblumen.

Da, wo die Felsenwände des Berges unterbrochen sind, und ein menschlicher Fuß endlich aufwärts dringen konnte, ist ein dritter Graben querdurch von Norden gegen Süden gezogen und das Ganze der Veste von dem hier bedeutend höher steigenden Berge dadurch abgeschieden. Es war somit Alles gethan, die Veste unbezwingbar zu machen.

Auch an Wasser konnte es der Burg nicht fehlen, da der übrige Berg und der mit dem Aalbuche verbindende Bergrücken bedeutend höher liegen. Es quillt auch wirklich tief unter dem Fuße des Schloßfelsens gegen Süden eine starke, nie versiegende Quelle vortrefflichen Wassers

*) Nach Crusius ist sie eingestürzt, eben als die Viehheerde, die man in dem Schlößchen hielt, über sie gegangen war.

aus dem Berge hervor, noch jetzt „Schloßbrunnen" genannt, und nach der sehr glaubwürdigen Sage oben nur verschüttet und verdrängt.

Es gehört hieher die, von Vielen im Ernst nachgesprochene Sage, welche auch sonst bei einigen Burgen vorkommt, daß einst von der Burg aus auf den gegen Süden gelegenen Hohberg, einen der höchsten Berge des Aalbuches, auf welchem nach der Sage der Gegend und nach Crusius *) in der grauen Heidenzeit eine Stadt, Hochstadt genannt, gestanden haben soll, auf eine Entfernung, die in gerader Linie beinahe ½ Stunde betragen mag, eine lederne Brücke gegangen seyn. Sollte dies etwa eine Wasserleitung gewesen seyn, so war sie so offen, daß sie nur auf friedliche Zeiten berechnet seyn konnte; und wozu eine solche Leitung, da das Wasser, selbst wenn der obengedachte Brunnen schon damals versunken wäre, auf weniger mühevollem Wege zu haben war?

Wohl 100' tief unter den Grundmauern der Burg, auf der Seite gegen Süden, ist eine Höhle in dem Felsen, der das Schloß trug, welche man „das kleine Haus" nennt. Ihr Eingang, über 30' hoch, 20' breit, in Gestalt eines gothischen Thores, öffnet sich da, wo der Felsen auf dem Bergrücken aufgelagert ist. Dreißig bis vierzig Personen können sich hier bequem vor Regen und Sturm

*) Uebrigens möchte daraus, daß diese Sage auch in andern Gegenden wiederkehrt, nicht folgen, daß sie gar keinen Sinn habe.

schützen. Ungefähr 40' von dem Eingange, in der Mitte der Höhle, die sich aufwärts zuspitzt, ist ein 10—12' hoher Felsblock aufgethürmt, der den hintern Theil der Höhle verbirgt, jedoch bestiegen werden kann. Hinter ihm ist der niederere, minder zugängliche, immer noch 40' sich fortziehende Theil. Diese Höhle soll sich — so will die Sage des Volks — durch den ganzen Berg eine halbe Stunde lang östlich bis in eine dort befindliche zweite, die sogenannte „Scheuer" gezogen haben, der unterirdische Gang der Ritter zu ihrem Raubmagazin gewesen und erst in neueren Zeiten zerfallen seyn, wie denn noch vor 50 bis 60 Jahren ein Bürger von Heubach den Weg dadurch gemacht habe *). Wir müßten dabei wohl annehmen, man habe von oben hinab aus der Burg in die Höhle kommen können. Was man als Ausgangspunkt vorgedachter Höhle, als Raubmagazin der Ritter bezeichnet, ist die sogenannte Scheuer, ein von der Natur in einen gegen Norden 96', gegen Osten 53' hohen Felsen eingebildetes Gewölbe mit verschiedenen Bogen, am nordöstlichen Abhange des Berges, über dem romantisch gelegenen Dorfe Lautern, eine halbe Stunde östlich von der Burg entfernt. Dieses Gewölbe hat eine Länge von 132', eine Breite von 20' eine Höhe von 20', eine Höhe von 30—40'. Gegen drei Seiten, gegen Osten, Norden und Süden, ist die Höhle offen und bietet aus den beiden

*) Schon Crusius spricht von zwei Männern, welche mit Fackeln dadurch gegangen seyen.

ersteren Oeffnungen, von denen die gegen Osten 24', die gegen Norden 32' breit ist, eine herrliche Aussicht neben den wildesten schroffsten Felsenwänden und über den tiefer liegenden schönen Wald hinweg in die Umgegend dar. Beide sind so hoch und breit, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren könnte, was ohne Zweifel der Höhle den Namen gab. Von der Morgensonne oft magisch erleuchtet, gewährt sie über dem ziemlich niederern, nur 16' breiten südlichen Eingange, wenn man durch eine kleine Schlucht vom Berge herab gegen ihn kommt, einen überraschend herrlichen Anblick. Die ziemlich glatten, reinlichen Seitenwände und die vielerlei Bogen erinnern an die mächtige Wölbung eines Rittersaales. Nach Regenwetter tropft das Gewölbe. Der Boden ist sandig und gegen die Oeffnungen hin mit Pflanzen bewachsen, welche sich alle gegen das von Osten hereinbrechende Licht richten. Was Sattler aus Crusius von der obengedachten Höhle, dem kleinen Hause, sagt, „daß sie in dem nächsten Dorfe in eines Bauern Scheuer ihren Ausgang habe", ist wohl Verwechslung mit dieser sogenannten Scheuer. Es ist wenigstens nichts in der Gegend bekannt und die Höhlen sind alle hoch um das Felsenhaupt des Berges, das nächste Dorf (Lautern) aber tief an seinem bebauten Fuße.

Unwahrscheinlich wird übrigens die Sage, hier seyen der Ritter Raubmagazine gewesen, schon dadurch, daß die beiden Oeffnungen gegen Norden und Osten, weil sie so colossal sind, stundenweit vom Thale aus gesehen werden.

Es müßte, wenn nicht besondere Vorrichtungen hier waren, gar wenig heimlich mit der Schatzkammer gethan worden seyn. Ueberdies bemerkt man in der Höhle selbst keine Spur von einem einstigen Gange aus dem Berge heraus. Und warum überhaupt hier eine Niederlage, da die Burg selbst so fest und geräumig war? Uns dünkt, wenn die Ritter je diese Höhlen und Gänge benutzten, es sey haupsächlich darum geschehen, um von einer Seite, wo man sie nicht vermuthete, auf Raub herausbrechen, oder einen klugen Rückzug antreten zu können.

Noch eher gewinnt die Sage Wahrscheinlichkeit bei einer andern, nur 150 Schritte von der vorigen entfernten Höhle, „das Haus" genannt. Weniger von ferne bemerkbar, in einer dicht von Bäumen bewachsenen Felsenbucht, ist ihr Eingang gegen Norden 24′ breit, 50 bis 60′ hoch, in Gestalt eines colossalen gothischen Thores. In ungefähr vier verschiedenen Bogen wird das Gewölbe gegen den Hintergrund niedriger. Die Tiefe der etwas aufwärts sich ziehenden Höhle beträgt 100′, die Breite 30′. Die Seitenwände sind voll Risse und Einschnitte, die wie dicke Adern von oben herablaufen. Eine eigene Art von Moos sitzt in den porösen Oeffnungen der Felsen und überall zeigt sich Kalksinter. Im Hintergrunde liegt ein ungeheurer Felsblock in die Quere, von 10—12′ Höhe. Zu beiden Seiten und auf der Rückseite sind kleinere, durch beständiges Tropfen ausgehöhlte Felsblöcke, auf denen man wie auf Stufen den Hochaltar besteigen kann. Auch von hier

aus hat man über den niedrigen Wald hinweg eine freundliche Aussicht. Uebrigens ist kein Gang aus dem Berge heraus besonders sichtbar.

Wir übergehen die übrigen interessanten Höhlen ꝛc. dieses Berges, weil sie durch keine ähnliche Sagen mit der Geschichte der Burg oder ihrer ehemaligen Einrichtung in Verbindung stehen. Es erhellt aus dem Bisherigen, daß der ganze Berg und die Veste schon durch die wunderbaren Spiele der Natur in diesen Felsengebilden recht geeignet waren für das Horsten raubgieriger Aare. Und wie nahe lag die Straße nach Nürnberg! — Reiche Gelegenheit zu ritterlichem Geschäfte, dem Waidwerke, gab überdies der weithin sich dehnende und bis unter die Fenster des Schlosses reichende Wald des Aalbuches. Wirklich scheint auch die Zeit des Raubritterwesens die blühendste Periode der Burg gewesen zu seyn. Ihre spätere Geschichte, die erst nach dem Erlöschen — oder Vertreiben? — des Stammhauses in ein helleres Licht tritt, ist ein ewig leidendes Wechseln der Herren und ein ruhmloses Verfallen in sich selbst.

Doch, ehe wir die Geschichte vom 13ten Jahrhundert an verfolgen, gedenken wir billig einer Legende, die dem Berge von bald zwei Jahrtausenden her besondere Wichtigkeit zueignen will.

Auf der Zinne der Felsen an des Berges südwestlicher Spitze, der Burg gegenüber, sey — so trug das Volk von Munde zu Munde — Christus der Herr vom Sa-

tan versucht worden. Hier habe er ihm alle Reiche der Welt and ihre Herrlichkeit gezeigt und sie ihm zu geben verheißen, wenn er niederfalle und ihn anbete.

Wohl möchte es in späteren Zeiten für einen habsüchtigen Raubritter der Burg keine geringe Versuchung gewesen seyn, sich durch einen einzigen Kniefall vor dem Schwarzen zum Beherrscher der weiten Umgegend machen zu können; denn die Burgen Teck, Neuffen, Rechberg und Hohenstaufen blickten gar zu lieblich und einladend herüber, und das Gebiet von da bis über den fernsten Schwarzwald hinüber und bis an die blauen fränkischen und baierischen Gebirge hätte ihn zu einem gar respectabeln Herrn in den deutschen Landen gemacht, und die Probstei Ellwangen mit ihrem freundlich herüber glänzenden Bergschlosse wäre auch nicht zu verachten gewesen.

Daß Christus der Herr siegreich aus dem Kampfe ging, wenn er unerschüttert über so manche höhere Berge und reizendere Gefilde aus dem Morgenlande herüber in unsere deutschen Gauen — damals nach Tacitus: terra sylvis horrida aut paludibus foeda — gekommen: wer möchte sich darüber wundern?

Nachdem der Herr, so fährt die Sage fort, den Satan überwunden und in die Teufelsklinge (s. unten) gestürzt, sey er hoch über das Thal von Heubach hinweg auf den gegenüber liegenden Scheuchberg geschritten und zum Andenken an diese Geschichte habe sich sein Fuß im dies-

und jenseitigen Felsen abgedrückt *). Diese colossalen Fußtritte nannte das Volk „Herrgottstritte". Hier wäre also der Ursprung der Legende. In den wunderbaren Gebilden, die man überall im Jurakalkstein findet, hatte eine andächtige Phantasie Fußtritte entdeckt, die keinem Erdensohne anzugehören schienen. Wer anders konnte hier gestanden haben, oder, als man auch jenseits etwas Aehnliches entdeckte, hinüber geschritten seyn, als der Gottmensch, wie ihn der Teufel auf einen hohen Berg führte? Es zeugt diese Dichtung jedenfalls von einer ähnlichen Zufriedenheit mit dem vaterländischen Boden, wie diejenige war, mit welcher jener spanische Mönch predigte: „welch ein Glück, sprach er, daß die Pyrenäen dem Herrn unser gesegnetes Spanien verbargen! Hätte er dieses gesehen, er würde der Versuchung nimmermehr widerstanden seyn."

Die Dichtung wußte sich wohl bald in der Umgegend Eingang zu verschaffen. Vielleicht bahnte ihr auch das bekannte Kloster Königsbronn, das hier herum Besitzungen und den Pfarrsitz zu Heubach hatte, den Weg. Schaarenweise wallfahrtete man in frommem Glauben zu diesem Herrgottstritt auf dem Rosenstein, neben welchem man auch ein Marienbild errichtet hatte. Nachdem die Reformation auch in einen Theil dieser Gauen, so weit er dem Herzogthume Würtemberg angehörte, gedrungen war, veränderte sich die Ansicht der Dinge. Feindlich standen sich die

*) Schon Crusius erwähnt dieses Trittes und der Sage als „Fabel der alten Weiber."

die Parteien gegenüber, die Unterthanen der katholisch gebliebenen Reichsstadt Gmünd und die Unterthanen des — abgefallenen Würtembergs. Eiferſüchtig hielt man auf die Unverletzbarkeit ſeines Gebietes. Wer nicht mit iſt, der iſt wider mich, galt damals. An ein friedliches Ausüben verſchiedener Religionsgebräuche neben einander war nicht zu denken. Es hätte ja dies die Unverwerflichkeit anderer Anſichten, über welche ſo heftiger Zwieſpalt war, anerkennen heiſſen.

Der Wallfahrtsberg war 1579 dem proteſtantiſchen Würtemberg zugefallen. Abgeſchloſſen in ſich, ſogar durch ſeine Verfaſſung gewiſſermaßen iſolirt von Andersgläubenden, wie hätte es auf ſeinem Gebiete die öffentliche Ausübung eines fremden Religionsbrauches dulden ſollen, da ſeine Evangeliſchen anderswo es auch nicht hätten wagen dürfen, öffentlich nach ihrer Weiſe Gott anzubeten! Und hier war überdies von einem recht albern und verwerflich ſcheinenden Brauche die Rede! Wer den Charakter der damaligen Zeit kennt, wie ihn die Verhältniſſe ſelbſt nothwendig bilderen, der wird ſich des nachſtehenden Befehls nicht wundern, welchen die evangeliſche Synode 1657 erließ: So seynd auch allerlei wunderliche Ding von Orthen her im Synodo fürkommen, worunter die Wallfartly auf den Rosenſtein zu Hewbach; iſt alsbald befolen worden, man ſolls abreiben, wie man könn, daß man entweder nit weiter acceſs hab, ſolls verhawen, verſchlagen, item die Wallfahrtsleut früſtlich anziehen, es doch in vicinia zuvor kund thuen, ihnen verbieten, ſie warnen; wird dann Jemand halsſtarrig darüber ergriffen, ſoll exemplariſch ge-

straft werden." Mehr zu verwundern ist es, daß man in Vollziehung dieses Befehls nicht strenger verfuhr, sondern noch 83 Jahre wartete, bis man den Zankapfel ganz wegschaffte.

An einem heitern Morgen hatte sich einst ein Nebelschleier um Rosensteins Felsenkrone gewunden. Sanfte Lüftchen spielten mit demselben und bildeten wundersame Gestalten darein. Aufwärts gen Himmel erhob sich endlich eine Wolkensäule daraus, gerade über der Spitze dieses Herrgottstrittes, und die in Osten sich erhebende Sonne vergoldete ihren Saum. Da ward es rege unten in den Dörfern im Thale und von Mund zu Mund flog es: die Mutter Gottes habe sich in himmlischer Glorie herniedergelassen und den Platz besucht, wo einst ihr Sohn den glorreichen Kampf bestanden. Größere Schaaren als je strömten der heiligen Stätte zu. Unordnungen, die unzertrennlichen Genossen größerer Volksbewegungen, reizten die Thätigkeit der Beamten. Stärker als je erwachte die alte Eifersucht. Es ward Bericht an die fürstliche Kanzlei erstattet und diese erließ unterm 8. Juni 1740 nachfolgenden Befehl:

„Von Gottes Gnaden, Carl Friedrich, Herzog zu Würtemberg-Oels, Administrator, Obervormünder ꝛc. Wir haben aus dem erstatteten unterthänigsten Berichte, welchergestalten die benachbarten Katholiken auf den Rosenstein und den daselbst befindlichen sogenannten Herrgotttritt einige Zeit her aller beschehenen so glimpf- als ernstlichen Remonstrationen unerachtet de facto und nicht ohne

zerschiedene Zudringlichkeiten eine anmaßliche Wallfahrt gleichsam erzwingen wollen, und was ex parte der Ortsvorstehere zu Heubach vor Verfügungen vorgekehrt worden seyen, alles seines Inhalts Uns gehorsamst referiren lassen. Gleichwie Wir nun dergleichen, wie denen Reichsconstitutionen überhaupt, als auch denen diesseitigen Landesverfassungen in specie é diametro zuwiderlaufende, zudringliche und einem attendirenden öffentlichen Religionsexercitio nahkommende Anmaßung in disseitigem mere evangelischen territorio zu gestatten weder schuldig noch gemeint seind; also genehmigen Wir auch förderſamst die bis anhero vorgekehrte Verfügungen und wollen zugleich Dir, dem Vogten, hinmit gnädigst und gemessen anbefohlen haben, daß, wofern anderst die superstitiose Aufführung einzwischen nicht von selbsten aufgehört hätte, zu Evitirung aller ferneren Inconvenienzien der Platz quaestionis in der Stille unterminiret, und mit untergelegtem Pulver in die Luft gesprenget, sofort aber der Platz und das Loch mit Stein gerügelt, tief verschüttet, auch, was dieses für einen Effect bei der superstitiosen Nachbarschaft gehabt, wohl attendiret und derselben Bezeugen umständlich einberichtet, auch von welcher Herrschaft die bisher diesem Rosenstein zugelaufene Personen Unterthanen seind, bemerkt, nicht minder das gipserne Marienbildlein zur fürstlichen Kanzlei unterthänigst eingeschickt werden solle. Daran beschiehet unsere Meinung ꝛc. ex speciali Resolutione."

Jetzt erschien der Tag des Unterganges für diesen Herrgottstritt. Am 14. Juni 1740 wurde er mit Pulver in die Luft gesprengt. Der damalige Vogt zu Heubach, Pistorius, communicirte obigen Befehl unterm 16. Juni dem Decanatamte Heidenheim mit dem Anfügen: „daß das darin mir gnädigst Befohlene beteits gestern unterthänigst befolgt und der abergläubische Tritt, so ohnehin nichts anderst als ein von Älte der Zeit und dem Regenwasser successive und durch einen puren Hazard formirtes Loch, Schrunge oder Riß gewesen, mit einem guten Partikel des Felsen in die Luft gesprengt worden."

Die Länge der Zeit hat die Spuren auch hievon verwischt. Die Wallfahrten hörten auf. Einer von den Tritten, vielleicht der vom jenseitigen Scheuelberge, der nur ausgehauen, nicht gesprengt wurde, soll noch später auf dem Rathhause zu Heubach aufbewahrt gewesen seyn, mit sichtbaren Merkmalen eingedrückter colossaler Zehen. Es ist aber auch dieser jetzt nicht mehr vorhanden.

Eine halbe Stunde südwestlich von dieser berühmten Spitze des Rosensteins ist die sogenannte „Teufelsklinge," in welche der besiegte Satan, nach obiger Sage, verbannt worden seyn soll. Abgeschieden von der übrigen Welt, durch himmelhohe waldige Berge vor der Sonne wohlthätigen Strahlen fast beständig verborgen, manche Tage des Jahres von dicken Nebeln umzogen, grauenvoll durch die Zerstörung, die des Wassers oft wildaufbrausende Fluthen im Kampfe mit den Waldfelsen hier anrichteten, unheimlich durch die aus unergründbarer Tiefe aufsprudelnde

Quelle, konnte dieser Platz recht sinnig mit dem nahen Rosensteine und der dahin gedichteten Versuchungsgeschichte als Strafort des Satans in Verbindung gesetzt werden. Eine wilde, am Fuße des Scheuelberges gegen Süden aufwärts sich ziehende Waldklinge, von dem oft sehr hoch steigenden Waldbache zerrissen, mit Kalkfelsenblöcken, über welche das Wasser stürzt, angefüllt, führt auf einmal auf eine steile 230 — 50 Fuß hohe Felsenwand, welche sich in einem Halbkreise schließt, und ringsum mit Buchen, Bergahorn und anderem Laubholze bewachsen ist. Diese Bäume allein machen das Hinaufklettern zur Seite möglich, denn bei jedem Tritte rollen zerbröckelte Kalksteine stromweise unter dem Fuße in die Tiefe. Wohl über 100' tief unter dem ersten plötzlichen Hervortreten dieser Felsenwand aus dem Waldberge, auf einem Absatze in der Mitte des Halbkreises, sprudelt eine Quelle aus einem unergründlichen Kessel aufwärts und sucht sich einen Ausweg. Von hier aus schleicht sie sich bei trockener Witterung in einem silberweißen breiten Streifen über versteinertes Moos, das zu beiden Seiten noch grün erhöht wie ein Fließ ausgeschlagen ist, an drei verschiedenen Absätzen hinab, deren erster 57', der zweite 21', der dritte 33' hoch ist, so daß das Wasser wenigstens einen Fall von 111' hat. Bei Regenwetter wächst die Quelle so, daß sie mit donnerndem Geräusche über die drei Abhänge herabstürzt und einen Staubbach bildet. Satan sucht sich alsdann, nach der Sage, seiner Haft in dem Felsenbauche zu entledigen. Der Kessel ist in neueren Zeiten beinahe unzugänglich, nachdem die Bäume,

an denen man hinkletterte, zerrissen sind. Die Volkssage, die bei der Formation dieser Gebirge nichts Unwahrscheinliches hat, läßt ihn mit einer Oeffnung auf dem Aalbuche, und diese auch mit der Quelle der Brenz, am jenseitigen Abhange des Gebirges bei Königsbronn, in Verbindung stehen. Spreu, die man an jene Oeffnung geworfen, sey hier bei der Teufelsklinge und jenseits bei der plötzlich aus einem Felsen hervortretenden starken Quelle der Brenz zum Vorschein gekommen. Es sey in der grauen Vorzeit auf dem jetzt ganz wasserarmen Aalbuche ein Bach geflossen, der sich — Einige wollen, durch böslicher Weise darein geworfenes Queckſilber? — plötzlich versenkt habe und nun in solchen niedereren Quellen zu Tage komme.

Wenn aus dem Bisherigen erhellt, daß die Burg Rosenstein wegen ihrer einstigen Festigkeit, wegen der Naturmerkwürdigkeiten des Berges, und wegen der Sagen, die sich an diese Felsen und ihre Umgebungen knüpfen, gewiß unsere Aufmerksamkeit verdient, so ist es um so mehr zu beklagen, daß ihr Geschichtliches so wenigen Werth hat. In das stille Bewundern solcher Naturgröße und solcher menschlichen Regsamkeit mischt sich ein widerliches Gefühl bei dem Gedanken: all dieses Große und unsäglicher Schweiß menschlicher Stirnen war dazu verschwendet, den Raub einiger Wenigen zu sichern.

Ueber die Zeit der Entstehung dieser Veste liegt tiefe Dunkelheit. Nicht einmal Sagen sind darüber im Munde des Volkes. Nur ihr Fall scheint diesem, als ein für die Gegend wohlthätiges Ereigniß, im Andenken geblieben zu

seyn. Verrätherei habe die Zwingherrschaft gestürzt. Ein Officier von einer kaiserlichen Truppe, die zu Vertilgung des Raubnestes unter Rudolph I, vielleicht 1290? wo mehr als siebenzig solcher Burgen zerstört wurden, ausgesandt war, habe, auf der Jagd in den Forsten um die Burg, einen Liebeshandel mit einem Fräulein vom Schlosse angesponnen, sey von dieser heimlich in die Burg aufgenommen worden, und habe alsdann zum Danke seinen Brüdern die Thore geöffnet, worauf ihre Zerstörung erfolgt sey. Eine andere Sage läßt nach einem Kirchenraube, den die Ritter an der Kapelle der Maria auf der Beißwang — fünf Viertelstunden nordwestlich — begangen, ein Gewitter gegen die Burg hinüberziehen und dieselbe sammt den Rittern vertilgen. Letztere Sage hat G. Schwab zu dem Gedichte im schwäbischen Almanach „die Beißwanger Kapelle" Veranlassung gegeben. Uebrigens ist die Kapelle erst ungefähr 1680—90 gebaut worden, ohne daß früher eine auf dieser Stelle stand. Um diese Zeit aber lag die Veste längst in Schutt und der Berg gehörte schon über ein Jahrhundert zum Herzogthum Würtemberg. Nach Zerstörung der Burg soll, so will noch eine andere Sage, die Familie von Rosenstein sich nach Schweden geflüchtet haben und dort sollen sich noch jetzt Abkömmlinge derselben vorfinden.

Aus der Geschichte der Burg Röthenberg, welche ein Haug von Rosenstein (nach Prescher) im Jahre 1338 an den Schenken Albrecht von Limpurg verkaufte, ließe sich vielleicht entnehmen, ob die Familie sich nicht nach Zerstörung ihrer Stammburg auf jenes Schloß zurückgezogen,

oder ob jener Haug einem anderen Zweig der Familie angehört habe. Daß er nicht der letzte dieses Namens gewesen, erhellt aus dem Turnierbuche, nach welchem im Jahre 1484 bei dem Turnier zu Stuckgarten im Würtemberger Lande unter der löblichen Gesellschaft im Einhorn ein Georg von Rosenstein vorkommt. War dieser Georg ein Abkömmling unserer Rosensteine, so war er jedenfalls ein Vertriebener, denn 1484 gehörte die Burg erweislich denen von Wöllwarth. Mit ihm erlischt der Name ganz in der Geschichte, so wie er überhaupt sonst niemals hervortritt, während die Namen der Nachbarn, der Rechberge, Stauffen, Wöllwarth u. s. w. in glänzendem Lichte sich heben. Es bestätiget dies unsere oben ausgesprochene Meinung, daß die Rosensteine nur im Raubritterthume groß gewesen seyen.

Wer die Burg, wenn es mit ihrer damaligen Zerstörung seine Richtigkeit hat, wieder aufgebaut, oder sie nach Vertreibung der Familie in Besitz genommen, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Nach Crusius soll Rosenstein auch den Edlen von Rechberg gehört haben, was gar wohl in diese Zeit fallen könnte. So nahe Nachbarn mußten sich am meisten versucht fühlen, die Hand auf eine res nullius zu decken. Uebrigens wäre diese Besitzung jedenfalls von kurzer Dauer gewesen. Im 14ten Jahrhundert — hier beginnt es auf einmal in dieser Geschichte zu tagen — war die Burg Eigenthum der zwei Grafen Ludwig des ältern und jüngern von Oettingen. Von diesen wurde sie nach einer vor uns liegenden Urkunde vom 4. December

1360 mit der Veste Lauterburg und den Städtchen Heubach und Aalen öffentlich zum Verkauf ausgeboten und von der Krone Böhmen erkauft. (Nach Sattler um 26000 ℔ Heller.) Später wurden, nach der vorgedachten Urkunde, unter Kaiser Carl IV von dem Reichstage zu Nürnberg aus die Städte und Schlösser in der Pfalz: Weiden, Parkstein und Carlswald gegen Lauterburg und Rosenstein mit den Städtchen Heubach und Aalen für Böhmen eingetauscht und letztere mit ihren Distrikten und Waldungen dem deutschen Reiche einverleibt. Nicht lange darauf (im Jahre 1377) verpfändete der Kaiser (nach Sattler) die Reichsstadt Aalen nebst den Dörfern und Schlössern Lauterburg und Rosenstein um 20,000 Fl. an den Grafen von Würtemberg, Eberhard den Greiner. Als ruhte der Fluch des Raubritterwesens, oder der Zorn der heiligen Jungfrau von Beißwang noch darauf, fast mit jedem Jahrzwanzig verlor die Burg ihre Herren wieder und mußte neuen die Thore öffnen. Noch vor dem Jahre 1431, vielleicht mit Lauterburg und Essingen im Jahre 1413, war sie unter dem prachtliebenden Grafen Eberhard III durch Verpfändung an die Familie von Wöllwarth gekommen. Aber auch dieser Familie Eigenthum sollte sie nicht lange bleiben. Im J. 1431 erlaubte die Herrschaft Würtemberg, Graf Ludwig I, (nach Steinhofer's Chronik II. 758) dem Conrad von Frawenberg und seiner Hausfrau Elisabeth von Bachenstein, daß sie Rosenstein, die Vestin ob Gmünd, und Heybach, die Markt darunter gelegen, von Georg von Wöllwarth um 280 Fl. ungarisch und böhmisch, 270 Fl.

Digitized by Google

rheinisch lösen und beide lebenslang nießen mögen. Zwanzig Jahre später ging sie zum zweiten Male an die von Wöllwarth über. Im Jahre 1453 auf Mittwochen vor Oculi verpfändete (nach Steinhofers Mscr.) Graf Ulrich von Würtemberg, derselbe, der auch die benachbarte, neu acquirirte Grafschaft Heidenheim wieder an Baiern verkaufte, Wilhelmen von Wöllwarth Rosenstein, die Vestin und Heubach, dabei gelegen mit aller derselbigen Zugehör, um 700 Fl., doch also, daß er erst alsdann in solche Pfandschaft anstehe, wenn Conrad von Frawenbergs Wittib, Els von Bachenstein, mit Tode abgehe. Ohne Zweifel hatte Els ihren Wittwensitz auf Rosenstein. Bald, vielleicht mit dem Tode der Els, wurde Rosenstein mit Heubach wieder an Würtemberg eingelöst. Urkunden darüber, so wie über das Jahr, wann es geschah, haben wir nicht gefunden. Dagegen besagen drei vor uns liegende in dem Stadtarchive zu Heubach aufgefundene Urkunden, daß Eberhard, Graf zu Würtemberg und Mümpelgart, der Jüngere, auf Freitag nach St. Gallen Tag, als man zalt 1480, Renwarten, Rittern und Geörgen, beeden von Wöllwarth, Gebrüdern, das Schloß oder die Vestin Rosenstain, und die Statt Hewbach, mit allen und jeglichen Zubehörungen, Wäldern und Güettern umb 1800 rhein. Guldin, guter und genehmer Landswerung auf ein Wiederkauff verkauft und zu kaufen gegeben hat. Der Pfandschaftsbrief soll, nach einem Actenstück von 1691, dem alten Lagerbuche von Heubach, renovirt 1558, ohne Anfang und Ende, — welches aber nicht mehr vorhanden

ist — inserirt gewesen seyn. So war Rosenstein zum dritten Male an die von Wöllwarth gekommen.

Ob die Veste, wie das benachbarte Hohenstaufen, im Jahre 1525 ein Opfer des Bauernkrieges geworden, erhellt aus keiner der vorgefundenen Urkunden. Auf alle Fälle wurde sie, gerade um diese Zeit, von der Familie Wöllwarth verlassen und mit einem neuerbauten Schlosse am Fuße des Berges, über dem Städtchen Heubach, vertauscht. Es ist, da die bis dahin zurückreichenden Urkunden gar nichts von einer Zerstörung erwähnen, beinahe wahrscheinlicher, daß die alte Burg Rosenstein, dem Erbauer des neuen Schlosses, Jörg von Wöllwarth, nur nicht mehr modern genug, oder zu zerfallen, oder daß ihm der Berg zu beschwerlich war. Auch die obige Angabe von Crusius scheint hierauf zu deuten. Nach einem im Heubacher Stadtarchive aufgefundenen Kaufbriefe, verkaufte dieser Jörg von Wöllwarth auf Anthoni, als man zalt von Christi unseres lieben Herrn Geburt 1525, von Melchior, aus göttlicher Verhängnus Abt und mit ihme gemeinlich Convent des Gotteshauses Königsbronn, Ordens von Zitell, als recht Lehnherr der Pfarr zu Hewbach, mit Wissen, Rath, Verwilligen und Beiseyn Herrn Hanßen Bunzen, rechten Pfarrer daselbst, bemeldter Pfarr Pfarrhof mit Haus, Hofraiten, Grund und Boden, daß er ihn dann abgebrochen und einen neuen Bau darauf volvirt, samt dem Garten daneben. Noch jetzt liest man über dem Haupteingange dieses, über das ganze Städtchen emporragenden Gebäudes, die Jahrszahl 1524;

unter dieser ist das von Wöllwarth'sche Wappen, ein Halbmond. Das Wappen der Burg, unter welchem die Jahrszahl 1519 steht, wurde — vielleicht um diese Zeit? — als heilige Reliquie in die Sacristei der Kirche zu Heubach geflüchtet. In einem Protokoll von 1590, Zehndstrittigkeiten betreffend, sagt ein Mann von 60—70 Jahren aus: „er habe in seiner Jugend von einem alten Weib, so auf diesem Schloß gedient, gehört, daß die fraglichen Wiesen müssen geben 3 Fuder Zehndheu auf das Schloß Rosenstein denen von Wöllwarth, und sollt ein Fuder geladen seyn, daß es sechs Roß auf den Rosenstein ziehen mögen". Mithin war es um 1500—1520 noch bewohnt. Die Sage der Gegend läßt es noch weit später, sogar bis ans Ende des 17ten Jahrhunderts, wiewohl nicht mehr von Adeligen, bewohnt seyn *).

Nach einem im Archive zu Heubach gefundenen Document von Martini (11. Nov.) 1563 that Herzog Christoph von Würtemberg in diesem Jahre den Gebrüdern Bastian und Jörg Renwart von Wöllwarth, als jetzigen Inhabern des Schlosses Rosenstein und der Stadt Hewbach, zu wissen, daß er den Wiederkauff zu thun gesonnen sey. Auf ihr Ansuchen wurde jedoch dieser Wiederkauf noch 16 Jahre verschoben. Indessen mußten sie die fürstliche Oberherrlichkeit anerkennen, einen würtembergischen Amt-

*) Crusius schreibt (um 1595): zu unsrer Großeltern Gedenken hat allda nur ein Castellan gelebt und ist da eine große Viehheerde gehalten worden.

mann in Heubach neben ihrem Schultheißen annehmen und sich mit der niedergerichtlichen Obrigkeit begnügen. Am letzten October des J. 1579 ließ endlich Christophs Sohn, Herzog Ludwig von Würtemberg, (nach einem Document aus dem Archive zu Heubach von 1691) die Pfandschaft lösen und den Pfandschilling den Vormündern der Kinder des Jörg Reinhard von Wöllwarth erlegen. Die Renovation über die erlöste Pfandschaft Rosenstein und Heubach geschah 1580 durch Martin Gröninger von Winnenden. Als der Pfandherrschaft eigene Güter werden in einem Auszuge aus dem „gar alten Lagerbuch fol. 44." genannt: das Schloß Rosenstein in seinem Begriff, sammt dem Garten darhinter, so alles zergangen. Sonst hat die Pfandherrschaft keine Behausung, dann die Behausung im Fleckchen, so die von Wöllwarth als die Pfandherrschaft inne haben; tat allererst ihr, der Gebrüder Vater, Jörg von Wöllwarth dahero also erbawen.

Die Wöllwarth'sche Familie behielt auch nach der Einlösung der Pfandschaft das Schloß im Städtchen als Eigenthum und überdies noch mehrere Gerechtsame an Zehenden, Mühlen u. dgl., was zu mancherlei Streit und Irrungen Veranlassung gab; wie wir denn sämmtliche obengenannte Documente einem langen Streite über die Steuerfreiheit der Wöllwarth'schen Besitzungen verdanken. Nach und nach zogen sich die männlichen Sprößlinge auf ihre Güter Lauterburg, Essingen, Hohenroden. Das Schloß mit Nebengebäuden, Gütern, Mühlen ꝛc. ging an den Gemahl einer gebornen von Wöllwarth, an den

damaligen Hauptmann des würtembergischen Hornischen Regiments zu Fuß, von Wesen, über, welcher dasselbe seinen Schwägern um die Summe von 3750 Fl. im Jahre 1698 abkaufte. Er starb als würtembergischer Kriegsrathsvicepräsident ohne Kinder, da sie ihm vorangegangen waren. Das Schloß und die Güter kamen vereinzelt in die Hände Heubacher Bürger. Sein Andenken ist durch beträchtliche Stiftungen für milde Zwecke zu Heubach und auswärts im Segen erhalten worden, und die Dankbarkeit hat seinen Helm, Harnisch, seine Lanze, Fahne, Stiefel und Sporen, im Chor der Kirche zu Heubach als Heiligthümer aufgehängt.

Als der interessanteste Schlußpunkt der würtembergischen Alb, welche in neueren Zeiten der Beschauer immer mehrere an sich zieht, hat auch unser Rosenstein jetzt häufigere Besuche als sonst. Ganze Karavanen lagern sich oft in traulichen Reihen auf dem oben beschriebenen Lärmenfelsen, um der herrlichen Aussicht zu genießen, welche am lieblichsten alsdann sich darstellt, wenn einzelne Wolken jetzt eine Gegend in Schatten setzen, und eine andere daneben in um so hellerem Sonnenlichte sich hervorhebt, jetzt die Scenen wechseln und eine ganz neue Gegend heraustritt. Mit leichter Mühe wird ein Flaschenkeller aus dem nahen Städtchen hinaufgebracht und manche frohe Libation ist schon den Manen der Ritter auf der breiten Mauer ihrer Schloßruinen geflossen. In frohem Zuge wandert man alsdann über die Felsen des Bergrückens hin, durch die schattige Kühle des Waldes, alle Minuten

durch einen neuen Blick ins Thal überrascht, um die interessanten Höhlen des östlichen Berges zu besuchen, und freudige Lieder hallen von den Wölbungen der Felsen zurück.

Zahlreicher jedoch als jemals, vielleicht selbst in der glänzendsten Periode des Ritterthums oder der Wallfahrten zum Herrgottstritte, strömt die Menge der Anwohner und selbst der entfernteren Nachbarschaft seit drei Jahren dem Berge zu, wenn die Kinder der benachbarten vier evangelischen Schulen, bei fünfthalbhundert an der Zahl, festlich gekleidet, mit bekränzten Maien und flatternden Fahnen und einfacher Musik und mit Freudenschüssen bewillkommt aus den Ruinen der Burg, von ihren Geistlichen und Lehrern zu einem gemeinschaftlichen Frühlingsfeste auf diese schöne Höhe geführt werden. Auf der Zinne des Felsens, im Anblick der herrlichen, weiten Gegend bringen die Tausende dem Herrn ein freudiges Frühlingslied und die Geistlichen ermahnen mit feierlicher Rede zum Lobe des Schöpfers zu frommen Genusse des Lebens, zu nachbarlicher Einigkeit ꝛc., und auf der rückwärts liegenden weiten Wiese, noch innerhalb des Burgraumes, werden Erfrischungen unter die langen Reihen der Kinder vertheilt, wozu sich denn auch die Alten in traulichen Gruppen lagern. Und nach diesem wird die Jugend zu gemeinschaftlichen volksthümlichen Spielen, als da sind: Wettlauf, Pfeilschießen, Ballwerfen u. dgl., wobei immer alle in steter Bewegung sind, angeleitet, und eigene Preise zeichnen die Besten aus; und Lieder und Rede schließen am Abend die

Feier, welche jedem jungen und alten Anwohner des Berges den ehrwürdigen Felsennachbar lieb und werth macht. Dies ist das Kinderfest auf dem Rosenfteine.

* * *

Der berühmte Verfasser der „Nationalchronik der Teutschen," Pfarrer Pahl, früher selbst ein Nachbar vom Rosenfteine, hat diesen Berg der Beachtung des Publicums so werth gefunden, daß er in Nr. 25 der Chronik vom Jahr 1808 eine kurze, sehr anziehende Beschreibung davon lieferte, um auf die damals ganz verlassene Stätte aufmerksam zu machen.

Heubach, von dem vielen Heu, das die reichen Quellen des Rosenfteins auf den Wiesen an seinem Fuße erzeugen, also genannt, wie schon Crusius bemerkt, soll nach der Sage, welcher Crusius ebenfalls erwähnt, den Ursprung von der oben berührten Stadt auf dem Hohberge, Lochstedt, genommen haben. Der Berg ist jetzt mit dichtem Walde bewachsen. Man findet übrigens noch Spuren eines Walles, der an manchen Orten verschüttet ist, an andern 6—8 Fuß Tiefe hat, und Steinhaufen, die von verfallenen Mauern herzurühren scheinen.

Die Legende von der Versuchung Christi auf dem Rosenfteine hat ein Vicar von Heubach vor ungefähr 30 Jahren in einem Gedichte, welches in einem Almanach der damaligen Zeit erschien, dem Publicum mitgetheilt.

Scheuelberg, westlich von Heubach, als Wetterscheide so berüchtigt, daß die Sage des Volkes Wetterkräutlein dar-

Digitized by Google

darauf wachsen läßt (vor dem sich die Gewitter scheuen), ein Berg von sehr schöner Form, bedeutend höher als Burg Rosenstein, und wie der Rosenstein zum Theil mit Felsen umkränzt, wie jener von Osten nach Südwesten sich hinziehend und im Süden mit dem Aalbuche zusammenhängend, ebenfalls eine vortreffliche Aussicht gewährend.

Die specielle Geschichte der Grafen von Oettingen, welche aber dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht zu Gebote stand, möchte vielleicht noch einigen Aufschluß darüber geben, wie diese Grafen in den Besitz von Rosenstein und Heubach gekommen.

Pahl läßt in der oben angeführten Beschreibung und in den „historischen Bemerkungen über die Statüen in der Wöllwarth'schen Todtenhalle zu Lorch" Wilhelmen von Wöllwarth die Burg Rosenstein an den Grafen Ulrich von Würtemberg 1553 verpfänden, statt daß das Umgekehrte der Fall war. (Man sehe auch Pfaff's Beilagen zum 1sten Theil der Geschichte Würtembergs S. 242.) Es müßte denn dieser Wilhelm die Burg in demselben Jahre wieder an den Grafen Ulrich zurückgegeben haben. Daß sie nicht lange in den Händen der Wöllwarthe blieb, erhellt aus der oben erwähnten abermaligen Verpfändung von Seiten Würtembergs 1480. Die von uns benutzte, in dem Stadtarchive zu Heubach aufgefundenen Urkunden von dieser Zeit an scheinen den Geschichtschreibern neu zu seyn. Wenigstens schließt Pahl bei diesem Wilhelm von Wöllwarth mit den wenigen Worten: „ein späterer Vertrag verwandelte die Pfandschaft (für Würtemberg) in

wirkliches Eigenthum." Und bei Pfaff haben wir vergeblich gesucht, — ehe wir unsere Urkunden fanden, — wann Rosenstein mit Heubach an Würtemberg zurückgekehrt sey? Es ist mithin bei ihm I, 2. S. 506. bei 1579 zu ergänzen: Heubach mit Rosenstein.

Prof. G. Schwab hat vorstehende Beschreibung in seiner „Neckarseite der schwäb. Alb ꝛc." zum Theil wörtlich benutzt, wie die Anmerkung S. 232 erklärt.

Dr. F. L. J. Dillenius.

150.

Königstein, Nurings und Falkenstein am Taunus.

Traurig entsteigt sie dort die alte verödete Veste;
Flammen umwütheten sie, Donner zersprengten sie dann.
Schweigt, o Trümmer der Zeit! es hallt vergebens die Klage
Dumpf an den Höhen und bang hier in den Thälern zurück.

v. Gerning.

Digitized by Google

Königstein, Nurings und Falkenstein.

Auf des berühmten Taunusgebirges südlichem und südöstlichem Abhange sieht man, auf zwei isolirten Bergkegeln von Gneiß, die Ruinen der Veste Königstein und der Burg Falkenstein. Imposant ist der Anblick der erstern schon von weitem, obschon zerstört ist das felsige Gemäuer. Erhöhet wird noch der Eindruck, wenn man auf dem krummen Pfade hinauf den Ruinen sich nähert und den Fuß auf dieselbe gesetzt hat. Mit Staunen blickt man zu den hohen Felsenwänden hinan und bewundert die Dicke und Festigkeit des Gemäuers. Schnell führt dann der Blick zu den unterirdischen Kellergewölben und zu den nur zum Theil gesprengten Kasematten hinab; am längsten verweilt derselbe in den Ueberresten der Garnisonküche und ihrer gothischen feuerfesten Gewölbe, ruhend auf mehreren Pfeilern. Von der sichtbaren Zerstörung dieser Küche schließt man leicht auf die Zerstörung des Ganzen, das ehedem eine künstliche Felsenmasse, auf wirkliche Felsen gethürmt, und eine solche Veste bildete, welche man vorn [illegible]s an diesem Orte nicht suchte, sich nicht einmal dachte.

Angenehm kontrastirt mit der Höhe und schwierigen Bauart der Bergfestung das an ihrem Fuße leicht und großen Theils neu erbaute Städtchen Königstein.

Diesen und der Festung gegenüber sieht man auf einem andern Felsenkegel, der unersteiglich von Norden, Osten und Süden, zugänglich nur von Westen und hier mit Laubholz bewachsen ist, die Trümmer der Burg Falkenstein, von einem mächtigen, längst erloschenen, Dynastengeschlechte auf die morschen Reste der alten Reichsburg Nurings einst erbauet, von welcher ein berühmtes Grafengeschlecht Namen, Besitzungen und Rechte hatte. Häufig werden die Ruinen von Königstein und Falkenstein von Reisenden und Lustwandlern, besonders aus Frankfurt besucht, denn äußerst schön ist von diesen Höhen der Anblick der überaus reizenden Gegend. Man erblickt nämlich daselbst den Kranz der Fuldischen und Spessarter Waldgebirge, nebst der Kette des Vogelsberges, Freigerichtes und Odenwaldes. Ferner die reizenden Höhen der Bergstraße, den Malchenberg mit seinem Schauthurme, und die weitere Kette des Gebirges bis Heidelberg; dann den Donnersberg jenseits des Rheins, das Hardt- und Nahegebirge; ferner den Rheinlauf von Speier bis Nierstein; den Rabenkopf im Rheingau, die Hochwurzel, die Platte und den Trompeter bei Wiesbaden; näher den Hochheimer Berg und den Staufen bei Eppstein; im Hintergrunde den Feldberg und Altking, und unmittelbar vor sich, gegen Osten, Kronberg auf seinem Obsthügel, umgeben von reich geschmückten Anhöhen.

Weder Königstein, noch Nurings und Falkenstein sind bis jetzt ganz richtig beschrieben worden; es lohnt also wohl der Mühe, sie hier näher kennen zu lernen *).

Den Römern soll das Schloß

Königstein

seinen Ursprung zu verdanken haben. — Ein Berg, der Römerskopf genannt, nahe bei der zerstörten Veste, deutet auch auf römische Ansiedelung; allein — man findet keinen Beweis, daß die Römer eine feste Burg angelegt hätten. Mit mehr Wahrscheinlichkeit giebt man dem Schlosse einen königlich fränkischen Ursprung; wenigstens deutet sein Name dahin; doch auch hiervon weiß ich keine historische Kunde zu geben. So viel ist indessen gewiß, daß Grund und Boden, worauf das Schloß erbauet worden, königlich fränkisches Eigenthum war und zum Niedgau gehörte.

Was Dilch in der Hessischen Chronik fabelt, und neuere, ja die neuesten Geschichtsforscher und Schriftsteller ihm nachschreiben, daß Karl der Große eine große Reichsversammlung auf dem Schlosse Königstein im J. 795 gehalten, beruht lediglich auf einer Verdrehung des Wortes Kufstein (Cuffelstein) in Königstein. Besser unterrichtete wissen, daß unter dem Worte Kufstein Kostheim am Main.

*) Wenn gleich die Burg Falkenstein bereits im vierten Bande der Ritterburgen beschrieben ist, so wird man doch meine Beschreibung hier nicht überflüssig finden; auch konnte ich sie von der Beschreibung der Reichsburgen Königsstein und Nurings nicht trennen.

eine ehemalige Vorstadt von Mainz (Suburbium Moguntiae urbis) verstanden werde *). Früher als im 13ten Jahrhundert kommt das Schloß Königstein weder urkundlich noch namentlich vor. In einem Verzichtbriefe Reinhards von Hanau auf Königstein und dessen Zugehör v. J. 1258 bekennt dieser Reinhard, daß er verziehen habe alles Rechten, das er hatte an der Burg Königstein, und allem dem, das dazu gehört, als sein Schweher Ulrich und sein Schwager Ulrich, Herren zu Münzenberg (Ulrich I und II), dieselbe Burg und das dazu gehört, besaßen **). Es kommt aber Ulrich I von Münzenberg von 1212 bis 1244 urkundlich vor; um diese Zeit war also Königstein schon erbauet und die Herren von Münzenberg hatten es im Besitze. Namentlich kommt sodann vor das Castrum Kunigestein in einer Urkunde v. J. 1256, und daß solches Reichslehn war, erhellet aus einer Urkunde Wernhers von Münzenberg vom Jahre 1294. Ein Flecken oder Dorf war dabei erbaut, welches seinen eigenen Pfarrer hatte, und im Jahre 1289 namentlich vorkommt ***). Alles dieses, besonders aber letzterer Umstand, scheint deutlich zu beweisen, daß die Burg Königstein nicht erst im 13ten Jahrhundert, sondern schon viel früher, und zwar auf des Reiches Grund und Boden, erbaut worden sey, wovon uns jedoch keine nähere Kunde bekannt ist.

---

*) Bodmann's Rheingau, S. 602.

**) Grüsner's Beiträge, III. St. S. 183.

***) a. a. O. S. 185. 214. Gudenus Cod. dipl. T. III, 764.

Im 14ten Jahrhundert erscheint Königstein schon als eine bedeutende Veste, die ihre eigenen Burgmänner und Vertheidiger hatte. Tapfern, wiewohl vergeblichen, Widerstand leisteten diese in der Belagerung der Burg von 1373, welche die Folge hatte, daß die eroberte Burg nur unter harten Bedingungen den Söhnen Philipps des Stummen, von Falkenstein, zurückgegeben wurde. Es war nämlich Königstein von den Dynasten von Münzenberg, nach ihrem Aussterben (ums J. 1244), an die Dynasten von Falkenstein, aus dem Hause Bolanden, gekommen. Philipps Söhne mußten Königstein, Schuldenhalber, an ihren Vetter Ulrich von Hanau und die Stadt Frankfurt versetzen und zum Mitbesitz einräumen. Die drei Herren besaßen es nun in Gemeinschaft, und erst nach 1385 wurde diese Pfandschaft wieder eingelöst von Philipp VII von Falkenstein, welcher Königstein sammt Zugehör, an den Kurfürsten von Trier, Wernher Grafen von Falkenstein, vererbte.

Von diesem berühmten Kurfürsten hatte vermuthlich die Veste Königstein, welche er von 1409 bis 1418 im Besitz hatte, seine Stärke, Ausdehnung und mancherlei Gebäude erhalten. Denn daß eine solche Bergfestung nicht auf einmal das wurde, was sie im Jahre 1792 gewesen ist — versteht sich wohl von selbst. Es gehörte gewiß mehr als ein Jahrhundert dazu, ehe sie in den furchtbaren Zustand kam, in welchem sie die Franzosen und Preußen fanden. Anfangs bestand sie nur aus einem hohen Thurme mit burglichem Bau und mit starken

Mauern und Zwingern. Die Erfindung des Schießpulvers und der Kanonen machte aber eine Verstärkung des Gemäuers, machte bombenfeste Kasematten, Zeughaus, Blockhäuser, Schießscharten, Wälle u. s. w. nöthig. Alles dieses erhielt Königstein nach und nach, so daß es bereits im 30jährigen Kriege unter den Bergfestungen Deutschlands einen nicht unbedeutenden Rang einnahm.

Im December 1631 wurde es von den Hessen (Schwedens Alliirten), nach den eingenommenen Burgen Falkenstein und Reifenberg, belagert. Nicht durch Gewalt, sondern mit Akkord, an die Belagerer, von diesen aber an die Schweden übergeben, kam es von letztern an die Grafen zu Stolberg, welche nichts versäumten, um sich und die Festung vor allem Ueberfalle zu sichern und diese in den besten Vertheidigungsstand zu setzen. Schon damals erhielt die Festung den Umfang, die Festungswerke und das Ansehen, welche sie noch bei ihrem letzten Daseyn hatte. Allein — diesem allen ungeachtet mußte sie sich im Jahre 1635 an die Kaiserlichen ergeben, welche sie, sammt dem größten Theile der dazu gehörigen Grafschaft, an das Erzstift Mainz zurückgaben. Dieses unterhielt stets eine Besatzung auf der Festung und machte sie zugleich zu einem Staatsgefängnisse.

Nach der Einnahme von Mainz im J. 1792 wurde auch Königstein von den Franzosen besetzt. Als aber im December desselben Jahres Frankfurt von den tapfern Hessen erstürmt war und die Preußen die französischen

Verschanzungen bei Oberursel weggenommen hatten, rückten preußische Truppen vor Königstein, nahmen die Stadt in Besitz und beschossen die Festung von der Falkensteiner Höhe. Eine fortgesetzte Kanonade that zwar der Festung keinen — der Stadt aber desto größern Schaden, welche am 9. December fast ganz in die Asche gelegt wurde. Ausgerichtet wurde in der Hauptsache nichts, daher die Belagerung in eine Blockade verwandelt wurde, welche sich mit der Uebergabe der Festung an die Preußen (7. März 1793) endigte. Letztere gaben sie an Kurmainz zurück, welches sie wieder mit einem Kommandanten und einer Besatzung versah. Allein — schon im Jahre 1796 kam Königstein wieder in die Hände der Franzosen, welche hierauf die Festungswerke sprengten, und das ganze Schloß, mit Ausnahme des Thurmes, so völlig zerstörten, daß davon nichts als Ruinen mehr übrig sind *). Die ruinirte Festung, Stadt und Königstein, sammt zugehöriger Grafschaft, was nämlich nicht schon früher davon an die Grafen zu Stolberg gekommen war, erhielt zurück und behielt der Kurfürst von Mainz (Reichserzkanzler) bis zum Jahre 1802, wo solche durch den Reichsdeputationsschluß theils dem nassauischen und hessendarmstädtischen Fürstenhause zugetheilt wurde.

*) Von diesen hat man verschiedene schöne Abbildungen, namentlich in Morgenstern's malerischen Wanderungen auf den Altkönig. 1805.

Der nassauische Antheil besteht gegenwärtig in den Aemtern Höchst und Königstein *), der großherzoglich-hessische ist in den Landrathsbezirken Buzbach und Vilbel enthalten. Auch hat der Großherzog von Hessen noch die Hoheit über den gräflich-stolbergischen Antheil der Grafschaft Königstein, bestehend in den Aemtern Gedern und Ortenberg.

In dem aus dem Brandschutte wieder auferstandenen Städtchen Königstein, mit etwa 140 Häusern und 954 Bewohnern, sieht man mehrere schöne herrschaftliche und Privatgebäude. Eine Hauptstraße, welche von Frankfurt aus durch diesen Ort zieht, giebt demselben, so wie die Viehzucht, der Ackerbau und die Handwerke, namentlich Gerbereien, Leben, Nahrung und Gedeihen. Was noch die Grafschaft Königstein insbesondere betrifft, so ist davon zu bemerken, daß, nach dem Aussterben des Falkensteinischen Hauses, und namentlich nach dem Tode des letzten Reichsgrafen von Falkenstein, Werners III (Erzbischofs von Trier), 1418, diese Grafschaft durch die Falkensteinische Erbtochter Luccard an das Eppensteinische Haus kam, welches auch bis zu seinem Ausgange (1535) im Besitze blieb. Durch eine Eppensteinische Erbtochter, Anna, kam sie an das gräfliche Haus Stolberg, und endlich (mit dessen großem Widerspruche) als Reichslehn an Kurmainz u. s. w., wie oben erzählt ist.

*) Die Stadt Höchst gehört jedoch nicht zur Grafschaft Königstein, eben so wenig auch Kronberg.

Den Ruinen der Veste und dem Städtchen Königstein gegenüber gewahrt man auf einem alten Felsenkegel, der unersteiglich von Norden, Osten und Süden, zugänglich nur von Westen und hier mit Laubholz bewachsen ist, die Trümmer der Burg Falkenstein. Aber noch ehe diese erbauet war, und lange vorher, stand auf derselben Stelle die Reichsburg

N u r i n g

oder Nurings, das Stammhaus der alten Grafen von Nuringen *). Ursprünglich stammten jedoch diese von den alten Grafen des Niedgaues und der Wetterau ab, von welchen Graf Berthold in der Wetterau (1024 — 1045 in Urkunden erscheinend) als der älteste bekannte Stammvater der Grafen von Nuringen angenommen wird. Er hatte des niedgauischen Grafen Richberts Tochter und Erbin zur Frau. Sein Enkel, Berthold II, war Graf in der Wetterau und dem Niedgau (1064 — 1081). Dessen Sohn, Berthold III, führte zuerst den Namen eines Grafen von Nurings. Urkundlich erscheint er von 1091 bis 1124. Die Burg Nurings war also um diese Zeit schon erbauet. Nicht weit reichte der Stamm der Grafen,

*) Ich hatte früher von der Lage der Reichsburg Nurings eine andere Ansicht, und glaubte sie zu Königstein suchen zu müssen; ich habe mich aber in der Folge von dem Gegentheile und davon überzeugt, daß dieselbe zu Falkenstein zu suchen sey.

die sich davon nannten; ausgestorben war er schon in männlichen Zweigen im Jahre 1174, mit Gerhard, Grafen von Nuringen und Birstein. Nur zwei Töchter überlebten ihn. Luccard, an Cuno I von Münzenberg vermählt und Erbin von Nurings, sodann Jutta, des Grafen Heinrich II von Dietz Gemahlin und Erbin von Birstein.

Es war aber das Schloß Nurings Reichslehn, mithin ursprüngliches Eigenthum und auf königlichem Grund und Boden erbaut. Zu diesem Schlosse gehörten mehrere Lehnstücke, namentlich eine Untergrafschaft zwischen der Ruweneich und der Krifftel, wovon Gottfried von Eppenstein einen Theil als Lehn von den Grafen von Nuringen im Besitz hatte, nach deren Absterben aber als Reichslehn von dem Kaiser empfing. Der andere Theil dieser Grafschaft war, mit dem Stammschlosse Nurings selbst, an Cuno I von Münzenberg, den Tochtermann des letzten Grafen von Nuringen, übergegangen, welcher auch die dazu gehörigen Allodien erbte. Mit dieses Cuno's Enkel, Ulrich II, war der Münzenbergische Stamm in Männern (1255) ausgestorben, und es erbten die Münzenbergischen Lande die Tochtermänner Ulrichs I, und unter diesen vorzüglich Reinhard von Hanau und Philipp von Falkenstein. Letzterer stammte eigentlich aus dem Bolandischen Dynastengeschlechte und war des Reichstruchsesses Wernhers V von Bolanden Sohn. Dieser hatte seit 1237 den Namen von Falkenstein angenommen, jedoch nicht darum, wie Wenk und andere Geschichtsforscher glauben,

als habe er in der Grafschaft Königstein ein neues Schloß erbaut und solchem den Namen Falkenstein gegeben, sondern weil er wegen eines Successionsstreites mit Wolfram dem Rheingrafen, in Betreff der Güter des älteren Philipps von Falkenstein (am Donnersberge), den Namen Falkenstein bei seiner Familie einzuführen für nöthig erachtete; wie solches Gebhardi sehr richtig dargestellt hat.

Von einem Schlosse Falkenstein (bei Königstein) weiß man um diese Zeit urkundlich noch nichts; wogegen aber das Schloß Königstein (Kunigestein) im Jahre 1256 zum ersten Male erscheint. Die Münzenbergischen Erben besaßen solches anfangs gemeinschaftlich, aber es war noch nicht Reichslehn; daher ist auch in der Mutschirung oder Theilung der Lande Philipps I von Falkenstein unter seine beiden Söhne, Philipp II und Wernher I (1266), nur die Rede von den Reichsburgen Trifels, Anebos, Kalsmund und Nurings, keineswegs aber von Königstein, ungeachtet solches, sammt Zugehör, damals Philipp I schon an sich gebracht und allein im Besitz hatte. Ein Beweis, daß letzteres Schloß noch kein Reichslehn war; dagegen aber Nurings noch in dieser Eigenschaft bestand. Auch findet sich in der Mutschirung kein Wort von einer Burg Falkenstein (am Donnersberge), was zu beweisen scheint, daß selbige damals noch nicht existirte.

Bereits im Jahre 1294 erscheint das Schloß Königstein als Reichslehn, von Nurings aber (der Reichsburg) findet man keine Spur mehr. Beweis genug, daß die

Burg Nurings in Verfall gerathen und ihre Reichslehnschaft auf Königstein übergetragen worden war.

Falkenstein.

Auf die Stelle der verödeten Burg Nurings wurde ein neues Schloß erbauet, welches, zum Unterschiede des alten Schlosses Falkenstein am Donnersberge, den Namen Neufalkenstein erhielt. Die Zeit der Erbauung desselben ist eben so wenig bekannt, als wer es erbauet. Daß es einem Philipp von Bolanden seine Entstehung zu verdanken habe — mag wohl seyn; aber welchem Philipp? Es nannten sich zwar schon Philipp II von Bolanden, ein Sohn des Reichstruchsessen Werners III, so wie Philipp, das Kind, von Bolanden, Werners IV jüngster Sohn, von Falkenstein, aber nicht (was wohl zu merken ist) von einem Schlosse am Taunus, sondern am Donnersberge. Diesen Namen führte auch Philipp von Bolanden, ein Sohn des Reichstruchsessen Werners V (s. Bodmann's Rheingau, S. 545), im Jahre 1237 bei seinem Hause wieder ein, aber nicht deswegen, als hätte er ein neues Schloß (Neufalkenstein) auf Nurings Ruinen erbauet — letztere bestand ja noch im J. 1266, — sondern wegen eines Successionsstreites (in Betreff der Falkensteinischen Güter) Philipps des ältern mit Wolfram von Stein, der eine Bolandische Tochter zur Gemahlin hatte, wie ich oben schon bemerkt. Viel später erscheint erst die Burg Neufalkenstein, am Taunus, in Urkunden und archivalischen Nachrichten. Die erste namentliche Spur davon

fin-

findet sich in einem noch ungedruckten Briefe der Stadt Frankfurt an den Burggrafen und Amtmann zu Falkenstein. Dieser Brief ist zwar ohne Datum, so wie ein anderer von Philipp von Bolanden an die Stadt Frankfurt, aber alle Umstände, so wie die darin genannten Personen, Henne von Sponheim und Philipp von Bolanden, verrathen die Zeit zwischen 1354 und 1376, worin beide Briefe geschrieben wurden. Auch der Umstand, daß hier Henne von Sponheim im Besitze von Falkenstein vorkommt, und daß sich die Stadt Frankfurt für dieses Schloß so sehr interessirte, zeugt, daß hier Neufalkenstein und nicht Altfalkenstein am Donnersberge gemeint sey. Denn nie waren die Grafen von Sponheim im Besitze des letztern Schlosses; auch würde sich die Stadt Frankfurt wenig um dieses bekümmert haben. Dem Frankfurter Briefe zufolge war damals der Graf Henne von Sponheim im Besitze des Schlosses Falkenstein am Taunus. Wie er dazu gekommen, ist wohl leicht, aber nicht kurz, zu erklären; ich will daher solches, als nicht sehr bedeutend, hier übergehen, besonders da der Sponheimer Graf nicht lange im Besitz blieb, denn in diesem findet man ums Jahr 1383 die Dynasten von Falkenstein wieder, und war das Schloß Neufalkenstein damals von denselben an die Ritter von Sachsenhausen um 1500 Pfund Heller verpfändet (Gudenus V, 833).

Von diesen Rittern kam Falkenstein — wahrscheinlich auf ähnliche Art — an den Ritter Bertram oder Bechtram von Bilbel, von welchem die Frankfurter Geschichte

so Vieles und Interessantes zu erzählen weiß *). Bertram bewohnte auch im Anfange des 15ten Jahrhunderts, und noch im Jahre 1420, Neufalkenstein. Seine Räubereien und Schandthaten, an Reisenden, besonders Kaufleuten, auf offener Straße verübt, und gegen Eid und Pflicht wiederholt, brachten ihm einen öffentlichen und schmählichen Tod zuwege, welchen er durch die Hand der Gerechtigkeit zu Frankfurt am 27. August 1420 erleiden mußte.

Nach Bechtrams Tode erhielt Georg, Ritter von Hattstein **) das Schloß Neufalkenstein und nannte sich davon. Ein Gleiches von Besitz und Benennung gilt auch von dessen Söhnen, Heinrich, Georg und Philipp. Archivalischen Nachrichten zufolge war Georg von Hattstein im Jahre 1432 Besitzer von Falkenstein.

Heinrichs von Hattstein Sohn, Philipp, nennt sich (1464) ebenfalls von Neufalkenstein. Er war aber auch der letzte Hattsteiner mit dem Beinamen von Falkenstein.

Wer nach den Hattsteinern Falkenstein, als Pfandschaft oder Lehn, im Besitz hatte — ist unbekannt; daß aber das Eigenthum desselben mit der Grafschaft Königstein von den Falkensteiner Dynasten an die von Eppen-

*) S. Kirchner's Frankfurter Geschichte, und Lersner's Frankfurter Chronik.

**) Das völlig ruinirte Schloß Hattstein liegt bei Reifenberg, hinter dem Feldberge.

stein übergegangen war, erhellt aus einem archivalischen noch ungedruckten Aktenstücke vom Jahre 1492, welches von dem Schutz- und Trutzbündnisse redet, das acht wetterauische Schlösser, und unter diesen auch Falkenstein, auf 13 Jahre mit einander abgeschlossen hatten. Letzteres trat mit dem Vorbehalte bei, daß diese Vereinigung der Herrschaft Königstein an ihrer Gerechtigkeit zu Falkenstein unschädlich seyn solle. Daraus sieht man deutlich, daß die Burg Falkenstein damals zwar in fremden Händen war, daß aber die Gerechtigkeit, d. h. das Recht des Obereigenthums und der Lehnsherrlichkeit, dem Hause Eppenstein-Königstein (aus Falkensteinischer Erbschaft) geblieben ist.

Nach dem Aussterben der Grafen von Königstein aus dem Eppensteinischen Hause, kam das Schloß Falkenstein an die Grafen von Nassau *), und diese belehnten damit die Ritterfamilie von Staffel, welche ihnen ohnehin schon durch Lehen-, Burg- und Hofdienste verbunden war **). Bereits im Jahre 1612 starb Jörg Christoph von Staffel, welcher (nach Humbracht) den Beinamen von Falkenstein führte, und also im Besitze dieses Schlosses gewesen

*) Daß solches nicht früher geschehen — erhellet aus dem vorher Gesagten.

**) Die Familie von Staffel führte sogar das nassauische Wappen, nämlich dem saarbrückischen Löwen (ohne Krone) mit goldnen Kreuzchen im blauen Felde.

ist. Das nemliche wissen wir auch von seinem Bruder Heinrich Augustin von Staffel (1623).

Im Jahre 1649 war Gerhard Adam von Staffel im Besitze von Falkenstein, wie eine ungedruckte Urkunde von diesem Jahre, betreffend die Schäferei zu Sulzbach, uns belehrt. Dieser Ritter starb zwar erst 1679 (ohne Kinder), aber schon im Jahre 1650 erscheint Adolph Johann Karl von Bettendorf als Herr zu Falkenstein. Dieser war erst Domherr zu Mainz, trat aber in den weltlichen Stand, heirathete, ward kurmainzischer geheimer Rath und Oberamtmann zu Königstein, und in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Von Nassau erhielt er das Schloß Falkenstein und von Kurmainz das Dorf Niederhofheim zu Lehen. Von dieser Zeit an schreibt er sich Freiherr von Bettendorf und Herr von Falkenstein und Niederhofheim.

Der Bettendorfsche Mannsstamm erlosch im J. 1770; die Lehen desselben, Falkenstein und Niederhofheim, fielen den Lehnshöfen anheim und wurden nicht weiter mehr vergeben.

Wie Gerning in seiner schönen Schilderung der Lahn- und Maingegenden uns (S. 64) berichtet, so gehörte im 16ten und 17ten Jahrhundert die Burg Falkenstein, im Lehenverbande, zu Kronberg, und kam dann erst an das Geschlecht von Bettendorf. Wäre dies der Fall, so müßte Falkenstein entweder vor denen von Staffel, oder nach ihnen, an Kronberg gekommen seyn. Nur das erste ist möglich; denn noch ehe die von Staffel ausgestorben waren, hatte

der von Bettendorf Neufalkenstein schon im Besitz. Uebrigens ist mir von einem Kronbergischen Rechte oder Besitz von Neufalkenstein nirgends etwas vorgekommen. Es schrieb sich zwar Karl Adolph, Graf von Kronberg, auch von Falkenstein; dies war aber nicht Neufalkenstein, sondern Falkenstein am Donnersberge, wovon er durch seine Mutter Sidonia, Gräfin von Daun und Falkenstein, einen Antheil ererbt hatte.

Unser Falkenstein war im dreißigjährigen Kriege noch in gutem Zustande, und von dem evangelischen General, Grafen Heinrich von Vollrath zu Stolberg, im Jahre 1635 besetzt. Bei seinem Rückzuge zerstörte er es in etwas, was aber die Kaiserlichen bald wieder herstellten. In der Folge erfährt man von seinem Zustande nichts mehr. Es verödete nach und nach, und jetzt — sind davon nur ein Thurm und spärsame Reste von Mauern noch übrig.

Daß diese, so wie die ganze Burg, die Stelle der alten Burg Nurings einnahmen, davon giebt uns das gleich dabei liegende Pfarrdorf Falkenstein den Beweis. Dieses hieß vormals Nurings, wie solches das noch vorhandene alte Gerichtssiegel dieses Ortes ausweist; auch führt noch wirklich eine Gasse desselben den Namen der Nuringer Gasse.

Im Jahre 1395 fordert Cuno von Hattstein (Besitzer des Schlosses Falkenstein) Entschädigung wegen des Schadens, welcher ihm und den Seinigen zu Noringes, bei der Belagerung von Königstein, geschehen sey. In seiner Klag-

schrift spricht Cuno von dem Schaden, welcher seinen armen Leuten (seinen Unterthanen) zu Noringes an ihren Gütern, Gerichten, Gefällen ꝛc. zugefügt worden. Dieser Umstand lehrt uns, daß hier nicht von dem Schlosse (als welches nicht mehr existirte), sondern von dem Dorfe und dessen Bewohnern die Rede sey; allein er beweist auch, daß in dieser Gegend das alte Schloß Nurings lag, an dessen Fuß ein Dorf gleiches Namens erbauet wurde, welches den alten Namen noch behielt, als das Schloß schon lange nicht mehr existirte. Das Nämliche erhellet auch aus alten und neuen Pfarr-Akten von Königstein, worin die Pfarrei Nurings oder Nuringes immer als eine von der Pfarrei Königstein abgesonderte und eigene Pfarrei angegeben, gegenwärtig die Pfarrei Falkenstein genannt und von dem Pfarrer von Königstein versehen wird.

Auf solche Art erhellet, daß das Schloß Nurings nicht zu Königstein (wie auch ich früher, aber irrig glaubte), sondern zu Falkenstein zu suchen sey.

So wie die Ruine Königstein, in ihrer Art, die merkwürdigste ist, so ist die Ruine Falkenstein in ihrer Lage die schönste. Bei hellem Wetter übersieht man von hier aus über 70 Ortschaften, worunter die Städte Homburg, Hanau, Frankfurt, Aschaffenburg, Darmstadt ꝛc. Im Seitenblicke erscheint auch ein Theil des Rheingaues. Unten an der westlichen Seite des Altkings, der nebst dem Feldberge im Hintergrunde der Falkensteiner Höhe prangend erscheint, zieht der sogenannte Teufelsweg durch die Schärdter Höhle vorüber — gebahnt in einer Nacht

durch die Burggeister des Altking, um ein gefangenes Burgfräulein zu befreien. —

Die Zierde des Falkensteiner Berges ist gegenwärtig das weit hinsehende und fleißig besuchte Belvedere, angelegt von dem Frankfurter Handelsmann Dörr, der auch in Königstein ansässig ist.

* * *

Die hier gelieferten Nachrichten sind aus den schon bekannten gedruckten Quellen über die Grafschaft und die Grafen von Königstein und von Nurings, so wie über die Dynasten von Eppenstein und Falkenstein, — vieles aber auch aus ungedruckten Schriften und Urkunden entnommen. Abbildungen von Königstein findet man viele, theils die Festung in ihrem schönsten noch unverdorbenen Zustande vorstellend, theils auch die gegenwärtigen Ruinen uns zeigend. Ein altes schönes Bild von der Veste und dem Städtchen Königstein findet man in Merian's Topographie des Mainzer Erzstiftes 1646. Die Ruine Falkenstein ist abgebildet zu sehen: 1) in Morgenstern's malerischen Wanderungen, 2) auf einem besondern Blatte von Krauß, und 3) als eine kleine Skizze in Gottschalk's Ritterburgen, auf dem Titelblatte des 4ten Bandes.

Dahl.

Digitized by Google

151.

Münzenberg

zwischen Friedberg und Butzbach im Kurfürstenthum Hessen.

In des Hauses öder Mauer,
In dem hohen Rittersaal,
Um das ernste Todten-Maal,
Wohnet der Zerstörung Trauer.

Digitized by Google

151.

Münzenberg.

Die Straße von Frankfurt am Main nach Gießen führt durch eine Gegend, reich an Schönheit, und durch Fruchtbarkeit berühmt. Während die Vorzeit die angrenzenden Gegenden in Gauen vertheilte, nannte sie diese: die Aue, und setzte den Namen des Flüßchens „Wetter" vor, der ihre Fluren bewässert. Dörfer und Städte liegen freundlich umher, von hohen Saaten umwallt, unter ihnen, zwischen Friedberg und Butzbach, anderthalb Stunden von der Landstraße, rechts auf einer Anhöhe, zwei Thürme, die Gegend überragend. Es sind die Ruinen von Münzenberg. Jenseits am Fuße des steilen felsigen Hügels, der die Burg stolz emporhebt, liegt das gleichnamige Städtchen. Durch letzteres selbst, mit starken Mauern und Thürmen umgeben, führt der Weg, sich rechts um den Berg windend, zum einzigen Eingange. Steil steigt der Weg zum ersten, dann, zwischen starken Mauern, zum zweiten und dritten Thore, das lang gewölbt, erst in den Burghof führt. Ueber dem Thorbogen

sind die Ruinen der gothischen Kapelle, daran Trümmer eines Gebäudes — der Sage nach des Rittersaales — mit Fensterbogen und Verzierungen im byzantinischen Style; gegenüber Reste eines Hauses mit spitzen gothischen Fenstern. Auf der Seite, wo das erste Thor steht, rechts vom Eingang in den Hof, erhebt sich ein hoher runder Thurm, an den sich Gemäuer lehnt, auf der andern Seite links, ein stärkerer frei, eben so hoch. Beide haben nur in beträchtlicher Höhe Thüröffnungen, und sind in gleicher Höhe mit diesen, bis auf eine runde, in die Tiefe führende, Oeffnung zugewölbt. Auf der Mittag- und Abendseite läuft ein äußerer Gang, mit einer gemauerten Brustwehr, um die Burg, die, zum großen Theil aus ungeheuern Quadersteinen erbaut, dem Ungestüm der Zeiten trotzt. Mehrere Mauern, Thürme und Rondele umgeben sie tiefer, von welchen besonders ein Rondel auf der nördlichen Seite sich durch seinen Umfang und seine Lage auszeichnet. Es steht auf der Spitze eines Basaltfelsens, der durch das Herausbrechen der Steine ausgehöhlt ist und drohend über der Tiefe hängt. Auf der nördlichen Seite, im Burghofe, sind die Reste eines Brunnens.

Die Mauer des nördlichen Thurms hat an der, ungefähr 25 Fuß in der Höhe, befindlichen Thüre noch sechs Fuß Dicke. Von außen, ungefähr zwei Schuh über der Erde, findet man an einer Seite, wo die äußere, aus großen Steinen bestehende Bekleidung des Thurms abgefallen ist, eine Oeffnung; sie ist etwas mehr wie einen Schuh ins Gevierte weit, ganz glatt ausgemauert, und

windet sich ungefähr 15 Fuß in der Dicke der Mauer herum, ehe sich solche, links in dem Thurme, öffnet. Durch selbige kann man mühsam in den Thurm kriechen. Ohne Zweifel stieß ein nicht mehr vorhandenes Gebäude an den Thurm an, in dem sich diese Höhle öffnete, und so einen geheimen Aus- und Eingang bildete. In dem Thurme liegen Schutt und Steine; nichts besonderes läßt sich entdecken.

Eine freundliche Aussicht ergötzt das Auge auf der Burg. Butzbach, viele Dörfer und Höfe liegen herum, Hohensolms und Ullrichstein ragen auf fernen Höhen empor. Den nordöstlichen Fuß des Burgberges umgiebt das Städtchen Münzenberg. Ueber demselben hinaus, eine Stunde entfernt, liegt an einer Waldecke das vormalige reiche Cisterzienser Kloster Arnsburg, in ferner Vorzeit Stammburg einer angesehenen Familie, von ihren Erben, den Münzenbergern, vor siebentehalbhundert Jahren zum Kloster geweiht, und die Stätte ihrer Ruhe. Im letzten Kriege aufgehoben und zur Solms'schen Domaine gemacht, sind die weitläufigen, sonst reizenden Anlagen beinahe öde und unbewohnt, mehrere Gebäude und die schöne Kirche abgebrochen, die Grüfte zerstört.

Von der sonst stolzen, jetzt zerfallenen Wohnung des mächtigen Dynastengeschlechts der Münzenberger hinüber blickend nach der zerstörten Stätte ihrer Ruhe im Tode, fühlt man wehmüthig den Unbestand menschlicher Dinge.

Hinauf bis ins zehnte Jahrhundert reichen Nachrichten des Geschlechts Hagen. Im Hain zur Dreieich, einem

jetzt isenburgischen Dorfe, zwei Stunden von Frankfurt, liegen die Ruinen des Stammschlosses, wahrscheinlich schon zu der Römer Zeiten erbaut. Ein gleich altes edles Geschlecht blühte in der Wetterau, von ihrem Stammsitze „Arnsburg" genannt. Von letzterm lebte Cuno ums Jahr 1064. Mit ihm erlosch der Mannsstamm, und seine Tochter Gertraud, vermählt an Eberhard von Hagen, brachte diesem die väterliche Verlassenschaft zu. Deren Sohn Cuno, welcher 1129 zuerst vorkommt und 1151 das Kloster Altenburg stiftete, nannte sich Herr von Hagen und Arnsburg. Er hinterließ einen Sohn gleiches Namens. Dieser, vermählt mit Luitgard aus dem berühmten Dynastengeschlechte Nuringen, nahm den Namen Münzenberg an, der 1168 zuerst vorkommt, und er — vielleicht schon sein Vater — erbaute auf einem, von Fulda ertauschten und zu Lehen gehenden Berge die Burg Münzenberg, die 1174 schon stand. Im letztern Jahre verwandelte er sein Schloß Arnsburg, mit Zuziehung der väterlichen Stiftung Altenburg, in ein Cisterzienser Mönchskloster, und stiftete im Jahre 1193 ein Hospital in Frankfurt (Sachsenhausen), das 1221 dem deutschen Hause einverleibt ward. Bis zum Jahre 1207 erscheint er häufig in Urkunden. Er war ein standhafter Anhänger der Kaiser Philipp und Otho gegen Kaiser Friedrich. Sein Sohn und Nachfolger, Cuno II, theilte diese Gesinnungen seines Vaters; darum wurde er 1217 von dem mächtigern Friedrich II seiner Länder entsetzt und solche seinem Bruder Ulrich I zugewendet. Cuno II lebte noch 1236

und starb ohne Leibeserben. Ulrichs des Ersten Sohn, von seiner ersten Gemahlin Adelheid, Eberhards Warro von Hagen Tochter, Cuno III, starb vor dem Vater; der Sohn seiner zweiten Gemahlin, Adelheid Gräfin von Ziegenhain, Namens Ulrich II, folgte ihm. Vergebens hatte dieser im Jahre 1254 das Patronatrecht der Kirche des Johannisbergs bei Nauheim dem Domkapitel in Mainz in der Hoffnung übertragen, durch dessen Fürbitte mit Leibeserben gesegnet zu werden. Kinderlos starb er 1255. Mit ihm erlosch das Münzenbergische Geschlecht im Mannsstamm und eine Dynastenfamilie, welche die großen Besitzungen zweier der mächtigsten Familien und ihre Würden, die Reichsvogtei des Reichs — und Königsforst zur Dreieich und der Wetterau, und die Reichserbkämmererwürde in sich vereinigte.

Sechs weltliche Schwestern (die siebente jüngste war geistlich und Aebtissin in Padenhausen), nemlich 1) Adelheid, aus der ersten Ehe Ulrichs I, vermählt an Reinhard Herrn zu Hanau, und aus zweiter Ehe 2) Isengard, Gemahlin Philipps I von Falkenstein; 3) N., vermählt an Eberhard von Weinsberg; 4) Elisabeth, Gemahlin Conrads von Weinsberg; 5) Agnes, vermählt an N. von Schönberg, und 6) Hedwig, Gemahlin des Marschalls von Pappenheim, theilten das brüderliche Erbe. Gemeinschaftlich blieb Stadt und Burg Münzenberg.

Der Miterbe Philipp von Falkenstein erkaufte die Erbtheile der Weinsberger schon 1256, und trat seinen Antheil an Münzenberg 1271 bei der Abtheilung mit seinem Bru-

der Werner I. an diesen ab. Letzterer erbaute in Münzenberg eine neue Kapelle und schenkte 1271 dem Kloster Neters einen Wald, und den Antonitern in Grünberg 1289 die Kirche Amene, unter der Bedingung, daß zwei von diesen Geistlichen stets den Gottesdienst in der neuen Kapelle zu Münzenberg versehen sollten.

Im Jahre 1272 erkauft Philipp von Falkenstein den Erbtheil von Agnes von Schönberg und 1286 den von Pappenheim. Fünf Sechstheile von Münzenberg kamen auf diese Weise in Falkensteinische Hände, ein Sechstheil besaß Hanau. Beide Dynasten schrieben sich von der Zeit, neben dem Namen ihres Stammes: Herren zu Münzenberg. Mehrere Falkensteiner bedienten sich sogar des letztern Namens allein und nahmen das Münzenberger Wappen an.

Ums Jahr 1355 erscheint Diedrich von Hattstein als Burgmann in Münzenberg, und im Jahr 1418 hatte es es Gilbrecht Weyse, von der Herrschaft Falkenstein wegen, inne.

Aber auch die Falkensteiner erloschen (am 4. October 1418) mit Werner Erzbischof von Trier. Seine ihn überlebende Schwester Anna, Wittwe Gottfrieds von Rines in erster, und Günthers von Schwarzburg in zweiter Ehe, wohnte bis zu ihrem Ableben (1419) in Münzenberg. Von zwei früher verstorbenen Schwestern (Lukardis, vermählt an Eberhard von Eppstein, und Agnes, vermählt an Otto von Solms,) waren Kinder vorhanden, die jetzt einzigen Erben der Falkensteinischen Besitzungen und der

dazu

man gelegen sind Strahlen zu dem am Himmel sich bewegenden Gestirn, und zu dem Mittelpunkt der Erde, und Radien. Die Linie, welche von der Oberfläche der Erde nach dem Mittelpunkt derselben gezogen wird, heißt Axe, und die Punkte, wo sie die Oberfläche treffen, heißen Pole. Ein Kreis, dessen Ebene durch den Mittelpunkt der Erde geht, heißt ein größter Kreis, und ein Kreis, dessen Ebene nicht durch den Mittelpunkt der Erde geht, heißt ein kleiner Kreis. Der größte Kreis, dessen Ebene auf der Axe der Erde senkrecht steht, heißt der Aequator. Die Ebene des Aequators theilt die Erde in zwei gleiche Theile, die Nord- und Südhälfte. Jeder Punkt der Oberfläche der Erde, der nicht in dem Aequator liegt, hat seine Breite, und seine Länge. Die Breite ist der Bogen des Meridians, welcher zwischen dem Aequator und dem Punkt liegt, und die Länge ist der Bogen des Aequators, welcher zwischen dem Meridian, der durch den Punkt geht, und dem Meridian, der durch Greenwich geht, liegt. Die Breite wird von dem Aequator nach den Polen gezählt, und die Länge von Greenwich nach Osten und Westen.

Wenn man sich eine Linie von dem Mittelpunkt der Erde, als Sonne, die Erdbahn, welche jährlich von der Erde durchlaufen wird, als Kreis, und die Sonnenbahn, die sie während dieser Zeit durchläuft, als Ellipse denkt.

Die Breite eines Punkts kann höchstens der Größe eines Quadranten gleich kommen, weil sie nicht weiter als von dem Aequator, bis zu einem Pol gezählt wird.

zeitig als solche: Henne von Belderßheim der alte, Henne von Belderßheim genannt Grape, Henne von Colnhusen und Crafft Rietesel; im Jahre 1461: Ritter Johann von Schönborn und Heinrich Selbult.

Frühere kriegerische Schicksale der Burg sind mir nicht bekannt. Auch sie, wie so viele andere, zerstörte der dreißigjährige Krieg. Vielleicht geschah es durch den ligistischen General Spinola, der solche 1621 eroberte. Merian in der topographia Hassiae sagt gleich nach diesem Kriege von ihr: „Minzenberg ist vorweilen ein fürtreflich Hauß oder eine schöne Burg gewesen, von welchem Schloß noch zween Thürme, aber verstört und verwüstet übrig seyn." Auch bestätigt Winkelmann in seiner Beschreibung von Hessen, daß es im dreißigjährigen Kriege zerstört worden sey. Nur das mittlere Thor war noch bis vor wenig Jahren wohnbar überbaut, und die Beamten der Mitherrschaften, die sich jährlich einige Mal Geschäfte halber in Münzenberg einfanden, versammelten sich gewöhnlich in dem kleinen Stübchen zu freundlicher Erholung. Aber auch dies ist jetzt zerstört.

Das Wappen der Stadt Münzenberg ist ein blättriger Stengel zwischen zwei Thürmen, das Wappen der Dynasten ein zwerchgetheiltes, oben roth und unten goldnes Schild. Auf dem mit einem Fürstenhut gekrönten Helme steigt aus goldner Kugel ein Pfauenschweif zwischen zweien, nach Schildes Weise getheilten Fähnlein empor. Die Lanzen der Fähnlein sind braun mit goldenen Spitzen, die Helm-

decke roth und golden. Der letzte Münzenberger bediente sich gewöhnlich des Wappens der Stadt.

* * *

Diese Nachrichten lieferten Wenk Hessische Landesgeschichte; Engelhard, Beschreibung der Hessen-Casselschen Lande ꝛc.; Erbrecht der Grafen von Stolberg auf die Grafschaft Königstein 1673; Buri, behauptete Vorrechte des Dreieicher Wildbannes; Winkelmann, Beschreibung von Hessen; Merian's Topographie von Hessen; Lersner, Frankfurter Chronik; Gebhardi, genealogische Geschichte ꝛc. In Merian's Topographie befindet sich eine Abbildung von Münzenberg; auch hat J. Th. Prestel in Frankfurt a. M., nach G. Schütz, eine Ansicht der Ruine, eine des mittlern und eine des innern Thors, herausgegeben.

Dr. Usener.

152 — 154.

Altenstein, Nauenburg

und

Liebenstein

an der Südseite des Thüringer Waldes, im Herzogthum Sachsen-Meiningen.

Die Vorwelt lebt in Sagen
am Bergschloß wieder auf,
und ihre Trümmer tragen
kühn durch der Zeiten Lauf
der Thaten Glanz, sie melden
den Ruhm erloschner Helden.

E. Stöber.

Digitized by Google

152 — 154.

Altenstein, Nauenburg und Liebenstein.

Welchem Bewohner der thüringischen Auen sind die reizenden Gegenden seiner Gebirge wohl unbekannt geblieben? und wer sollte wohl Altenstein mit seinen grotesken Felsenmassen, und Liebenstein mit Hygeens Quelle unbesucht gelassen haben?

An dem südlichen Abhange des Thüringer Waldes, dessen Fuß die Werra umspült und ein breites Thal bildet, erhebt sich, zwei Stunden vom Städtchen Salzungen und vier Stunden von Eisenach, auf einem Bergrücken aus Conglomerat bestehend, die weißen anspruchlosen Gebäude von Altenstein, der Sommersitz des Herzogs zu Sachsen-Meiningen. Eine schlängelnde Chaussee windet sich am waldreichen Berge zum Park geformt hinauf, wo zuerst noch Ueberreste des ehemaligen Schlosses sich zeigen, das vor hundert Jahren ein Brand zerstörte, und wo jetzt der eben erwähnte Sommersitz einestheils seine Stelle einnimmt. Ein großer Hofraum, der durch einen Halbzirkel die Wohnungen der Hausofficianten, worunter sich auch der

massen, in mehreren Zweigen sich stürzenden und austheilenden Baches, unterbrochen wird, der zuletzt einen mit Gebüsch halb versteckten Forellenweiher bildet. Auf der Höhe dieses Felsen zwischen Tannen und Fichten, ruht eine nach Schweizer Art gebaute Sennhütte, von einer Hirtenfamilie bewohnt, welche die Aufsicht über das hier weidende Vieh führt, um täuschender eine Schweizer Landschaft nachzuahmen. Wird der Weg weiter verfolgt, den waldigen Rücken des andern Berges hinauf, so spannt sich eine Knüppelbrücke über zwei durch eine Schlucht von einander getrennte Felsen.

Unfern des herzoglichen Landhauses erhebt sich der sogenannte Bonifacius-Fels, der den Namen von einer auf ihm gestandenen Kapelle trägt, die einst dieser Apostel der Deutschen erbaut hatte. Zur Erinnerung seiner und des merkwürdigen Jahres 1814, ist auf der vordern Seite ein eisernes hohes Kreuz mit den vielbedeutenden Worten errichtet:

Gott,

Vaterland, Freiheit,

Friede

MDCCCXIV.

Ein Seitenstück hierzu liefert nicht weit davon, die senkrecht abgeschnittene Steinmasse, gleich einer Pyramide, auf deren Gipfel ein kolossaler Korb ruht, den die Kunst jährlich mit passenden Blumen bepflanzt. Ein Denkmal an die verstorbene Herzogin Amalia, deren Brustbild in

Marmor am Fuße dieser Felsenpyramide, etwas eingetieft, auf einem Sarkophage ruht.

Eben so interessant ist die auf einer Klippe sich erhebende Ritterkapelle, als eine Erinnerung an die ehemaligen Besitzer von Altenstein aus dem Geschlechte der Hunde von Wenkheim, — und dann links, der abgesondert dastehende riesenhafte Steinblock, „der hohle Stein" genannt, zu dem man durch ein Felsenthor auf Steintreppen zur höchsten Spitze gelangt, wo eine Pagode sich erhebt, um daraus eine neue köstliche Aussicht auf die Landschaft zu gewinnen. Doch alles dieses wird durch die merkwürdige Berghöhle in Schatten gesetzt, deren Eingang unter dem hohlen Stein an der Chaussee, die nach Liebenstein führt, sich befindet.

Alle Sonntage in der Brunnenzeit um die Mittagsstunden, erleuchten farbige Lampen die unterirdischen Gänge dieser Höhle, die zu einem natürlichen Dom führen, wo Argand'sche Kronleuchter magisch ihr Licht verbreiten; harmonische Töne steigen nieder, und ein künstliches Echo giebt sie in Pausen dem Lauschenden klagend nach. — Weiter hört man Gewässer rauschen, man steigt hinauf, und über eine eiserne Balustrade gelehnt, blickt das Auge in einen Abgrund, wo auf schwarzer Welle ein Schifflein mit Gestalten zu einem strahlenden Tempel gleitet, wo das rothschimmernde G als ein Denkmal dem Entdecker dieser Höhle und Gründer aller dieser Anlagen, Herzog Georg, geweiht, aus dunkler Felsennacht sich darstellt.

Als diese Höhle im Jahre 1798 beim Baue der Chaussee entdeckt wurde, fand man bei dem Aufräumen eine Menge Knochen aus dem Geschlecht der Höhlenbären. Sie waren in Schlamm und Schmutz eingehüllt, unversteinert, aber durchgehends schwarzbraun gefärbt, ausgenommen die Zähne, die ihr weißes Email behalten hatten, jedoch sehr mürbe und brüchig. Hinter einer eisernen Gitterthür in einen Nebengang erblickt man noch diese Knochenmassen.

Die Anlagen führen sowohl zu der Stelle, wo das ehemalige Schloß Nauenburg, als auch zu dem Badeorte Liebenstein zu der darüber liegenden Ruine gleiches Namens. Doch ehe wir diesen Weg weiter verfolgen, wollen wir das Geschichtliche der Burg Altenstein nachholen.

Die Erbauung dieser Burg setzt man in die Mitte des 6ten Jahrhunderts, als Amalberga, die Königin der Thüringer, durch ihre Herrschsucht ihren Gemahl Hermanfried mit seinen Brüdern auf eine listige Weise in Zwist brachte, nämlich, wie die Sage lautet, daß eines Tages, als der König zu Tische kam, er die Tafel halbgedeckt fand, und nach der Ursache fragte, Amalberga die Antwort gab: wer nur ein halbes Königreich besitzt, der muß auch mit einer halbgedeckten Tafel sich begnügen. Als nun der brüderliche Krieg ausbrach, und jeder Theil in den Völkern Franken und Sachsen Bundesgenossen suchte, und diese auch, wie es noch immer der Fall ist und seyn wird, das thaten, was in der Fabel der Löwe als Bundesgenosse that, kam diese Gegend unter fränkische Herr-

schaft, und von ihren Königen soll dieses Schloß zum Schutz der nordöstlichen Grenze erbaut seyn.

Der Chronikschreiber Sagitarius *) spricht mit folgenden Worten von dieser Burg:

„anno 724 kam der heilige Bonifacius in hiesige „Lande. Der Ort, den er sich zuerst ausersehen, war „der Wald bei dem Altenstein, zwischen Eisenach und „Salzungen, nicht sogar weit vom Werrafluß, wo „er eine kleine Kapelle nebst einem Hüttchen für den „Priester erbaute; nachdem er in dem erbauten „altensteinischen Kirchlein einen Priester aus seinen „Mitgesellen gelassen, reiste er nach Geismar in Hessen ꝛc."

Dieses sind die ersten Nachrichten, die uns die Geschichte vom Altenstein aufbewahrt hat. Burg und Kapelle sind, wie schon gesagt, längst zerstört, obgleich von allen beiden noch einige Ueberreste sich vorfinden. Der Name Altenstein scheint aber erst in der Mitte des 14ten Jahrhunderts entstanden zu seyn. Die ältesten Urkunden nennen es „zum Stein" (in lapide), darauf „Markgrafenstein" als die Markgrafen von Meißen Besitzer davon waren, und als Liebenstein (novus lapis) erbaut wurde, wahrscheinlich zum Unterschied, den Altenstein.

Die Besitzer des Schlosses, wie auch der ganzen Gegend, waren im Mittelalter das reiche angesehene Dy-

*) Sagitar. in antiquitatibus regni thuringii p. 375.

nastengeschlecht von Frankenstein, wo Ludewig mit diesem Namen in den Urkunden erscheint. Einer seiner Enkel Godebald, der die Frankenbergische Seitenlinie stiftete (1186), erhielt zu seinem Antheil auch dieses Schloß, wovon zwei seiner Söhne, Otto und Poppo, den Namen de Lapide führten; so erscheint Otto in einer Urkunde (1216) unter dem Titel: comes de lapide, wo Landgraf Hermann von Thüringen die Schutzvogtei Kloster Frauen-Breitungen dem Abt Siegfried von Hersfeld überläßt, welcher sie darauf als ein Lehen diesem Geschlecht wieder auftrug (1248). Nach kinderlosem Absterben trat sein Bruder Poppo allein in Besitz der Herrschaft und des Schlosses Altenstein. In einer Urkunde (1268), die nicht allein wegen ihres Inhalts, sondern auch in genealogischer Hinsicht der Frankensteinischen Verwandtschaft merkwürdig ist, worin Poppo de Lapide etliche Güter in Kupfersuhl dem St. Lazarusorden zu Wachenhausen *) schenkt, kommen Heinrich von Frankenberg sein Bruder, Gotzo von Stein sein Sohn, und Heinrich von Schen-

*) Wachenhausen ist ein ausgegangenes Dörfchen im Amte Salzungen. Der Orden hatte den christlichen Zweck, die sonst ganz hülflosen Aussätzigen zu warten, daher mußten Großmeister und Ritter selbst aussätzig seyn; und als derselbe in spätern Zeiten keine Aussätzige mehr zu warten hatte, brauchte er keine solche Ritter zur Wartung mehr, aber der Großmeister mußte wenigstens an an dieser Krankheit leiden.

kenwald und Friedrich von Neidhartshausen *) seine Stiefsöhne, als Zeugen vor.

Heinrich und Gotzo scheinen beide ohne Nachfolger hinterlassen zu haben gestorben zu seyn (1270 und 1288), denn ihre Schlösser und Besitzungen befanden sich im Anfange des 14ten Jahrhunderts theils in den Händen ihrer Verwandten, theils in den Händen anderer.

Heinrich, edler Herr von Frankenstein, ward nun Besitzer von Altenstein, der es aber bald darauf, nebst der Schutzvogtei über das Kloster Herren-Breitungen, an seinen Schwiegersohn, den Dynasten Günter von Salza als Heirathsgut überließ. Des letztern drei Söhne, Friedrich, Heinrich und Günter, verkauften Altenstein an den Landgrafen Friedrich von Thüringen, der schon früher die Stadt Langensalza nebst Umgegend auf eben diese Weise erlangt hatte (1340).

Eine ansehnliche Burgmannschaft wahrte dieses Schloß gegen feindliche Ueberfälle, und in einer Urkunde vom Jahre 1335 erscheinen folgende als Burgmänner: Hermann Stange, Advocatus in Altenstein, Heinrich von Breitungen, Friedrich Stock, Advocatus in Barchfeld, Heinrich von Schrepfstrute, Hermann bei dem Brun, und Conrad Geba ꝛc.

Landgraf Friedrich von Thüringen, der mit Graf Heinrich d. j. von Henneberg einen gegenseitigen Ehekon-

*) Diese Namen wurden auch unter die Dynastengeschlechter gezählt.

trakt zwischen ihren Kindern, dem Landgrafen Balthasar und der Gräfin Sophia, (1342) abgeschlossen hatten, und worin schon der Tag der Trauung bestimmt war, setzten wegen der wechselseitigen Erfüllung ihres Versprechens, der eine das Schloß zu dem Steyne (Altenstein), der andere die Veste Scharfenberg zum Unterpfand ein, und zwar so, daß, wenn einer unter ihnen von diesem Ehebündniß abgehen würde, dem andern das Schloß so lange eingeräumt werden sollte, bis die gedachte Heirath vollzogen würde; d. h. also wohl eben so viel, als im ewigen Besitz zu bleiben. Zu dem Ende wurde die Veste Altenstein dem Ritter Wetzilo vom Steyne, und die Veste von Scharfenberg dem Johannes von Bibra übergeben.

So bestimmt auch diese Abrede war, so blieb sie dennoch unerfüllt. Die Gräfin Sophie wurde noch im nämlichen Jahre (1342) an Markgrafen Albrecht von Nürnberg vermählt, und trotz dem blieb jedes Schloß seinem Herrn!

Wie lange es die Ritter von dem Stein besessen haben, wahrscheinlich pfandweise, ist unbekannt; nur Güthe in seiner Meiningischen Chronik gedenkt dieses Schlosses mit folgenden Worten:

„anno 1379 im October sind die Räuber, so auf „dem Markgrafenstein, welcher Ort jetzt der alte „Stein genannt wird, hierher nach Meinungen „gestreift, den Bürgern das Vieh vor dem Oberthor „weggetrieben, und als nun die Bürger den Räubern

„nach-

„nacheilten, sind 60 Bürger gefangen worden, die „sich mit 2000 Fl. haben ranzioniren müssen."

Ein Zeitraum von hundert Jahren verstreicht, ohne daß die Geschichte dieses Schlosses Erwähnung thut. Erst im Jahre 1492 sagt eine Urkunde, daß der Kurfürst Friedrich und sein Bruder Johann, ihren treuen Diener, „unserm Thürknecht" Hans Hund von Wenkheim *) wegen vieler

*) Auf die Entstehung dieses Geschlechts wendet man die bekannte Sage an, die von mehrern unter andern auch von einer Gräfin von Querfurt erzählt wird. Eine Frau von Adel, die ein Bettelweib mit einem Zwilling schnöde abgewiesen: daß ein Weib unmöglich zwei Kinder von einem Manne habe, kam darauf in Abwesenheit ihres Gemahls mit sieben Kindern nieder. Sie in der Angst, von demselben der Untreue beschuldigt zu werden, übergab sechs der Knäblein einer ihrer Weiber, solche zu ersäufen. Das Weib nahm es auf sich, und trug mit dem frühesten die Kinder in einem Korbe aus der Burg. Da begegnete ihr der von der Reise zurückkehrende Burgherr, und fragte: „was sie schon so früh aus der Burg trüge? Das Weib antwortete: „junge Hunde." Er deckt aber den Korb auf, und findet die neugebornen 6 Kinder. Betroffen dringt er in die vor Furcht erstarrte Frau, so, daß solche bald anzeigt, woher sie mit den Kindlein komme, wem sie zuständig, und was sie damit thun sollte. Der Burgherr nahm die Kinder, verbot der Frau, jemanden etwas davon zu sagen, vielweniger der Mutter, und ließ sie bis in ihr 6tes Jahr heimlich auferziehn, darauf sie wie das im Schloß zurückgebliebene siebente kleiden, und brachte sie in das Zimmer seiner

und treugeleisteter Dienste, das Schloß und die Herrschaft Altenstein als ein Mannlehen übergiebt. Die Herrschaft bestand damals, mit Einschluß von Altenstein und der zwei in Trümmern liegenden Burgen Alt- und Neu-Ringelstein, aus dem Marktflecken Schweinau, jetzt Schweina, den Kirchdörfern Steinbach und Gumpelstadt, und den kleinen Dörfern und Höfen Waldfischa, Profischa ꝛc. Hans Hund, der im folgenden Jahre Landvoigt von Sachsen war, begleitete den Kurfürsten Friedrich am 19. Mai 1493 mit einem großen Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren und Gelehrten, nach dem gelobten Lande. Heinrich von Schaumberg, ein fränkischer Ritter, der schon früher in Jerusalem gewesen, Ritter des heiligen Grabes war, und jetzt

---

Gemahlin. Auf seine Frage, was die Mutter verdiene, die solche Kinder umbringen lassen wollte, habe sie reuevoll ihr Urtheil selbst gesprochen, welches ihr auch widerfahren sey. Die sieben Kinder sollen sich verheirathet und die Stammväter von sieben Familien geworden seyn, die zum Andenken alle den Namen „Hund" geführt haben, als 1) die Hunde zu Altengrotkau in Schlesien, 2) die Hunde von Rückerstein in Oesterreich, 3) die Hunde von Lauterbach in Baiern, 4) die Hunde zu Kirchberg in Hessen, 5) und 6) die Hunde zu Wenkheim und Grünsfeld in Franken, und 7) die Hunde zu Saulheim am Rhein *).

---

*) Eine ähnliche Sage ist im 5ten Bande der Ritterburgen S. 218 mitgetheilt worden.

F. G.

weder die Beschuldigten bekennen, oder sie sie durch die Folter dazu bringen, oder sie sie durch Zeugen überführen. Wer aber nicht bekennt, oder überführt wird, der wird freigesprochen, und wenn sich nachher doch jene Thatsachen herausstellen sollten.

Ich habe mich bemüht, in dem Vorstehenden den Inhalt Carpzov, die Ansicht Böhmer über das ganze Verfahren, wie es sich in Sachsen ausgebildet hatte, so wie die Ansicht Mittermaier über die Folter, wie sie sich in Deutschland ausgebildet hatte, mit möglichster Treue wiederzugeben. Ich habe mich dabei auf ganzen Stellen der Autoren des Textes bedient und nur wenig Eigenes hinzugefügt. Ich habe dies gethan, weil ich glaube, daß es nicht möglich ist, eine Ansicht besser darzustellen, als wenn man sie mit den Worten des Autors selbst, mit den Worten, in welchen er sie ausgesprochen hat, darstellt. Ich habe dies gethan, weil ich glaube, daß es nicht möglich ist, eine Ansicht besser darzustellen, als wenn man sie mit den Worten des Autors selbst, mit den Worten, in welchen er sie ausgesprochen hat, darstellt. Ich habe dies gethan, weil ich glaube, daß es nicht möglich ist, eine Ansicht besser darzustellen, als wenn man sie mit den Worten des Autors selbst, mit den Worten, in welchen er sie ausgesprochen hat, darstellt.

Ich habe mich bemüht, in dem Vorstehenden den Inhalt Carpzov, die Ansicht Böhmer über das ganze Verfahren, wie es sich in Sachsen ausgebildet hatte, so wie die Ansicht Mittermaier über die Folter, wie sie sich in Deutschland ausgebildet hatte, mit möglichster Treue wiederzugeben. Ich habe mich dabei auf ganzen Stellen der Autoren des Textes bedient und nur wenig Eigenes hinzugefügt. Ich habe dies gethan, weil ich glaube, daß es nicht möglich ist, eine Ansicht besser darzustellen, als wenn man sie mit den Worten des Autors selbst, mit den Worten, in welchen er sie ausgesprochen hat, darstellt. Ich habe dies gethan, weil ich glaube, daß es nicht möglich ist, eine Ansicht besser darzustellen, als wenn man sie mit den Worten des Autors selbst, mit den Worten, in welchen er sie ausgesprochen hat, darstellt.

in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg 1547 mitgefangen wurde, folgte als Eigenthümer seinem Vater nach († 1593). Er hinterließ fünf Söhne, die, nachdem sie sich in Hof- und Staatsdiensten der verschiedenen sächsischen Fürsten ausgezeichnet hatten, mehrere Linien stifteten, aber alle bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts wieder erloschen waren, und nur einer von zwölf Söhnen, Eberhard Friedrich, übrig blieb, der ebenfalls ohne Kinder am 10. Juli 1722 im 76sten Jahre starb, und somit sein Geschlecht beschloß. Das Andenken an ihn und seine Vorvordern ist durch die Stiftung eines Waisenhauses für 12 Kinder (1708) und durch die eines Hospitals für 12 arme Personen von seinen Unterthanen (1712), bis jetzt noch immer dankbarlich erhalten.

Das Schloß nebst der Herrschaft fiel als ein eröffnetes Mannlehn an die drei damals regierenden Herzoge, Ernst Ludwig, Friedrich Wilhelm, und Anton Ulrich, von Sachsen-Meiningen. Alle drei waren mit ihrem ganzen Hofe zugegen, als die feierliche Leichenbestattung des letzten Besitzers vor sich ging. Die Hofkapelle führte die Trauerkantate auf, während die Parentation von einem Adam von Buttlar zu Wildprechtsrode nach herkömmlicher Sitte gehalten wurde, wobei Helm, Schild und Siegel zerbrochen mit in die Gruft hinabgesenkt wurden.

Folgendes war die herkömmliche Form, die bei solchen Ceremonien mit Worten ausgedrückt wurde, und die als eine Reliquie ehemaliger Sitte, hier eine Stelle wohl verdienen.

„Nachdem durch den tödtlichen Hintritt des weiland „Hochwohlgeborne Herrn, Herrn Eberhard Friedrich „Hund von Wenkheim zum Altenstein, der letzte die„ses Namens und Stammes, das vor vielen Jahr„hunderten her, sehr berühmt gewesene Geschlecht „derer Hund von Wenkheim gänzlich erloschen; also „werden, eingeführter löblicher Ordnung und Gewohn„heit nach, die Insignien dieses erloschenen Ge„schlechts nunmehr zerbrochen, nämlich Wappen, „Schild und Helm, nebst dem Insiegel, und sodann „in die Gruft beigelegt und begraben. Es nimmt „also dieses preiswürdige Rittergeschlecht derer Hunde „von Wenkheim, wie alles andere in der Welt, nach „dem Ausspruch des weisen Seneka: „„quidquid ad „summum venit, incremento non relinquit „locum"", hiemit ein Ende!" —

Das damalige Schloß, welches nicht das allerälteste war, da jenes so baufällig gewesen seyn muß, daß es Ernst Friedrich Hund 1587 von neuem erbaute, und der Letzte, Eberhard Friedrich, 1699 von Innen und Außen neu einrichten ließ, brannte 1733 ab. Eine brennende Speckseite soll von dem am nördlichen Fuße liegenden Dorfe Steinbach, welches bei dem Brande 106 Wohnhäuser nebst Kirche, Pfarr- und Schulgebäude verloren hatte, auf das Schloß geflogen seyn und es angezündet haben. Der Mangel an Wasser auf der Höhe verursachte, daß das Schloß nebst allen Nebengebäuden und dem Archiv ohne Rettung verloren war. Die Herzoge von Sachsen-Meiningen ließen

gleich darauf wieder ein neues von Stein, auf einem geräumigen Platze, neben das alte aufführen, und wurde der Sitz eines Amtes. — Im Anfange des 19ten Jahrhunderts ließ es Herzog Georg neu einrichten, Nebengebäude und Stallungen bauen, und wählte es zum Sommeraufenthalt für sich und seine Familie.

Nauenburg,

oder die Neuenburg, liegt unweit Altenstein und der Bonifacius-Kapelle. Keine Spur ist von dieser, in dem Leben Landgraf Ludwigs des Eisernen von Thüringen so berühmten Burg mehr übrig; der Name ist sogar verschollen; ein Garten nimmt diese Stelle ein, der jetzt der „Brandgarten" heißt. Alte verrostete Waffen, Schnallen und Münzen finden sich von Zeit zu Zeit bei Bearbeitung desselben, und nur mündliche Sagen von den Erscheinungen, die noch immer hier vorgehen sollen, erhalten spärlich das Andenken.

Die Erbauung der Burg wird Ludwig dem Springer, wie die der Wartburg, zugeschrieben. Es trat auch hier der Fall wieder ein, daß der Mächtige den Mindermächtigen unterdrückte. Wie jenseits des Thüringer Waldes die Wartburg schon auf Frankensteinschen Boden gebaut war, so wurde später von ihm die Gränze weiter gerückt, und diesseits des Thüringer Waldes, noch näher als die Wartburg bei dem Metilstein, die Nauenburg bei dem Altenstein aufgerichtet.

Sein Enkel, Landgraf Ludwig der Eiserne, erwählte diese Burg, vorzüglich der Jagd wegen, zu seinem Aufenthaltsorte. Hier spinnt sich die Reihe von mehreren Sagen an, die ältere Schriftsteller, z. B. die thüringischen Chronisten, bald von der Stadt Naumburg an der Saale, bald von Freiberg an der Unstrut, was früher Nauenburg geheißen haben soll, erzählen. Damals, als Rothe und Bange über die thüringische Geschichte schrieben, war diese Burg wahrscheinlich längst schon zerstört; aber es leidet jetzt keinen Zweifel mehr, wenn überhaupt diese Tradition vorgefallen sind, daß es hier und nirgends anders geschehen ist *).

Hier war es, wo Ludwig auf der Jagd nach dem zwei Stunden davon entfernten Orte Ruhla sich verirrte; hier liegt der Acker, der noch bis jetzt der „Landgrafenacker" heißt, weil er ihn mit seinen raublustigen Edeln umpflügte. Dieses war das Schloß, wo er Kaiser Friedrich den Rothbart, seinen Schwager, nach dem polnischen Kriegszuge (1172) bewirthete, und den Tadel des Kaisers: „so schön das Schloß auch sey, doch die Hauptmauer fehle!" dadurch entkräftete, daß er es binnen 24 Stunden mit einer

*) Ich muß jetzt der Meinung auch seyn, was ich früherhin nicht war, und daher im 3ten Bande der Ritterburgen, 2te Aufl. S. 516, die Sage vom Ruhlaer Schmidt und dem Adelsacker, als in der Gegend von Freiburg an der Unstrut vorgefallen, erzählte.

F. G.

lebendigen Mauer von Vasallen umgab, und es so dem staunenden Kaiser zeigte. Von hier wurde auch der Leichnam dieses Landgrafen nach dem 3 Stunden davon entfernten Kloster Reinhardsbrunn auf den Schultern seiner Vasallen getragen, die es ihm im Leben hatten versprechen müssen (1173).

Diese Sagen verdienen wohl in ihrer eigenthümlichen Sprache hier eingerückt zu werden, und so mögen sie die vom Jahr 1173 bis 1457 sich findende Lücke in der Geschichte dieser Burg ausfüllen.

„Es trug sich einmal zu, daß der Landgraf Ludwig jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an, dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in die Ruhla, zu einen Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug: wer er wäre? „des Landgrafen Jäger." Da sprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des barmherzigen Herrn!" Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „herbergen will ich dich heunt; in den Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen, will ich dich nicht beherbergen." Der Landgraf ging beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf werde hart! Landgraf werde

hart, wie dies Eisen!" und schalt ihn, und sprach weiter: „Du böser, unseliger Mensch! was taugst du den armen Leuten zu leben? siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen, und mähren dir im Munde?" Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übeten. „Klagten denn die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hülfe thät, denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennte ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth! — Unser Fürst und seine Jäger trieben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchse in ihre Beutel." — Mit solchen Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden, wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernst, heftig in seinem Gemüthe, begundte die Widerspenstigen zwingen und zum Gehorsam bringen. Das wollten etliche nicht leiden, sondern banden sich zusammen, und unterstunden sich gegen ihren Herren zu wehren. Als nun der Landgraf einen seiner Ritter überzog, der sich wider ihn verbrochen hatte, sammelten sich die andern und wollten's nicht leiden. Da kam er zu streiten bei der Nauenburg, bezwang und fing sie, und führte sie zur Burg; redte seine Nothdurft, und strafte sie hart mit Worten: „euren geleisteten Eid, so ihr mir geschworen und gelobt, habt ihr böslich gehalten. Nun wollte ich zwar eure Untreu wohl lohnen: wenn ichs

aber thäte, spröche man vielleicht, „„ich tödtete meine eigne Diener;"" sollte ich euch schalten, spröche man mirs auch nicht wohl, und ließ ich euch aber los, so achtetet ihr meines Zornes fürder nicht". Da nahm er sie, und führte sie zu Felde, und fand auf dem Acker einen Pflug; darinn spannte er der ungehorsamen Edelleute je vier, ackerte mit ihnen eine Furche, und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geißel und hieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. Wenn denn eine Furche gefahren war, spannte er vier andere ein, und ahrete also einen ganzen Acker; und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen zu einem ewigen Gedächtniß. Und den Acker machte er frei, dergestalt, daß ein jeder Uebelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst solle frei seyn: und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben; nannte den Acker den Adelsacker, führte sie wieder zu der Nauenburg, da mußten sie ihn auf ein neues schwören und hulden. Darnach ward der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet; und wo die im Pflug gezogen hatten, seinen Namen hörten nennen, erseufzten sie und schämten sich. Also brachte er mit dieser schweren Strafe eine Furcht in sie, daß sie demüthiger wurden, und sich ferner keines Ungehorsams mehr bemerken ließen. Weil er ihnen jedoch nicht allerdings traute, und sich der angethanen Schmach halber befürchtete, sie möchten sich heimlicher Weiß an ihm rächen; trug er stets einen eisernen Harnisch, daher er der eiserne Landgraf genennt wurde."

Aber Gott, dachte ich, verschwendet nie seine Gaben, und wenn er einem Menschen Geist und Herz gegeben hat, so muß er dazu auch einen Wirkungskreis bestimmt haben, worin sich sein Talent, sein Herz — Gott — Gott! — Ich sprang auf, ich lief in meinem Zimmer auf und ab, ich schlug die Hände zusammen, und eine Menge Ideen, die mir in vier Stunden zuströmten — Entwürfe — und Pläne — und Ausführungen — und Mittel — und Wege — und Ziele — und Zwecke — und Gott — und Gott — und Gott

Bande Gott Ops, bei dem Eide, den er bei Styx beim Eide, den er bei Styx, dem ältesten und furchtbarsten Strome, geschworen hat, dem Gotte Styx, der durch die Unterwelt fließt, Gott Okeanos und Tethys in der Tiefe, und sie die Götter, die mit Okeanos und Tethys in der Tiefe, und sie die Götter, die mit Okeanos und Tethys in der Tiefe wohnen, nicht wohnen, nicht Lügen sprechen, sondern Wahrheit Lügen sprechen, sondern Wahrheit Okeanos, von den göttlichen Strömen der älteste und Okeanos, von den göttlichen Strömen der älteste und mächtigste, und Tethys, die Amme der Götter, mächtigste, und Tethys, die Amme der Götter, Okeanos und Tethys, die Amme der Götter, Okeanos und Tethys, die Amme der Götter, Okeanos

Gelübde und trugen ihn auf ihrer Achsel zu dem Begräbort seiner Vorfahren." *).

Erst, wie oben gesagt, knüpfen sich im Jahre 1457 die Nachrichten über diese Burg wieder an. Wahrscheinlich besaßen es vor dieser Epoche adelige Familien pfandweise, worauf es endlich als Erbe überging. Dieses war der Fall, als Freund von Herda, der mehrere Güter in dieser Gegend hatte, es seiner Tochter Dorothea als ein Heirathsgut mitgab, und so gelangte es an den Ritter Hans Metsch, Amtmann zu Hausbreitenbach. Dieser verkaufte die Burg (1498) an seinen Schwager, Hans Hund von Wenkheim zum Altenstein, um 400 Fl. Nach dessen unbeerbtem Tode fiel sie an die weiblichen Erben, und das zu Lehen tragende Altenstein, wie schon oben gesagt, an den Kurfürsten von Sachsen zurück.

Von dieser Zeit verschwindet das Schloß aus der Geschichte, und es scheint, daß es in dem bald darauf erfolgten Bauernkriege zerstört und abgebrannt wurde, woher wohl der Name des jetzigen Brandgartens kommen mag. Die Steine wurden wahrscheinlich zu dem, ebenfalls dabei Schaden gelittenen, Altenstein verwendet.

---

*) Grimm's deutsche Sagen 2ter Theil S. 335.

Liebenstein.

Entweder auf der rechts mit Fruchtbäumen und Pappeln geschmückten Chaussee gelangt man in einer halben Stunde von Altenstein zu dem Badeorte Liebenstein, oder links auf einladenden Gängen, durch freundliche Wiesen und üppige Felder über den sanft ansteigenden Berg zu den Ruinen von Liebenstein, nach dem darunter liegenden Badeorte. —

Zu dem Innern der dunkelgrauen hohen Basaltmauern dieser Ruinen, die auf einem Kalkfelsen, der sich aus der Plattform des Berges heraushebt, umgeben von Gruppen von Bäumen, bald von der Natur, bald von der Kunst malerisch beschattet, emporsteigen, führt über einen Felsengraben eine treppenartige Brücke. Die Gestalt des Schlosses ist, wie es die Unterlage des Felsens mit sich bringt, bald rund, bald spitzig, und bildet so eine vielseitige Figur, von der die nordöstliche und südöstliche die Hauptwände ausmachen. Drei über einander sich erhebende Fensteröffnungen geben noch ein deutliches Bild seines frühern Aussehens, das ganz ohne Vertheidigungsmauern und Thürme war. Die weitere Aussicht ist mit der vom Altenstein zu vergleichen, und nur die nähere ist verschieden, da der Blick in das eng begränzte Thal von Liebenstein fällt. Am Fuße des durch Anlagen auf einer Seite sanft niedersteigenden Berges liegt das ehemalige Schloß, oder das jetzige Kurhaus mit seinen Nebengebäuden auf mehreren Terrassen. Breite Kastanien zieren

aus ihm jein Denken, was Bilder aus dem
Spiegel, Gedanken, die ihm nicht gehören, Gedanken, die ihm nicht gehören, Gedanken, die ihm nicht gehören

Schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts wurde sie zum Unterschied von dem Altenstein (lapis), der neue Stein (novus lapis) genannt. Ein Tutto von Stein, der 1116 die Schenkungsurkunde von einem Theile der Stadt Salzungen an die Abtei zu Fulda unterschreibt, war wahrscheinlich der Besitzer davon, und bis jetzt der bekannte Stammvater der noch blühenden Familien der Freiherren Stein von Liebenstein und Barchfeld, und der Freiherren Stein von Nordheim und Völkershausen. Auch ist zu vermuthen, daß sie früher Eines Stammes mit den Dynasten von Frankenstein *) waren, welche später, als sie wieder besondere Linien stifteten, als z. B. Frankenberg, Crainberg und Stein (Altenstein), vorkommen. Nicht allein die Aehnlichkeit des Wappens, die Gleichheit der besondern Taufnamen: Poppo, Gotzo, Otto ꝛc., welche sowohl die Frankensteine als die Steine führten, sondern auch ihre Verwandtschaft mit mehrern Dynastengeschlechtern, und die Besitzungen mehrerer Schlösser, möchten dieses unbezweifelt bestäti-

gen.

*) Das Wappen der Dynasten von Frankenstein war ein aufrecht gehender Löwe im silbernen Felde, der Helmschmuck zwei ausgebreitete Adlerflügel; der Linie zu Crainberg, ein in die Quere getheiltes Feld, oben den Löwen, unten zwei schräge schwarze Balken im silbernen Felde, und den nämlichen Helmschmuck; der Steine zu Liebenstein und Barchfeld, die zwei schrägen schwarzen Balken, ohne Löwen, und den nämlichen Helmschmuck; der Steine zu Nordheim und Völkershausen, (seit 1290) ein schräger schwarzer Balken und zusammengelegte Adlerflügel.

gen. — Der vorhergenannte Tutto I war der Vater zweier Söhne Poppo I und Hartung, nebst einer Tochter Radisgunde. Der älteste behielt das Schloß mit dem väterlichen Namen; der jüngere, die Veste Scharfenberg bei Ruhle (welcher Ort bis jetzt zum dritten Theil als eine Pertinenz des Schlosses gehört), wovon er sich auch nannte; Radegunde war verheirathet an einen Edlen von Creutzburg, dessen Tochter sich an einen Grafen Wigger von Wartburg vermählte (1137).

Poppo I von Stein und sein Bruder Hartung von Scharfenberg waren Zeuge, als Abt Heinrich von Hersfeld die Einrichtung eines Hospitals zu Königsbreitungen bestätigte (1137). Als der nämliche Abt dieses Hospital bald darauf mit einigen Gütern beschenkte, so fügte Poppo I ebenfalls zwei Hufen zu Ruhfriedswinden hinzu (1142).

Otto von Stein, wahrscheinlich sein Sohn, war zugegen, als dieser Abt Heinrich das Mönchs- und Nonnenkloster zu Breitungen feierlich von einander schied; das Frauenkloster blieb auf dem linken Ufer der Werra neben dem Hospital, und das Mannskloster wurde neben der Kirche am rechten Ufer erbaut (1153). Er bestätigte auch mit seiner Unterschrift die Schenkung des Abts Burkard von Hersfeld an das Frauenkloster zu Breitungen, damit, wie es darinnen heißt: „sie fleisig an ihn gedächten, und „bei Gott für ihn Seegen und Gedeihen erbitten möchten." (1168.) Noch im Jahre 1180 kommt er mit einem Grafen von Orlamünde in einer Langheimbschen Urkunde vor.

Tutto II von Stein, Otto's Sohn, war in dem Gefolge Landgraf Conrad's von Thüringen, als dieser mit den Grafen Bertold und Gottfried von Ziegenhain über Landesangelegenheiten sich verglich (1233). Poppo II kann nach der Zeitfolge Tutto's Sohn gewesen seyn; er war Advokatus von Schmalkalden, und befreite in dieser Eigenschaft das Kloster Georgenzell von dem städtischen Zoll daselbst (1272). Mit seinen vier Söhnen, den Rittern Wetzilo I (Wenzeslaus), Gotzo I (Gottfried), Poppo III und Siegfried I, theilte sich das Geschlecht in mehrere Linien. Die Ritter Gotzo, Poppo und Siegfried kommen gemeinschaftlich als Besitzer der Schlösser Mosburg bei Schmalkalden, und Nordheim vor. Gotzo I war der Stifter einer Nebenlinie, welche die Burg zu Barchfeld erhielt und mit seinem Enkel gleiches Namens schon 1381 erlosch. Gotzo I wird in der Entscheidungsurkunde vom Kaiser Albrecht erwähnt, worin derselbe die Streitigkeiten zwischen dem Markgrafen Hermann von Brandenburg und dem Bischof Mangold von Würzburg beilegt. Es heißt unter andern darin: „der Bischof soll dem Ritter Gotzo von Stein an sein Gut zu Nordheim nicht hinderlich seyn, und den Zehenden daselbst, der ihm von Heinrich von Baumenburg (Boyneburg) Domherren zu Würzburg versetzt sey, nur erst gegen die erlegte Pfandsumme einzulösen" (1301). Poppo III bekam zu seinem Antheil das Schloß Mosburg. Der Graf Bertold von Henneberg eroberte dieses Schloß, weil der Besitzer mit seinen Helfershelfern Markold von Lichtenberg und Heinrich von Heldritt die Gegend daraus

beunruhigte (1314). Mit Diederich und Eberhard, wovon ersterer hennebergischer Kanzler war (1319), starb diese Linie wieder aus.

Siegfried I war der Stifter der noch blühenden Linie von Nordheim und Völkershausen, deren Güter bis jetzt noch eine ansehnliche Herrschaft ausmachen. Dieser trug vom Grafen Conrad von Wildberg mit den Brüdern Simon, Heinrich, Simon und Conrad von Fischberg den Sackzehenden zu Hentingen zu Lehen (1296), der bis jetzt noch bei diesem Geschlechte ist, und über 200 Malter Frucht einbringt. Siegfried I und seine Söhne, Siegfried II, Eberhard und Heinrich, waren Erbburggrafen von Würzburg, welches Amt sie als ein Afterlehen von Henneberg bis in die neuesten Zeiten mit den dazu gehörigen Gütern besitzen (1317). Wetzilo I, als der älteste, behielt die Stammburg Liebenstein, und war somit der Urheber des Stammes der Freiherren Steine von Liebenstein und Barchfeld, die nach dem unglücklichen Verlust des ersteren Schlosses sich von Barchfeld jetzt noch schreiben. Ihm wurde vom Landgrafen Friedrich von Thüringen die nachbarliche Veste Altenstein, welches schon früher bemerkt wurde, anvertraut (1342).

Er hinterließ mehrere Söhne, als: Wetzilo II, Heinrich, Wetzilo III und Diederich. Der Abt Heinrich von Fulda nahm sie zu seinen Erbburgmannen im Schloß zu Gerstungen auf, und gab ihnen Güter daselbst (1368). Der Landgraf Heinrich von Hessen gewann sie ebenfalls zu Burgmännern des Schlosses zu Sontra, und belieh sie mit

dem Dorfe Stadthosbach (1375). Wenzeslaus II, der Amtmann zu Breitungen und zu Frankenberg war, wird in der Geschichte als ein berühmter Mann (vir magnifiorens) angemerkt, und sein Name erscheint in mehrern Urkunden. So erhielt er den Auftrag, die Uneinigkeit zwischen der Meisterin zu Frauen-Breitungen und ihren geistlichen Jungfrauen zu schlichten (1388). Der Inhalt davon ist wohl interessant, um im Auszuge hier angeführt zu werden, der einen Beitrag zu den damaligen Klostersitten liefert. Es heißt darin unter andern:

„1) Wenn eine Jungfrau in Worten und Werken mit der andern sich entzweite, die sollen das gütlich und rechtlich hinlegen. An welche nun die Richtung gebracht, die soll die Meisterin in ihres Klosters Zucht- und Kerkerskammern legen, bis sie und die Amtfrau mit Rath der ältesten Jungfrauen erkenneten, daß sie genug gebüßet."

„2) Die Meisterin soll Macht haben, weltlichen Geschmuck heißen abzulegen, und wofern sie nicht wollen, soll sie nebst der Amtfrau es nehmen und zum Gottesdienst anwenden."

„3) Keine soll mehr ausfahren, denn nur in dem Jahre einmal, ihre Freunde zu besuchen, und nicht länger aus zu seyn, denn 8 Tage, und das soll geschehen mit Erlaubniß und Willen der Meisterin. Wäre aber, daß einer Jungfrau Freunde zu der Meisterin sendeten, und bäten, daß man sie fahren ließ zur Nothdurft, soll es die Meisterin nicht versagen. Doch

soll sie nicht länger außen bleiben, als 8 Tage, bliebe sie länger außen, so soll sie die Meisterin strafen."

„4) Sie sollen auch nicht immer an den Fenstern sitzen, und Gespräch halten, wo das zu viel geschehe, soll sie die Meisterin strafen."

„5) Wäre auch, daß die Jungfrauen müßten ausfahren, betteln, um des Klosters Nothdurft willen; so sollten sie solche witzige Jungfrauen aussenden, auf die keine unnütze Dinge und Bezüchte ausfallen möchten." ꝛc.

Wetzilo's II Söhne waren Hans I und Wetzilo IV. Graf Heinrich von Henneberg versetzte an sie die Hälfte vom Amte Schmalkalden für 3,500 Fl. und verpflichtete sich sogar znm Einlager mit 4 Pferden und 8 Knechten, entweder in Schmalkalden selbst, oder in Meiningen. Sie waren auch mit dem weißen Stabe, als einem Zeichen des heimlichen Gerichts, beliehen, und erhielten zugleich die Erlaubniß, so viele Juden als sie wollten in ihren Schutz aufzunehmen (1393). Als Pfandamtmänner des hennebergischen Antheils findet sich noch ein merkwürdiges Urtheil, das sie in Gemeinschaft des hessischen Amtmanns Hans von Reckarodt nebst den Schöffen, und in Gegenwart des ganzen Volks, über die Brüder Hans und Heinz Hund von Wenkheim aussprachen (1405), die man Räubereien in der Grafschaft Henneberg verübt zu haben beschuldigte. Da sie nicht auf die Vorladung „vor dieses rechte freie Gericht König Karls" erschienen waren, noch die erkannte Strafe von 50 Pfund Heller erlegt hatten, so ware

darinnen ausgesprochen: „daß sie alle ihr Landrecht ver„loren hätten, an allen Enden und an allen Stätten, wie „der Vogel in der Luft, der Fisch in der Woge, die Thiere „in dem Walde; ausgeschlossen von den Klausen, Kirchen „und Gemeinschaft aller Christenheit; ihre Weiber zu „Wittwen, ihre Kinder zu Waisen gemacht, die Lehen „dem Herrn, das Erbe ihren Kindern verfallen. Auch „sollen sie keines Biedermannes statt annehmen, es sey „vor geistlich oder weltlichem Gerichte." — Nach freiem Gerichtsgebrauch waren auch von den Richtern Kämpfer bestellt worden, wovon jeder sieben Eide zu den Heiligen geschworen hatte, um mit Hans und Heinz von Hund zu kämpfen um ihren Leib, wenn sie die That läugnen wollten.

Man sieht auch aus diesem Beispiele, wie sich nach und nach das Fehmgericht auf der rothen Erde, welches doch blos für Westphalen bestimmt war, sogar auf die freie fränkische Erde, welche sich nie diesem Zwang unterwerfen wollte, verbreitet hatte. —

Hans II und Georg, des Amtmanns Hans I Söhne, veräußerten nach und nach ihre weitläufigen Besitzungen. So verkauften sie in Hessen ihre Güter zu Sontra, Stadthosbach und Grubenhosbach, an die Freiherren von Boyneburg zu Stedtfeld, und ihre fuldischen Lehne zu Gerstungen nebst den Höfen Kohlbach, Albertsdorf und Kaffendorf an den Ritter Caspar von Boyneburg zu Lengsfeld, Pfandamtmann zu Gerstungen und Statthalter zu Wartburg und Tenneberg (1489). Hans III von Stein,

Sohn Hans II, fuhr fort, die ererbten Güter zu verkaufen, als: die Blumenburg bei Oepfershausen an Wilhelm von Herda, Amtmann zu Salzungen, und Alt-Gumpelstadt an den Statthalter von Hessen, Ludwig von Boyneburg zu Lengsfeld und Erbvoigt zu Barchfeld (1517).

Sein einziger Sohn Asmus hatte noch das Unglück, das Schloß Liebenstein mit seinem Leben zu verlieren. Als Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der Sohn des unglücklichen Kurfürsten gleiches Namens, aufgemuntert durch Wilhelm von Grumbach und Wilhelm von Stein aus Franken, sein verlornes Land wieder erobern wollte, so sandte der Herzog an Asmus den Befehl (1566), bei Androhung des Verlustes seiner Lehne, 290 Reiter zu werben, und schickte ihm 1500 Rthlr. dabei. Obgleich Asmus für seine Person nicht mit zum Herzoge zog, so wurde dieses doch als eine Theilnahme an dem Kriege mit angesehen, und nach der Einnahme von Grimmenstein schickte der Kurfürst August von Sachsen eine starke Abtheilung von Reitern und Heckenschützen nach dem Schloß Liebenstein. Asmus von Stein sah sich gezwungen, sich zu vertheidigen, welches er auch so hartnäckig that, daß es erst nach drei Monaten durch einen wiederholten Sturm eingenommen wurde; wobei der tapfere Vertheidiger sein Leben verlor. Das Schloß wurde nach der Plünderung angesteckt und zerstört. Der Kurfürst erklärte alle dessen Lehne für heimgefallen, ob er gleich fünf unmündige Söhne hinterlassen hatte. — Nach langem Bitten und Verwenden erhielten

sie das Schloß nebst dazu gehörigen Dörfern zurück (1570). Einer seiner Söhne, Hermann, auf dessen Antheil Liebenstein fiel, ließ es nothdürftig wieder ausbauen. Mit dessen Sohne Reinhard, der im dreißigjährigen Kriege kursächsischer Oberst gewesen war, und in diesem Kriege alle seine Söhne verloren hatte, starb diese Linie aus (1669); Herzog Ernst von Sachsen-Gotha zog darauf Liebenstein als ein heimgefallenes Lehen ein, ungeachtet die Vatersbrüder von Hermann, welche auf der Burg zu Barchfeld wohnten, als nächste Agnaten dagegen protestirten.

Bei der Ländervertheilung unter den Söhnen des Herzogs Ernst kam der Theil von Thüringen, worin Liebenstein lag, an den Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen, der dies Schloß auf Wiederkauf an den hessischen Kammerrath Waldenberger in Schmalkalden verkaufte (1688). Als der Herzog es bald darauf einlöste, überließ er es von neuem an den kursächsischen Hofrath Johann Friedrich Trier gegen ein Darlehn von 20,000 Rthlr. (1702). Nach dessen Tode kam es an seinen Schwiegersohn, den meiningischen geheimen Rath und Oberamtmann Friedrich Albrecht von Fischern (1709), der es vom Herzog Ernst Ludwig „mit hohen und niedern Gerichten, Jagden, Waldungen ꝛc. durch einen förmlichen Kauf erhielt (1710). Dieser erbaute das unter dem Berge liegende neue Schloß, errichtete eine Kapelle und Schulhaus, indem die ehemalige mit dem alten Schloß abgebrannt war, bestellte solche wiederum mit einem Pfarrherrn, und suchte den Gesundbrunnen wieder in Aufnahme zu bringen.

Ihre Hoheit Herzog von Braunschweig, der Gemahl der Prinzessin Auguste, Schwester des Königs, ist gestern Abend um 10 Uhr in Genf angekommen. Er wird daselbst einige Tage verweilen, um Ruhe zu pflegen, und dann seine Reise nach Italien fortsetzen.

Ihre Majestät Königin Hortense ist gestern Abend um 8 Uhr in Genf angekommen. Sie wird daselbst einige Tage verweilen, um Ruhe zu pflegen, und dann ihre Reise nach Italien fortsetzen.

Ihre Majestät Königin Hortense ist gestern Abend um 8 Uhr in Genf angekommen. Sie wird daselbst einige Tage verweilen, um Ruhe zu pflegen, und dann ihre Reise nach Italien fortsetzen.

Ihre Majestät Königin Hortense ist gestern Abend um 8 Uhr in Genf angekommen. Sie wird daselbst einige Tage verweilen, um Ruhe zu pflegen, und dann ihre Reise nach Italien fortsetzen.

nordöstlichen Seite betrachtet. Drei Geschoß hoch ragen sie empor, mit ihren vielen Fensteröffnungen, aus denen, recht malerisch, Gesträuche hinausragen in die Lüfte. Eine geregelte Form kann die Burg nie gehabt haben. Bald rund, bald eckig, in ungeraden Linien, laufen die Mauern hin und her, wie es die riesenhafte Felsenunterlage angab, die der Baumeister klüglich zur dauerhaften Basis benutzte. Zwei große Hauptwände kehren ihre Flächen nach Nordost und Südost. Auf der südöstlichen Seite ist der Eingang. Erst kommt man in den Vorhof, den eine, fast ganz noch stehende Ringmauer umgiebt, dann auf einer Treppe und über eine Brücke — wo sonst die Zugbrücke war — in das Hauptgebäude. Ueber der Eingangsthür steht, auswendig, die Jahrzahl 1554, inwendig die, 1675. Der Umfang dieses Haupt- oder eigentlichen Wohngebäudes ist klein, das untere Geschoß fast verschüttet, doch ist der Schutt geebnet, mit Verschonung der darin aufgeschossenen Bäume und ohne daß man dies Aufräumen eben bemerkt.

Aus den Fensteröffnungen genießt man, auf angebrachten Sitzen, einer weit ausgebreiteten Umsicht in das Thal der Werra, nach dem Rhöngebirge, nach Bergen im Fulda'schen, in einen Theil Niederhessens und auf Berge des Thüringer Waldes, wo das Dörfchen Steinbach liegt, eingeklemmt in ein enges Thal, mit seinem betriebsamen Völkchen, das viele tausend Messer jährlich fördert.

Eine kleine, aber treue Abbildung der Ruine findet man im Meiningischen gemeinnützigen Taschenbuche auf das Jahr 1801. 12. Eine zweite, doch werthlose, giebt es, von Sickler gezeichnet. Wohl verdiente eine kunstvolle Darstellung diese imposante, mit ihrer Umgebung höchst malerische Steinmasse, die jeder Kurgast im freundlichen Liebenstein, als ein Erinnerungsblatt gern mitnähme. Denn, wer wäre wohl in Liebenstein gewesen und hätte nicht in der ehrwürdigen Altenliebenstein öfter geweilt und des reichen Umblicks von ihren Höhen herab genossen. F. G.

155.

Hohentwiel

im Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg.

Hier auf den himmelragenden Schultern
Des Riesensohns der Muttererde, Twiel!
Hier, wo die purpurnen Abendwölkchen
Mir spielend um die glühende Wange fließen,
Hier laß dich bewundern, Natur! —

Stäudlin.

Digitized by Google

155.

Hohentwiel.

Im Hegau, nur wenige Meilen von den herrlichen Ufern des Bodensees, auf einer schönen weiten Ebene, ragt ein sehr hoher schroffer Felsen empor, der die ganze Gegend beherrscht, und schon dann, wenn er auch keine Burg trüge, Ehrfurcht erregen müßte. Auf der Spitze dieses Felsens wurde das durch seine Lage sowohl als durch seine Geschichte berühmteste aller schwäbischen Bergschlösser, Hohentwiel, erbaut. Schon der Gedanke, hier auf diesem himmelan strebenden Felsen eine Stätte zu bauen, verdient unsere Bewunderung, noch mehr aber die Art und Weise, wie dies geschehen ist, und die uns ein Beweis seyn kann, wie der Mensch auch der größten Gefahr zu trotzen weiß. Da mußten auf dem Felsen Gerüste befestigt, schwere Steine mußten heraufgezogen werden, und die Bauleute schwebten wie die kühnen Adler über der Tiefe, und klebten eine trotzige Menschenveste auf des Felsens Spitze. Zur Erinnerung an die Mühe und Arbeit, die es kostete, um diesem Felsen eine Veste aufzuzwingen, galt ehemals die Sitte,

jedem, der die Burg besteigen wollte, einen Stein mit hinauf zu geben; oben an dem Thore bekam er dann einen Trunk Weins zur Erquickung.

Ein steiler Weg führt auf das Bergschloß, der ehemals unten nicht weit über dem Fuß des Felsens an einer Kapelle vorbeiführte. Wenn man nach langem mühsamen Hinaufsteigen endlich des Berges Mitte erreicht hat, so führte es durch eine sehr starke Zugbrücke in den Vorhof des Schlosses; rechts und links zogen Ringmauern mit stattlichen Thürmen versehen hinan. Der Vorhof selbst war durch eine Mauer in zwei halbe Theile getheilt, um, sollte die vordere Abtheilung des Vorhofes einmal an einen Feind übergehen, doch noch von der zweiten Abtheilung aus das Bergschloß selbst vertheidigen zu können. Derjenige Theil des Vorhofes, der etwas mehr links liegt, zieht etwas den Berg abwärts, und an seiner äußersten Spitze sieht man mit Schaudern den hohen Felsen hinab. In seiner Mitte hatte er, was uns bei dieser beträchtlichen Höhe des Felsens am meisten wundert, einen Ziehbrunnen, und eine geräumige Wohnung, die einen guten Theil der Besatzung fassen konnte. Der andere Theil des Vorhofes hatte einige Wohnungen, die theils zur Beobachtung, theils aber auch zum Schutz gegen Wind und Regen dienen konnten. Man verläßt den Vorhof, und steigt durch zwei Thore hinauf, und kommt dann wieder auf eine Zugbrücke, die in ihrer Mitte auf einem starken Mauerwerk ihren Ruhepunkt findet; so steigt man auf der Brücke eine Zeitlang hinan, bis man endlich durch ein starkes Thor wieder

auf

auf eine Brücke gelangt, die in den untersten Raum der Burg führt, der aber wieder durch Ringmauern in Gestalt eines Dreiecks abgeschlossen ist, und einige Wohnungen hat. Von dem untersten Thurme aus, der hiernächst auf diesen Platz führt, zieht sich rechts hinauf gegen die Burg eine Mauer, und links zieht sich ein solcher Zickzack um den ganzen Berg herum; die letztere wurde in jenen Zeiten, da Hohentwiel in eine eigentliche Veste umgewandelt wurde, erbaut, und bot für den Gebrauch des Geschützes einen sehr schicklichen Vertheidigungspunkt dar.

Ein hoher, sehr starker Thurm eröffnet endlich dem ermüdeten Wanderer den Eingang in den innern Hofraum des Schlosses selbst, der sehr groß und geräumig ist. Hier in dem Schlosse war alles sehr bequem eingerichtet; rechts und links zunächst am Thore standen mehrere Linden, die den Vorhof mit ihrem Schatten weithin bedeckten; auch ein Garten war da angelegt.

Rechts am Thore stand das fürstliche Haus, in welchem einst der unglückliche Herzog Ulrich so oft Schutz fand. Es wurde erbaut aus den Trümmern des alten Schlosses, in dem einst die unglückliche Bertha, und die schöne, weithin herrschende Herzogin Hedwig gewohnt hatte. Es bildete ein Viereck, das an jeder Ecke mit einem starken Thurme versehen war, und mehrere Ausgänge hatte. Dieses fürstliche Schloß war schon für sich allein sehr fest, und so gebaut, wie unsere meisten alten Ritterburgen. Vorn, nicht weit vom Haupteingange, stand eine hohe Linde, die den alten Widerhold gar manchmal mit ihrem Schatten

erquickte. An den hintersten Theil des Schlosses schloß sich das Zeughaus an, ein geräumiges Gebäude, das wohl geeignet war, alles aufzubewahren, was man in Hohentwiel zur Vertheidigung gebrauchte.

In der Mitte des Hofraums stand ein schöner Ziehbrunnen, und an demselben zunächst befanden sich mehrere Hand- und Roßmühlen, mit denen man das nöthige Mehl bereiten konnte. Oberhalb derselben, etwas mehr links, stand die Kanzlei, ein altes Gebäude, was noch den Zeiten angehörte, da die Ritter von Klingenberg in Hohentwiel hausten, in dem Herzog Ulrich sich so oft befand, und von hier aus mit Freunden und Feinden Unterhandlungen anknüpfte. Von da aus dehnten sich in einem schönen Halbrund fünf Gebäude aus bis hinab an das Burgthor; diese dienten theils zum Aufenthalt für Pferde, theils aber auch zur Bewohnung für die Soldaten. Die Burg selbst wurde rings umgränzt von einer Mauer, die zwei Thürme hatte, deren größter zur Rechten stehende als Hochwacht gebraucht wurde. Die Kirche, die Widerhold bauen ließ, stand in der Mitte der Mauer, und gewährte von ihrem Thurme aus die entzückendste Aussicht.

Wer Hohentwiel erbaut hat — darüber könnte man wohl einen langen Streit führen, der doch nicht entschieden würde; auf jeden Fall ist Hohentwiel eines der ältesten Bergschlösser Schwabens, denn schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts erscheint es als ein stattlicher Rittersitz. Einige sagen: die Burg stamme aus der Römer Zeiten, da sich dieselben gegen die Angriffe der Deutschen zu sichern

ſuchten; ja man geht ſogar ſo weit, zu behaupten: Kaiſer Maximin habe ſie im Jahre 238 erbaut, und ſie ſey auch ſeinen Nachfolgern bis ums Jahr 550 geblieben. Andere ſagen: ſie ſey unter Chlodwig erbaut worden. Man wollte auch ſchon den Namen Duellium als Beweis für ihren römiſchen Urſprung anführen; ſo ſagt der Kommentator zu Eckehard de caſibus monaſterii St. Galli: Twiel, Duellium, komme her von bellum, wofür die Alten geſagt haben duellum. Er führt dafür zum Beweis die Stelle eines alten Gloſſars an, wo es heißt: duellum, bellum quaſi dubellum; duellum, locus, in quo bellatur, et ubi milites perſeveranter durant in bello, a duo et bellum componitur, quaſi dubellium, quia intus et foris geritur bellum. So würde alſo der Name *) ſchon die Beſtimmung des Platzes ausgeſprochen haben. Wenn gleich das alte Siegeslied auf den Biſchof Anno die erſte Erbauung der Burgen „den grimmen Heiden" zuſchreibt, ſo iſt doch ſchwer zu beweiſen, daß die ordentliche Befeſtigungskunſt von den Römern zu den Deutſchen überging, da die meiſten alten Völker aus ebenen bemauerten Städten hervorgingen, und dagegen die eigentlichen Stifter des allemanniſchen Volkes zuerſt auf den Spitzen hoher Berge ihre Macht zu gründen ſuch-

*) Die verſchiedenen Namen, unter denen Hohentwiel vorkommt, ſind: Duellium, Duellum, Dwiel, Twiel, Hohendwiel, Tvviela, Tvvielo.

ten. Wir können daher aus diesem Grunde wohl Hohentwiel ein deutsches Bergschloß nennen.

Jene Zeit, da das schwäbische Herzogthum wieder hergestellt wurde, der Anfang des zehnten Jahrhunderts, eröffnet auch den Schauplatz der Geschichte von Hohentwiel, welches auch von da an eine nicht unwichtige Stelle in der Geschichte Schwabens behauptet. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts nämlich, war es in den Händen der unglücklichen Brüder Erchinger und Berthold, die damals in Allemannien als Kammerboten mit herzoglicher Gewalt herrschten. Diese beiden geriethen mit dem in der Geschichte Schwabens so berühmt gewordenen Bischof Salomo III von Konstanz in verdrießliche Händel, die den Charakter des letztern in ein helles Licht setzen. Die beiden Kammerboten waren nämlich längst schon eifersüchtig darauf, daß die fränkischen Könige ein Gut nach dem andern, das in ihrer Verwaltung stand, wegnahmen und dem Kloster St. Gallen schenkten. Der Bischof Salomo von Konstanz nahm sich dagegen der Sache des Klosters an, ging aber darin so weit, daß die Kammerboten seine erbittertsten Feinde wurden, und ihn einst aufgehoben hätten, wenn er nicht vorher davon unterrichtet gewesen, und in einen Wald geflohen wäre. Nachdem er sich sicher glaubte, so klagte er bei dem Kaiser Arnulph, der sie nach Mainz beschied, und dann nach Ingelheim bringen ließ, um ihnen da entweder das Todesurtheil zu sprechen, oder sie zu verbannen. Beides wurde jedoch auf Vorbitten Salomo's unterlassen, und die Gefangenen nach Hause geschickt.

Kaiser Konrad, als er auf den Thron kam, setzte die Schenkungen fort, und weckte dadurch in Erchinger und Berthold wieder den alten Groll gegen den habsüchtigen Bischof, von dem sie wohl wußten, daß er den Kaiser zu solchen Schenkungen zu verleiten suche. Sie beschwerten sich bei dem Kaiser; dieser aber ließ, anstatt sie anzuhören, vielmehr das Schloß, das Erchinger und Berthold in Stein hatten, welchen letztern Ort er auch dem Kloster schenkte, abbrechen, damit den Mönchen nun nichts mehr im Wege stehen möchte. Zwar war selbst nach dieser empfindlichen Kränkung das Vernehmen mit dem Bischof äußerlich noch gut; allein bei einer Mahlzeit, die Salomo dem Kaiser gab, und wozu er auch die beiden Kammerboten Erchinger und Berthold eingeladen hatte, neckte der händelsüchtige Bischof die beiden Brüder so sehr, daß nur das Ansehen des Kaisers im Stande war, Thätlichkeiten abzuwenden. Man schied in bitterm Groll von einander.

Eines Tages, als die Brüder mit ihrem Neffen Luitfried aus ihrer Burg auszogen, begegnete ihnen Salomo, und nach einem kurzen Gruß, den sie einander gegeben hatten, führte der Bischof Klage gegen die Leute der Kammerboten, die aus der nahen Burg Twiel in die Besitzungen des Bischofs einfielen, welche jedoch vorher den beiden Kammerboten angehört hatten. Als sie aus leicht erklärlichen Gründen die Klagen des Bischofs nicht hören wollten, so gedachte dieser auch jenes Tags, da er einst wegen der Gewaltthat gegen seine Person vor Kaiser Arnulph Gnade für sie erfleht hatte.

Darüber entbrannte aber der junge feurige Luitfried dergestalt, daß er das Schwert gegen den Bischof zog; die Grafen hielten ihn zwar davon ab, griffen aber doch den Bischof, und brachten ihn, um mehrerer Sicherheit willen, nach Diepoldsburg, eine ihrer Burgen in der Nähe von Teck. Als Bertha, Erchingers Gemahlin, dieses vernahm, erschrak sie sehr, denn sie ahnete großes Unglück; ging daher auch dem Bischof weinend entgegen, und suchte ihm in seinem Gefängniß alle mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen, nur um ihn zu besänftigen, und Unglück abzuwenden. Die beiden Brüder Erchinger und Berthold mußten sich nun natürlich auf eine blutige Fehde bereit halten, und begaben sich deshalb sogleich nach Hohentwiel, versahen dasselbe auch mit allem Möglichen, um sich gegen jeden Feind zu wehren. Allein es war ihnen doch nicht wohl bei der Sache, sie glaubten sich auch hier nicht sicher, und gingen in die nahen Wälder, um sich dort zu verbergen. Aber Siegfried von Ramschwog, aus dem Geschlecht des Bischofs, erfuhr sogleich die Gefangennehmung seines erhabenen Vetters, nahm alle seine Dienstmannen, um die Kammerboten aufzusuchen und zu züchtigen; wirklich überfiel er sie auch in ihrem Schlupfwinkel, und führte sie fort. Er brachte sie vor den Kaiser Konrad, der zu Fridingen Gericht hielt, und beschloß, daß Erchinger des Landes verwiesen werden solle. Erchingers Freunde aber hatten die Burg Hohentwiel noch in ihren Händen; vergeblich lagerte sich Kaiser Konrad um das Jahr 914 um den Felsen, denn ein Aufstand in Sachsen und Franken bewog ihn bald, das Felsennest zu verlassen.

Indessen kam auch Erchinger wieder, und vereinigte sich mit seinem Bruder Berthold und vielen andern Bundesgenossen, und ließ sich zum Herzog in Allemannien ausrufen. Während aber dies geschah, ließ Bertha den gefangenen Bischof los, weil sie vermuthete, Erchinger werde ihn nach Hohentwiel bringen und dort enthaupten lassen. Als der Bischof wieder auf freiem Fuße war, da gab er dem Kaiser den Rath, daß es besser wäre, wenn Erchinger und seine Freunde zur Fürstenversammlung nach Altheim berufen würden. Sie erschienen auf sicheres Geleit, das man ihnen versprochen hatte, allein hier sprach man das Todesurtheil über sie aus; sie wurden zu Adingen den 20sten Jan. 916 enthauptet. So erfüllte Salomo die Bitte der unglücklichen Bertha, die sie weinend ihm empfohlen hatte, um ihretwillen Erchingers noch zu schonen. Bei der Belagerung, die bei dieser Gelegenheit Hohentwiel auszustehen hatte, wurde wohl nichts zerstört; denn es war für die Belagerer bei der damaligen Beschaffenheit der Kriegskunst viel zu hoch und zu steil, als daß man einen Schaden hätte anrichten können.

Der unglücklichen Bertha wurde nun Hohentwiel als ihr Leibgedinge eingeräumt; dort verlebte sie auch in großem Kummer ihre Tage. Nach dem Tode der Bertha fiel Hohentwiel natürlich dem Reiche anheim, und nachdem wieder Herzoge in Schwaben eingesetzt wurden, so gab es der Kaiser dem neu erwählten Herzog Burkhard I von Schwaben, der überhaupt alle Besitzungen der gestürzten Kammerboten erhielt, zum bleibenden Wohnsitz, von wo aus

er sein Herzogthum verwalten könnte. Burkhard that viel, um Hohentwiel ein noch stattlicheres und furchtbareres Ansehen zu geben, indem er noch einige Mauern aufführen ließ. Ueberhaupt blieb nun Hohentwiel nicht nur das Eigenthum, sondern auch wirklich abwechselnd der Sitz der ganzen Burkhardschen Familie; sie hielt sich hier sehr viel auf, konnte sie doch von des Felsens Spitze bequem den größten Theil ihrer sehr ansehnlichen Besitzungen überschauen.

Um diese Zeit wurde auf Hohentwiel der erste Grund zu einem Kloster gelegt, dessen weitere Ausführung einer geistreichen Frau vorbehalten wurde. Man weiß jedoch nicht, wer eigentlich der Gründer dieses Klosters war; auf jeden Fall mußte, wenn nicht anders Herzog Burkhard I selbst der Urheber der Stiftung war, es mit seinem Willen geschehen, da es auf seiner Burg war; vielleicht war es einer seiner Verwandten. Burkhard starb auch auf Hohentwiel.

Nach seinem Tode kam durch die Verheirathung seiner hinterlassenen Wittwe, Reginlinde, an den von dem Kaiser nun gewählten Herzog Hermann I, nebst den Gütern Burkhards auch Hohentwiel an ihn; er wußte auch den Lieblingsaufenthalt seines Vorgängers zu schätzen, und hielt sich selbst lange da auf. Von besondern Veränderungen, die mit Hohentwiel während des Wechsels der schwäbischen Herzoge vorgegangen wären, weiß die Geschichte nichts; auch ging es seit den Kammerboten friedlich darauf zu.

Doch jetzt eröffnet sich mit Burkhard II und seiner Gemahlin, der Herzogin Hedwig, einer der geistreichsten Frauen des deutschen Mittelalters, auch für Hohentwiel eine sehr glänzende Periode, indem es nun jetzt auch auf einige Zeit der Sitz der stillen Künste des Friedens, der Wissenschaften wurde.

Es wird darum nicht getadelt werden, bei dieser Gelegenheit das Andenken an Hedwig zu erneuern, deren Geschichte so innig verflochten ist mit der von Hohentwiel.

Es ist immer ein freudiger Anblick, wenn wir im Verlauf der Geschichte auf große Männer stoßen, die des Volkes Wohl beherzigten, und auch zugleich den Anbau der Wissenschaften sich angelegen seyn ließen; doch noch überraschender ist es für uns, mitten in einem rohen Zeitalter auf eine edle deutsche Frau zu stoßen, die mit den Eigenschaften einer Herrscherin zugleich auch das vereinigte, was gewöhnlich nur Sache des ernsten Mannes ist: eine rege Liebe für Wissenschaften. Wir müssen es nur bedauern, daß die Geschichte das Leben der Herzogin Hedwig in ein wunderbares Dunkel gehüllt hat; selbst Jahre und Tage sind uns in ihrem Leben unbekannt, und wir wissen in dieser Beziehung nichts Näheres, als: am Ende des zehnten Jahrhunderts hat sie gelebt. Sie entsprang aus dem Stamm der alten Sachsenkönige; ihr Vater war Heinrich I, den man nicht mit Unrecht um seiner Zwistigkeiten willen, die er mit seinem Bruder hatte, den Streitsüchtigen nannte. Ihre Mutter, Judith, aus baierischem Fürstenstamm, war eine sehr edle und tugendsame Frau,

deren herrliche Geistes- und Herzens-Eigenschaften sich schon durch Geburt auf Hedwig zu vererben schienen; noch mehr aber mußte die Erziehung einer so edlen Mutter den entschiedensten Einfluß auf die Tochter haben.

Die Zeit ihrer Geburt ist nicht gewiß, und wir können, da das Leben der Hedwig uns so vieles Schöne darbietet, uns um so eher unnützer Untersuchungen darüber enthalten. Schon der erste Anfang des Lebens unserer Heldin berechtigte zu großen Erwartungen; sie war ein noch unbefangenes Kind, da der Ruf ihrer Schönheit und ihrer geistigen Vorzüge schon überall hin gedrungen war. Besonders war der Ruf ihrer Schönheit dem schlauen Gesandten Otto's am griechischen Hofe zu Konstantinopel, Luitpranden, eine willkommene Gelegenheit, sich daselbst beliebt zu machen, indem er die Aufmerksamkeit des Porphyrogeneten Konstantins auf sie zu richten wußte. Man bestimmte sie ihm auch wirklich zu seiner künftigen Gemahlin. Lange wußte sich Hedwig in einer glücklichen Unbefangenheit zu erhalten; denn die Anstalten, die man von Seiten des griechischen Hofes zu ihrer geistigen Ausbildung machte, schienen ihr noch keinen Argwohn zu erregen, denn sie waren ihr eine willkommene Gelegenheit, um ihren schon frühe rege gewordenen Durst nach wissenschaftlicher Ausbildung zu befriedigen. Es wurden mehrere Eunuchen herausgeschickt, um sie in der griechischen Sprache zu unterrichten, überhaupt alles zu thun, um sie zur künftigen Gebieterin des Morgenlandes heran zu bilden, und ihren deutschen Charakter durch Belehrung über

griechische Sitten in einen griechischen Charakter umzuwandeln. Mit jugendlichem Feuer ergriff sie alles, und ihr eigentlich männlicher Geist fühlte sich bald im Reiche der Wissenschaften auf seinem heimathlichen Boden; es konnte nicht fehlen, daß sie nicht mit allem ausgestattet wurde, was sie einem Konstantin höchst liebenswürdig machen konnte; besonders kam ihm, was dem üppigen Griechen wohl das Angenehmste war, von Zeit zu Zeit Kunde zu, wie sie immer schöner würde. Allein gerade die wissenschaftliche Bildung gab ihrem Geiste jene edlere Richtung, die so gern alles verschmäht, was das gewöhnliche und gemeine Menschenleben mit sich bringt. Darum befremdet es uns auch durchaus nicht, daß sie später, als sie die Absichten des griechischen Hofes merkte, sich bestimmt gegen eine solche Verbindung erklärte; sie wollte am allerwenigsten die Gemahlin eines im Schooß der Wollust aufgewachsenen Griechen werden. Einstmals kam, erzählt man, ein geschickter Maler, der ihr Bild für Konstantin entwerfen sollte; aber sie entstellte ihr schönes Angesicht durch Verzerrung des Mundes und Verdrehung der Augen dergestalt, daß es dem Maler unmöglich war, ein Bild zu entwerfen, daß auch nur einige Aehnlichkeit mit dem Original hätte. Diese Fratze, dachte sie, sollte dem üppigen Morgenländer alle Lust benehmen, sie zu heirathen; es entleidete ihm auch wirklich bald, noch länger um sie zu werben, und Hedwig wurde nun frei von seiner Aufmerksamkeit. Sie hatte bei dieser ganzen Sache den Gewinn einer Erziehung, die auf ihr übriges Leben so

entschiedenen Einfluß hatte, und sie in den Ruf einer Heldin und Gelehrtin brachte.

Nachdem sie sich nun dieser Fesseln entschlagen hatte, warf sie sich mit eben so viel Feuer auf die römische Literatur. Ihre stille Muße wurde jedoch bald unterbrochen, als ihr Vater sie endlich nach langem Zureden dahin brachte, gewissen menschlichen Verhältnissen ein Opfer zu bringen; er gab sie dem Herzoge Burkhard II von Schwaben zur Gemahlin, um mit ihm auf Hohentwiel zu leben. Damals war nämlich Kaiser Otto der Große mit seinem Sohne Luithulf in Verdrießlichkeiten, die vorzüglich Herzog Heinrich angestiftet hatte; und da lag denn nun natürlich dem letztern viel daran, daß er den Fürsten eines so mächtigen Herzogthums, als damals schon Schwaben war, für sich gewinnen möchte; durch dieses Band hoffte er seine Absichten zu erreichen.

Auch in ihren ehelichen Verhältnissen durfte dennoch ihrem Drang nach höhern Dingen durchaus kein Abbruch geschehen; die Beschäftigung mit den Wissenschaften machte ihr zwar den Umgang mit Männern zum Bedürfniß, aber sie unterdrückte alles, was mit dem Höhern nicht übereinzustimmen schien, das sie suchte. Sie lebte auf Hohentwiel als eine keusche Jungfrau mit Burkharden — ein zu den damaligen Zeiten ohnedies sehr hoch geschätztes Verdienst — ruhig und friedlich. Als endlich Burkhard betagt war, und ihn nicht mehr nach dem rauschenden Waffenspiel gelüstete, so that er nun mit Hedwig alles Mögliche, um sein Land in Aufnahme zu bringen; einen Stütz-

punkt seiner Unternehmungen fand er vorzüglich in der Geistlichkeit. Hedwig wandelte nun auf Anrathen Burkhards das Bergschloß Hohentwiel in ein Kloster um, dessen erste Anlage, wie wir gesehen haben, schon früher daselbst gemacht wurde; Hedwig richtete es nun nach ihrem Sinne ein, und machte einen, Namens Wazzemann, zum Abt desselben. Das war also eine bedeutende Veränderung, die durch Errichtung eines Klosters mit Hohentwiel vorging. Hedwig wußte auch mit ihrem Gemahl die übrigen Klöster ihres Herzogthums so in Aufnahme zu bringen, daß sie in allgemeines Ansehen kamen; ja die kaiserliche Familie soll sogar selbst bei den Mönchen in St. Gallen oder in dem anmuthigen Kloster Reichenau, welche beide in ihr Gebiet gehörten, die Festtage gefeiert haben. Burkhard selbst stand auch bei Kaiser Otto in großen Gnaden, und der letztere machte sich bei der Bestätigung gewisser Schenkungen an seine Klöster ganz von seinem Ausspruch abhängig. Den meisten Klöstern wurde auch das Wahlrecht ihres Abtes zugestanden, und Burkhard war klug genug, sich zwischen den Kaiser und die Geistlichkeit in die Mitte zu stellen, damit ihm keiner von beiden Theilen über den Kopf wachsen möchte; auch vergaß Burkhard bei schicklicher Gelegenheit nicht, die Vortheile seines Hauses zu ersehen. So ging es mit der Wahl eines neuen Bischofs von Augsburg; der alte Ulrich von Augsburg sah nämlich, daß das Ziel seines Lebens nicht mehr ferne sey, und sandte deshalb seinen Neffen Adalbero mit dem bischöflichen Krummstab auf die Versammlung der

heiligen Väter zu Ingelheim, ohne daß der letztere die Bestätigung als Nachfolger seines Oheims hatte. Er starb auch bald darauf und zu gleicher Zeit auch Ulrich. Eben war Burkhard nicht in Hohentwiel, sondern war von da aus nach Worms gezogen, wo er krank lag, und seine Gemahlin Hedwig bei sich hatte, als ein Bote von Augsburg kam, der ihm Ulrichs Tod meldete. Hedwig wußte nun mit eben so viel Klugheit als Gewandtheit den Boten zu bereden, daß er nicht zum Kaiser ging mit dieser Nachricht. Sehr geschickt wußte sie die Wahl eines neuen Bischofs auf ihren Verwandten Heinrich, einen Sohn Grafen Burkhard's von Geisenhausen, zu lenken. Der Herzog gab ihm ein Geleite mit, das ihn zum Bischof von Augsburg einsetzte, als den, den der König und der Herzog gewählt haben, ohne daß Otto auch nur ein Wort davon wußte. So wußte sich dieses treue Paar im Ansehen zu erhalten und seine Selbstständigkeit zu sichern; von Hohentwiel aus verordneten sie alles, was das Wohl ihres Landes erheischte. Diese Sicherstellung des herzoglichen Ansehens war in jener Zeit nicht ohne große Folgen, da sich allmählig erst in Schwaben die Verhältnisse zu entwickeln begannen; zugleich sicherten sich Burkhard und Hedwig auf diesem Wege auch ihren eigenen Ruhm.

Bald darauf starb Burkhard und auch Otto der Große im Jahr 973; die schöne Wittwe Burkhards blieb nun im Besitz alles dessen, was sie während ihres Gemahls Lebzeiten besessen hatte. Hohentwiel blieb ihr Wittwensitz, und unter ihr wurde dasselbe in einen eigentlichen Musensitz

umgewandelt. Von Hohentwiel herab übte sie mit Strenge die ihr gebliebene Schutzvogtei über die Klöster St. Gallen und Reichenau. Der Geist ihres Zeitalters brachte es mit sich, daß sie ihre Reichthümer ganz zur Aufnahme dieser Anstalten benutzte; bei alle dem lag ihr jedoch vorzüglich die Beförderung der Wissenschaften am Herzen. Sie erkannte, wie einst Karl der Große, den wir ihren Geistesverwandten nennen möchten, daß sich vorzüglich die Klöster zu Pflanzschulen der Wissenschaften eignen, und das war auch die rechte Ansicht, der wir es allein zu danken haben, was sich aus dem Alterthume für alle Zweige der Wissenschaften bis auf den heutigen Tag erhalten hatte. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß gar manchen Mönchen eine so Wissenschaft liebende Schutzvogtin eben nicht immer behagen mochte. Sie stand von Hohentwiel aus in steter Verbindung mit ihren Klöstern, und wirklich waren auch St. Gallen und Reichenau der Hauptsitz der damaligen Gelehrsamkeit. Von ihrem Felsenschlosse herab wußte sie sich in allgemeinem Ansehen zu erhalten; ihre Schönheit auf der einen, und auf der andern Seite ihre Strenge mußte zwar aller Augen auf sich ziehen, jedoch auch jeden in Ehrfurcht erhalten.

Einst kam sie des Gebets halber von Hohentwiel herab nach St. Gallen, und Abt Burkhard hatte sich zu einem festlichen Empfang bereitet, auch manche Geschenke ihr, als sie kam, dargereicht. Allein sie sagte: sie wolle statt aller Geschenke, daß man ihr Ekkehard den Jüngern, einen Mönch, auf einige Zeit als Lehrer mit auf ihr Bergschloß

geben möchte. Mit Ekkehard hotte sie sich selbst darüber bereits an der Pforte verständigt. Dieser mochte sich von dem Umgange mit Hedwig wohl ganz andere Dinge versprechen, und wir kämen, wenn wir nicht sonst Hedwigs Charakter kennten, beinahe auf die Vermuthung, auch sie habe bei der Wahl ihres Lehrers nur auf den wohlgestalteten Jüngling ihre Augen gewandt. Ekkehard war ein schöner Mann, groß und wohlgebaut; wußte sich auch zierlich und reinlich zu kleiden, hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, sprechende Augen; auch war er ein kluger und beredter Mann, überdies ein großer Gelehrter, der einst auf einer Versammlung zu Mainz unter den dortigen Bischöfen sechs ehemalige Schüler antraf. Sie wünschte vorzüglich in der lateinischen Sprache von ihm unterrichtet zu werden. Der gute Burkhard hatte freilich manche Bedenklichkeiten, die ihm auch der heutige Gesellschaftston, der doch ein anderer ist, als der des zehnten Jahrhunderts, nicht verargen würde, auch ihr Oheim und andere Verwandte fanden die Sache anstößig; allein was konnte der Abt eines Klosters der freigebigen Schutzvogtin desselben abschlagen, er mußte es geschehen lassen. Auch wußte Ekkehard, der beim Hofe wohl gelitten war, klug genug diesem Umgange alles Anstößige zu benehmen. An dem von Ekkehard und Hedwig bestimmten Tage kam er nach Hohentwiel; Hedwig, die ihn längst sehnlich erwartet hatte, ging ihm den Berg herab entgegen, und führte ihn, als er herauf kam, an der Hand durch den Burghof in sein Gemach, das er bewohnen sollte, so oft er in Zukunft

nach

nach Hohentwiel käme, und das sich zunächst an ihrem eigenen Gemach befand. Sie ging fleißig bei ihm aus und ein, sogar auch bei Nacht; um aber alles Anstößige zu vermeiden, und zum Zeichen, daß Jedermann Zeuge ihres Umgangs mit dem jungen Mönche seyn dürfe, nahm sie jedesmal, so oft sie in sein Gemach ging, eine Dienerin mit; auch mußte die Thür geöffnet bleiben. Hier wurde sie öfters von Rittern und Dienstleuten überrascht, da sie mit Ekkehard Bücher las, vorzüglich die Schriften der Alten. Daß es jedoch bei Ekkehard nicht reines Interesse für Wissenschaft war, was ihn so oft nach Hohentwiel trieb, davon hat man deutliche Spuren; in einem desto reineren Lichte aber erscheint Hedwig; so gefällig und freigebig sie gegen ihren jungen Lehrer, und um seinetwillen gegen das Kloster St. Gallen war, so streng war sie gegen ihn, als er von ihr weiter fordern wollte. Man erzählt sich einen Auftritt, der hinlänglich beweist, daß sie mit derselben Härte, mit der sie ganz Schwaben in Ehrfurcht zu erhalten wußte, auch ihren Lehrer meistern konnte. Dem ungeachtet durfte niemand anders, als er, das Gebet für sie verrichten; so wußte Hedwig selbst dem lüsternen Mönch Achtung abzutrotzen, der sie auch wirklich von Herzen liebte. Wenn er an Festtagen oder sonst Erlaubniß von ihr erhielt, nach St. Gallen zu gehen, so schickte ihm Hedwig auf Schiffen viele Geschenke voraus nach Steinach, und immer hatte sie, wenn er nach Hohentwiel zurückkehrte, etwas Neues bereit, daß er entweder für sich behalten, oder das er dem Kloster zusenden durfte. Sie

bot bei solchen Gelegenheiten alle ihre Erfindungsgabe auf: bald war es ein Schmuck, bald ein schönes Kleidungsstück, wovon sie glauben konnte, daß es dem eitlen Mönche gefallen werde.

Um jene Zeit erhob sich auch ein mächtiger Streit zwischen den Mönchen zu St. Gallen und Reichenau, der auch für Hohentwiel einige Bedeutung hatte, und bei dessen Entscheidung Hedwig abermals in dem Lichte einer sehr klugen und strengen Frau erscheint, die über ihre Rechte als Herzogin zu halten wußte. Kurz vorher hatte nämlich ein in St. Gallen ausgebrochenes Feuer das Kloster daselbst auf eine nicht nur für die äußere, sondern auch für die innere Ordnung der Dinge sehr nachtheilige Weise verheert; die Mönche liefen lange Zeit herrenlos herum, und mußten sich bei dieser Gelegenheit manches nachsagen lassen. Abt Ruodimann von Reichenau, ein sehr heimtückischer und schadenfroher Mann, hatte ein besonderes Interesse darunter, sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund des Gerüchts zu überzeugen, und ließ sich beigehen, einstmals bei Nacht von Reichenau hinüber zu reiten nach St. Gallen; denn er glaubte, Ekkehard, den man als Liebling Hedwigs und als klugen Mann immer auch in Sachen des Klosters nach Hohentwiel hin- und hersandte, sey wirklich drüben auf Hohentwiel bei der Herzogin. Durch die Kirche fand Ruodimann einen Weg auf das Dorment des Klosters, und setzte sich in einen abgelegenen Winkel, um da alles ruhig belauschen zu können. Ekkehard aber war gerade im Kloster anwesend, und trai

gelehrsamkeit u. s. w. allgemein Mode geworden, daß er einen Schritt thun mußte, um sich als Mensch zu behaupten, und daß er sich nicht mehr damit begnügen durfte, ein Gelehrter zu sein. Er mußte sich auch als Mann von Welt zeigen. Also, — so war sein Gedanke, — wenn du nicht ein Gelehrter sein kannst, so sei wenigstens ein Mann von Welt. Und so wurde er es denn auch. Seine Kenntnisse, wie sie es nun waren, schlugen ihm nicht zum Vortheil aus, denn sie machten ihn zum Pedanten, und seine Weltkenntniß machte ihn zum Geck. Er hatte sich die Sprache der Gesellschaft angeeignet, und wenn er sich auch nicht immer ganz richtig ausdrückte, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Manieren der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig handelte, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Moden der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig aussah, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Ansichten der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig dachte, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Vorurtheile der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig urtheilte, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Laster der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig lebte, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Tugenden der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig handelte, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Fehler der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig fehlte, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Schwächen der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig schwach war, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Stärken der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig stark war, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Tugenden der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig tugendhaft war, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Laster der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig lasterhaft war, so war er doch immer sehr höflich. Er hatte sich die Fehler der Gesellschaft angeeignet, und wenn er auch nicht immer ganz richtig fehlerhaft war

der Art sich gegen das Kloster St. Gallen beigehen zu lassen, und versprach erkenntlich zu seyn, wenn man ihn mit heiler Haut ziehen lasse. Ekkehard begleitete sogar Ruodimann ein Stück Weges, und der Abt bat ihn, an dessen Gunst ihm am meisten gelegen war, unter anderem: wenn er wieder nach Hohentwiel gehen würde, auch bei ihm einzukehren. Bald darauf schickte Ruodimann zwei Fässer Wein zur Sühne über den See nach Steinach.

Abt Burkhard jedoch, als er nach Hause kam, und den Handel erfuhr, wollte nicht zufrieden seyn mit dieser gelinden Behandlung, sondern beschloß die Sache weiter zu treiben, als es sein Convent getrieben hatte. In dieser Absicht ging Burkhard mit Ekkehard und einem jüngern Klosterknaben nach Hohentwiel hinüber, um Hedwigen die Sache vorzutragen. Auf dieser Reise kehrten sie bei Ruodimann ein, in der Absicht, ihm wenigstens etwas Angst einzujagen. Ruodimann empfing sie sehr freundlich, bewirthete sie auch sehr anständig, suchte jedoch einer Erinnerung an den neulichen Vorfall auszuweichen. Um sich aber den schlauen Ekkehard so bald als möglich vom Halse zu schaffen, und zugleich durch ihn bei Hedwig in Gunst zu kommen, so gab er ihm eines seiner schönsten Pferde, damit er seine strenge Gebieterin nicht zu lange auf sich warten lassen möchte. Unter Umarmungen und Küssen, die jedoch nicht so redlich gemeint waren, schied man, und Ruodimann raunte ihm beim Abschied ins Ohr: „wie glücklich bist du, daß du eine so schöne Schülerin in

τὸν ἀνεμόμυλον ἀνεμόμυλον κυρίως. Ἀνεμόμυλος ἐστὶν ὁ ἀνεμόμυλος ὁ ἀνεμόμυλος ὁ ἀνεμόμυλος

und ihr noch mehrere Verse sagen. Darüber sahe der Knabe, ungewohnt solcher Liebkosungen, seine Meisterin ganz bestürzt an, und erklärte ihr in zwei Versen: er sey über die ihm widerfahrene Ehre so bestürzt, daß er sich nicht getraue, sogleich Verse zu machen, die einer so erhabenen und liebenswürdigen Fürstin würdig wären. Da lachte sie gegen ihre sonstige Gewohnheit hoch auf, stellte den Knaben vor sich hin, und lehrte ihn sogleich einen alten lateinischen Kirchengesang, den sie selbst ins Griechische übersetzt hatte. Auch nachher rief sie ihn oft zu sich, und belohnte sein liebenswürdiges Betragen durch den Unterricht im Griechischen, schenkte ihm auch bei seinem Weggehen nebst andern Büchern eine Abschrift des Horaz, die lange zu ihrem Angedenken in dem Archiv des Klosters St. Gallen aufbewahrt wurde. Auch wohnte der Knabe oft dem Unterrichte bei, der den Kapellanen der Herzogin gegeben wurde, die sie nicht müßig herumgehen sehen konnte. Doch für diesmal wurde der Knabe weggeschickt, und Hedwig blieb mit Ekkehard allein, um mit ihm die Alten zu lesen; sie hatte diesmal gerade den Virgil bei sich, dessen keusche Muse vorzüglich Hedwigens Geist ansprach. Sie geriethen auf die Stelle: Timeo Danaos, et dona ferentes. Bei diesen Worten unterbrach sie Ekkehard, und sagte, er habe erst gestern Gelegenheit gehabt, an diese Stelle erinnert zu werden, und erzählte ihr, wie er von Ruodimann das Pferd erhalten hätte. Die Herzogin aber versetzte ganz ernst: ich will den ganzen verdrießlichen Vorfall, der sich neulich ereignet hat, genau wissen; denn ich wundere mich,

als Kind Mädchen, — als Jungfrauenkind Weib, — als Weib Mutter, — als Mutter Großmutter, — als Großmutter Urgroßmutter, — als Urgroßmutter Ahnfrau, — als Ahnfrau Urahnfrau, — als Urahnfrau Urgroßahnfrau, — als Urgroßahnfrau Urgroßahnfrau, — als Urgroßahnfrau Urgroßahnfrau, — als Urgroß

wandte sich Ruodimann auch an Grimoald, den Bischof von Konstanz, um diesen durch Geschenke wieder für sich zu gewinnen. Dann schickte er mit dem Bischof zugleich Abgesandte nach Hohentwiel zu der Herzogin; dort erklärte der Bischof, er wolle ihm den Vorfall zu St. Gallen verzeihen, und die Sachwalter hofften nun, auch Hedwig werde Ruodimann verzeihen. Allein die Antwort, die Hedwig darauf gab, ist eben so edel als stolz: „St. Gallen, sagte sie, genießt der Freiheiten, die ihm die Könige gegeben haben, und liegt in meinem Herzogthum; es hat einen Freiheitsbrief, und ich will sehen, ob ich es dabei gegen jenen Unterdrücker werde schützen können. Man lese die darin enthaltene Strafe, diese soll er bezahlen, und dabei will ich es diesmal bewenden lassen, weil ihr, Herr Bischof, für ihn bittet. Wenn es mir zusteht, wenn ein Laie gegen den andern Klage zu führen hat, ihre Sache durch meinen Grafen entscheiden zu lassen, und den Schuldigen zu bestrafen, so muß auch ein herrschsüchtiger Abt, der einen andern unter königlichem Schutze Stehenden nächtlicher Weise überfällt, meinem Ausspruch im Namen des Kaisers unterworfen seyn; ich war lange unentschieden, ob ich diesen Majestätsverbrecher in Abwesenheit des Kaisers auch nur ein Gehör gehen soll, und thue es blos auf Zureden so angesehener Männer, als ihr seyd.“ Nachdem sie endlich sich mit ihren Räthen über die Sache besprochen hatte, so brachten es diese kaum dahin, daß es nur bei einer Strafe von 100 Pfunden blieb, die Ruodimann an einem bestimmten Tage vor das Schloßthor in Hohentwiel bringen, und

dann seinen Frieden haben sollte. Nachher wußten der Bischof und der Abt von St. Gallen die Summe bis auf 50 Pfunde herab zu handeln.

Fest und männlich hielt Hedwig über dem Recht; zwar war es ihr, wie man wohl sieht, namentlich um Aufrechthaltung ihres Ansehens in Schwaben zu thun, aber doch auch zugleich um die Ordnung selbst. Selbst ein Ekkehard, der doch alles bei ihr galt, mußte schweigen, wenn sie als Herzogin über Recht und Unrecht sprach.

Bald darauf dachte sie auch auf eine Freude, die sie dem Abt Burkhard von St. Gallen machen könnte; und als sie erfuhr, daß er ein großer Liebhaber von Pferden sey, so schenkte sie ihm eins, mit dem Bedeuten: er möchte für sie beten. Allein gleich das erste Mal mißlang der Ritt des Pferdes; es schleuderte seinen Reiter an den Pfosten eines Thores, und er mußte von da an an einer Krücke gehen.

Von dieser Zeit an, scheint dem Ekkehard der einsame Aufenthalt auf Hohentwiel nicht mehr behagt zu haben, die so strenge Aufsicht seiner Gebieterin hatte ihm denselben verleidet, und er zog bald den Aufenthalt an dem Hofe Kaiser Otto's vor. Hedwig, so ungern sie auch Ekkehard entließ, willigte doch ein in den Wunsch ihres Lieblings, empfahl ihn sogar dem Kaiser Otto II als Rath und Kaplan, vorzüglich aber zum Lehrer des jungen Königs. Sie war zu klug, um nicht zu wissen, wie eines Volkes Wohl von der Erziehung seines künftigen Fürsten abhänge, darum opferte sie auch gern ihren eignen Vortheil dem großen Bedürfniß des Ganzen auf, und je höher Ekke-

hards Kenntnisse bei ihr in Achtung standen, desto mehr wünschte sie die Erziehung des künftigen Kaisers in eines solchen Mannes Hände zu wissen. So verließ nun Ekkehard das einsame Bergschloß, um sich in das große Treiben der Menschen zu mischen. Hedwig aber blieb ihm immer mit unwandelbarer Liebe zugethan, was sie auch nachher hinlänglich erprobte.

Ruodimann, der durch die letzten Vorfälle nur noch erbitterter wurde, benutzte nun auch seine Freunde, die er an Otto's Hofe hatte; er wußte dort seine Klagen über die üppige Lebensart der Mönche zu St. Gallen so geschickt anzubringen, daß Ekkehard bald sah, das Kloster werde sich einer Untersuchung nicht entziehen können. Ekkehard suchte nun wenigstens die Sache so zu leiten, daß die Untersuchung gut ausfiel; die das Kloster untersucht hatten, gingen nach Mainz, wo eben Otto das Himmelfahrtsfest feierte, und berichteten ihm über den Erfolg ihrer Untersuchung. Sie verschwiegen dabei nicht die große Noth des Klosters, die auch den Kaiser bewog, Hülfe zu versprechen, äußerte jedoch, eine Reformation des Klosters würde wohl nicht unnöthig seyn; er entließ sie, und beschied sie auf Ostern nach Worms, wo er die Sache ausmachen wolle.

Während dieser Zwischenzeit war zwischen Ekkehard und Hohentwiel ein sehr lebhafter Verkehr, er that alles, um Hedwigs Fürsprache für das Kloster zu gewinnen; sie that dies um so lieber, als der vorhabende Schritt des Kaisers ihr ein Eingriff in ihre Rechte schien. Darum schickte sie sogleich von Hohentwiel aus einen ihrer Geist-

Ideen von Gott hat, so hat er sie durch die Erkenntniß der Dinge, d. i. aus der Natur, durch die sie uns afficiren, und nach dem, was die Vernunft nöthig hat, um sich von ihnen einen Begriff zu machen, erworben. Es ist also nicht eine Erkenntniß, die aus der Quelle der Ideen geschöpft wäre, sondern eine, die, wenn sie auch nicht aus der Erfahrung entspringt, doch nur in Beziehung auf die Welt der Sinnen Bedeutung und Gebrauch hat. Es ist also nicht eine Erkenntniß, die über die Natur hinausgeht, oder die Grenzen der Erfahrung überfliegt, um sich mit Gegenständen zu beschäftigen, von denen uns alle Begriffe fehlen, weil kein Gegenstand in der Erfahrung ihnen kongruirt. Sie

Begebenheiten dieser Art, die sich vorzüglich in den letzten Zeiten ihres Lebens sehr häufig zusammendrängten, konnten jedoch ihrem Lieblingsgeschäfte niemals Eintrag thun; jede übrige Stunde wandte sie auf Sprachen, daher auch die Chronisten nicht mit Unrecht sagen: sie sey in ihrem Zeitalter ein Wunder von Gelehrsamkeit gewesen. Zuvor war schon seit Karls des Großen Zeiten in Franken die Kenntniß der griechischen Sprache nicht fremd, auch in Schwaben hatte sie allmählig Eingang gefunden, und es wird namentlich von einem Mönch von St. Gallen, Namens Waltram, erzählt, er habe griechische Bücher abgeschrieben; ein Gleiches wird von Notker gerühmt; aber nur von dem einzigen Hartmout von St. Gallen ist zu vermuthen, seine Kenntnisse von der griechischen Sprache haben sich etwas über die Kenntniß der griechischen Bibel hinaus erstreckt. Es kann daher wohl nicht gesagt werden, daß erst durch die Herzogin Hedwig die Kenntniß der griechischen Sprache nach St. Gallen gekommen sey, allein so viel ist richtig, daß sie nicht wenig dazu beigetragen hat, daß man mehr die reingriechische Sprache, so wie man sie in den Alten findet, liebgewann. Wir können daher den Antheil nicht berechnen, den Hedwig an der wissenschaftlichen Aufklärung des Klosters St. Gallen hatte, und durch dasselbe überhaupt an dem Wiederaufleben der griechischen Literatur. Auf jeden Fall steht Hedwig einzig da in ihrer Zeit, in welcher sogar solche Männer, die sich Berufs halber am meisten für Wissenschaft hätten interessiren sollen, gerade in diesem Felde am meisten Gleichgültigkeit zeigten.

Schlacht, die sie nur mit Mühe gewannen, und die Sieger sahen sich in der Nähe des Thores, durch welches sie eingedrungen waren, von einer Menge Feinde umringt, die sich wieder gesammelt hatten. Da ertönte plötzlich ein Ruf durch die Straßen, der Ruf: „Die Schweden sind da!“ Und wirklich, es waren die schwedischen Reiter, welche, durch die Nachricht von dem Einfall in Pommern aufgeschreckt, in Eilmärschen herbeigekommen waren, um ihre Landsleute zu retten. Sie hatten sich in der Dunkelheit der Nacht durch die Thore geschlichen, und nun ging es an ein Morden und Niederhauen, daß Keiner übrig blieb, der nicht Gnade erflehte.

Am andern Morgen, als die Sonne aufging, war Alles vorüber. Die Leichen der Erschlagenen lagen in den Straßen, und Niemand wagte es, sie zu begraben. Die Thore wurden geschlossen, und Niemand durfte die Stadt verlassen. Die Bürger mußten sich in ihren Häusern halten, und wer sich auf der Straße sehen ließ, wurde niedergeschossen. Die Soldaten durchsuchten die Häuser nach Geld und Kostbarkeiten, und wo sie etwas fanden, nahmen sie es mit. Sie hatten ja Alles verloren, was sie besaßen, und mußten sich nun wieder bereichern. Sie durften es ja, denn sie waren Sieger.

Am dritten Tage wurden die Thore geöffnet, und die Bürger durften wieder ihre Häuser verlassen. Sie gingen hinaus vor die Stadt, um ihre Todten zu begraben. Da sahen sie, daß auf dem Felde, wo die Schlacht geschlagen worden war, noch viele Todte lagen, und sie begruben auch diese. Es waren ihrer so viele, daß sie sie nicht Alle zählen konnten. Sie zählten nur die, welche sie begruben, und es waren ihrer 1200.

legte die Klosterstiftung in Hohentwiel nach Stein am Rhein, wozu ihm die Bereitwilligkeit der Mönche sehr zu Statten kam; diesen war es längst schon unbequem, den hohen Felsen auf und ab zu steigen, und freuten sich, als sie Heinrichs Absichten merkten. Bald darauf vereinigte er jedoch das in Hohentwiel ehemals bestandene Kloster mit dem Stifte Bamberg; den Leuten des Klosters gab er die Freiheit, sich zu verheirathen, oder sonst wohin zu gehen. Lange jedoch erhielt sich bei dem biedern Schwabenvolke, das von jeher seinen Fürsten mit Liebe anhängt, das Andenken an Hedwig, und Hohentwiel genoß die Ehre, einen langen Zeitraum hindurch an dem Ruhme seiner Herzogin Antheil zu nehmen. Darum möge es auch dem Geschichtschreiber von Hohentwiel vergönnt seyn, hier das Andenken Hedwigs aus der Vergessenheit hervorzurufen.

Es läßt sich leicht vorstellen, daß unter ihrer Regierung Hohentwiel bedeutend an Umfang und Schönheit gewann; schon die Errichtung des Klosters mußte demselben nicht wenig zu Statten kommen. Vielleicht wurde auch an der innern Einrichtung bei dieser Gelegenheit Manches verändert. Die Güter der Herzogin, so wie auch Hohentwiel, wurden nun nachher von den Königen wieder lehensweise den schwäbischen Herzogen übertragen. Doch besuchten die Könige selbst auch von Zeit zu Zeit Hohentwiel; so hatte es im Jahre 1000 die Ehre, den Kaiser Otto einige Zeit in seinen Mauern zu beherbergen.

In der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts, ungefähr in den Jahren 1094 und 1095, kam es an die Her-

ভাবে বাঁধিয়াছে। তাহার মুখে ঘোমটা নাই। তাহার মাথায় কাপড় নাই। তাহার মাথায় কাপড় নাই। তাহার মাথায় কাপড়

Hohenstaufen, und blieb auch bei demselben. Redlich theilte es die abwechselnden Lebensschicksale dieser Familie, wovon jedoch das Nähere nicht aufgezeichnet wurde. Nach dem Ableben der schwäbischen Herzoge mit dem unglücklichen Konradin soll Kaiser Rudolph von Habsburg Hohentwiel einem Ritter von Klingenberg geschenkt haben. Dieses Geschlecht war ein in den Zeiten des Mittelalters in Schwaben sehr angesehenes Geschlecht; es gehörten demselben viele Schlösser im Hegau, wie Hohenklingen und Hasberg, ferner Stein am Rhein, Möringen, Lugenstein, Klingen, Klingau und Klingenthal; sie hatten ein Wappen, wie die Ulmer. Im Anfang des 13ten Jahrhunderts werden die Ritter von Klingenberg als besondere Wohlthäter des Frauen-Cistercienserklosters Günthersthal im Breisgau genannt. So lange sie die Besitzer von Hohentwiel waren, wurde dasselbe sehr beträchtlich erweitert und verschönert. Um's Jahr 1245 lebte ein Ritter Burkhard von Klingenberg daselbst; zwanzig Jahre nachher war dasselbe in den Händen eines Ulrich von Klingenberg, der mit Margaretha, Tochter Ulrichs von Schönau verheirathet war; er hinterließ zwei Kinder, Ulrich II, der auf Hohentwiel blieb, und eine Tochter Gutha, die nachher der Marschall von Biberbach heirathete. Um's Jahr 1330 wurde Hohentwiel der Schauplatz einer Fehde, die die Rotweiler mit einem Ritter von Klingenberg hatten; sie nahmen ihm Hohentwiel, und er selbst kam im Treffen um. Wahrscheinlich ein Sohn von ihm, dessen Name aber eben so wenig bekannt

ist,

Es war so schön hier unter den Linden, wenn die Sonne in den Abend hinunterging, und die Wolken sich rosig färbten, und die Luft so mild und weich war, daß man sich gar nicht mehr vorstellen konnte, daß es jemals kalt gewesen sein könnte. Und wenn die Kastanien in Blüthe standen, und die Bäume ihre frischen grünen Blätter hatten, und die Vögel sangen, und die Leute in ihren Sommerkleidern spazieren gingen, und die Equipagen vorüberrollten, und die Offiziere in ihren weißen Hosen und Handschuhen sich vor den Fenstern der Konditoreien sehen ließen, und die Mädchen mit ihren Sonnenschirmen und Blumen vorüberkamen, und die Leute vor den Thüren ihrer Häuser saßen, und die Kinder mit ihren Reifen und Bällen spielten, und die Hunde mit ihren Herren spazieren gingen, und die Pferde mit ihren Reitern vorüberjagten, und die Droschken mit ihren Kutschern vorüberfuhren, und die Omnibusse mit ihren Passagieren vorüberrollten, und die Leute in ihren Gärten saßen, und die Gärtner ihre Blumen begossen, und die Leute in ihren Zimmern saßen, und die Fenster offen standen, und die Leute sich unterhielten, und die Leute sich grüßten, und die Leute sich küßten, und die Leute sich liebten, und die Leute sich haßten, und die Leute sich vertrugen, und die Leute sich zankten, und die Leute sich versöhnten, und die Leute sich verfeindeten, und die Leute sich wieder vertrugen, und die Leute sich wieder zankten, und die Leute sich wieder versöhnten, und die Leute sich wieder

Würtemberg in eine blutige Fehde. Wahrscheinlich waren sie früher Mitglieder der berühmten St. Georgengesellschaft, und nun ausgetreten, welches der Gesellschaft, bei der auch die Grafen von Würtemberg waren, schadete. Sie mußten zur Gesellschaft wieder halten, und Eberhard von Klingenberg mußte die Grafen von Würtemberg, die er wahrscheinlich persönlich beleidigt hatte, um Verzeihung bitten; auch mußte er sich mit seinen Brüdern verpflichten, daß, wenn sie auch wieder austreten sollten, sie doch ein Jahr lang von Hohentwiel aus nichts gegen die Grafen unternehmen wollten.

Im Jahre 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Köln belagerte, schickte Markgraf Albrecht von Brandenburg den Belagerten Hülfsvölker zu; unter diesen zog auch ein Ritter von Klingenberg, von Hohentwiel aus, mit. Sieben Jahre nachher waren auf dem Turnier zu Heidelberg die Brüder Heinrich und Albrecht von Klingenberg, und um dieselbe Zeit war ein Kaspar von Klingenberg Edelknecht.

Doch nun blieb Hohentwiel nicht mehr lange in dem alleinigen Besitzthum der Familie von Klingenberg; diese kam immer weiter zurück in ihren Glücksumständen, und schon im Jahre 1515 mußte ein Heinrich von Klingenberg dem Herzog Ulrich von Würtemberg das Oeffnungsrecht in Hohentwiel zugestehen, dessen sich auch der Herzog in seinen unglücksvollen Zeiten bediente. Nun beginnt für Hohentwiel eine sehr glänzende Periode, indem es von dieser Zeit redlich das Schicksal seiner Herzoge theilte, und eben

dadurch seinen Ruhm weithin verbreitete; denn von nun an sind vieler Großen Augen auf dasselbe gerichtet.

Während Kaiser Karl V das Herzogthum Würtemberg inne hatte, bekam Herzog Ulrich Gelegenheit, Hohentwiel von seinem Diener Hans von Klingenberg an sich zu ziehen. Er ließ im Jahre 1521 mit ihm unterhandeln, daß er ihm sein Schloß mit gewissen Bedingungen übergebe, um dasselbe so lange zu gebrauchen, bis Herzog Ulrich wieder in den Besitz seines Landes und seiner Schlösser käme. Auf zwei Jahre solle er es ihm überlassen; sollte es dann zu einem Vergleich kommen, so wolle er ihm, dem Hans von Klingenberg, sein Schloß Hohentwiel wieder zustellen, und ihm noch dazu 5000 Fl. rheinisch bezahlen, doch daß dem Herzog Ulrich die Oeffnung im Schlosse nichts desto weniger bleibe. Jetzt wolle er ihm 1000 Fl., und so lange er das Schloß habe, ein jährliches Dienstgeld von 400 Fl. geben. Ulrich machte sich ferner anheischig, alles, was er auf Hohentwiel finden würde, dem Klingenberg zu bezahlen, und dennoch alles wieder zurückzugeben, ausgenommen Büchsen, Pulver und Schießgewehre. Bei der Wiedereinlieferung des Schlosses solle dem von Klingenberg nicht abgezogen werden, was Ulrich im Schlosse verbaue; auch versprach Ulrich, ihm seine Güter zu beschützen. Sollte Ulrich aber Hohentwiel im Verlauf dieser Zeit verlieren, so sollten mit ihm seine Erben dem Eigenthümer 20,000 Fl. bezahlen. Auch mußte sich Ulrich verbindlich machen, daß er Hohentwiel nie gegen die Eidgenossen und die Rotweiler gebrauchen, sondern mit ihnen Freundschaft halten

wolle. Die von Augsburg und Schaffhausen sollten die Oeffnung, die sie schon vorher in Hohentwiel hatten, behalten, doch so, daß Ulrich nicht Schaden darunter leide. Dies war der Vertrag, den Herzog Ulrich von Würtemberg mit Hans von Klingenberg schloß, und es unterschrieben sich viele Ritter, z. B. Georg Freiherr von Heuen, Herr zu der hohen Trüaß, Hans von Brandeck, Ritter, Eberhard von Reischach der Aeltere, Max Stumpf von Schweinberg, Heinrich von Neuneck zu Glatt, und alle ihre Erben, auch Bürger, Rath und Gemeinde der Stadt Mömpelgard.

Klingenberg zog nun ab, und Herzog Ulrich nahm Besitz von Hohentwiel; hier wollte er sein und seines Landes Schicksal abwarten. Nach dieser für Ulrich um so vortheilhaftern Begebenheit, da er von diesem Schloß aus einen sehr nahen Weg in sein ihm abgenommenes Fürstenthum hatte, berichtete ihm Hans von Klingenberg: „wie das Geschrei von dem Kontrakt zwischen ihnen beiden schon gar weit auskommen, daher es in der Kürze möchte verhütet werden, daß man mit Proviantirung nicht mehr zukommen könnte, denn dessen sey er gewiß, daß man in den nächsten Städten allen Rath gehabt habe, wie vorzukommen, daß das Schloß nicht gespeißt werde, und man ihn den Klingenberg (der nun dem Herzog diente) überrumpeln möchte.“ Darum legte Ulrich sogleich Max und Friedrich Stumpf, zwei Brüder, mit einigem Volk in das Schloß, und ließ es zur Nothdurft versorgen. Während dieser Anstalten nöthigte Stumpf etliche Fuhrleute, die Wein und

Man schene Leute und sage ihnen meine Meinung, daß ich sie für Schelme halte, und daß ich sie nicht mehr kennen will. Ich habe mich in den Gesichtern der Menschen, in der Gestalt ihrer Augen, in ihrem Lächeln, in ihrem Händedruck, in ihrem Gange, in ihrer Art zu sitzen, zu stehen, zu aufstehen, zu reden, zu schweigen, zu lachen, zu weinen, zu husten, zu niesen, zu schnupfen, zu gähnen, zu essen, zu trinken, zu verdauen, zu scheißen, zu pissen, zu furzen, zu huren, zu ficken, zu schlafen, zu träumen, zu schnarchen, zu sterben, zu verfaulen, zu verderben, zu stinken, zu verwesen, zu verfluchen, zu verdammen, zu verbrennen, zu verbrennen, zu verbrenn

Dorn im Auge seyn, da es so nahe bei Würtemberg lag. Daß der Ritter von Klingenberg sein Schloß dem Herzog eingeräumt hatte, berichtete zuerst Wolf von Honburg, ein Ritter, an den Kaiser, dem es auch sehr mißfiel. Er befahl sogleich, daß die Stadt Tuttlingen und das Schloß Honburg gut versehen werde, und ließ den Ritter von Klingenberg von Gent aus an den kaiserlichen Hof bescheiden, um sich dort darüber zu verantworten, daß er gegen den Vertrag mit der Regierung zu Insbruck sein Schloß Hohentwiel, auf das auch der Kaiser Anspruch habe, dem Herzog Ulrich von Würtemberg des Reiches Aechter und Aberächter übergeben habe. Das Recht, das der Kaiser auf Hohentwiel haben wollte, schrieb sich davon her, daß früher ein Albrecht von Klingenberg dem Kaiser Maximilian eine ewige Oeffnung zu Hohentwiel um 300 Fl. jährlichen Dienstgeldes verkauft hatte. Dies suchte auch nachher König Ferdinand bei dem kadanischen Vertrage geltend zu machen. Den meisten Kummer verursachte Ulrichs Besitz von Hohentwiel dem schwäbischen Bunde, der natürlich von dorther vielen Schaden von dem Herzog befürchten durfte. Es entschlossen sich daher anfangs die Bündischen, selbst einen Zug nach Hohentwiel zu machen, und weil ihnen dieses nachher zu beschwerlich, ja unmöglich vorkam, so machten sie sich an die Schweizer, und suchten durch diese dem Herzog Hohentwiel wieder aus den Händen zu reißen. Die Gesandten kamen auch wirklich in Baden zusammen, und wollten die Eidgenossen bereden: „daß sie sich nicht Herzog Ulrichs, als des schwäbischen Bundes

offnen Feindes, und des Schlosses Hohentwiel beladen möchten." Allein die wenigsten der schweizerischen Gesandten waren hinlänglich von ihren Obern dazu bevollmächtigt, daher die Entscheidung der Sache für jetzt noch verschoben wurde.

Ulrich bekam inzwischen Zeit, sich in Hohentwiel noch besser einzurichten, und als er endlich sah, wie seine Feinde sogar nicht geneigt waren, ihm auf seine wiederholten Bitten sein Herzogthum wieder zu geben, so entschloß er sich endlich, auf sein angebornes Land mit Gewalt der Waffen etwas zu wagen. Er war Bürger von Basel, und wußte sich in dieser Stadt einen Paß für sein Fußvolk zu verschaffen. Mit Macht rüstete er sich in Mömpelgard, viele Ritter und Edle stießen zu ihm, und so zog er von Mömpelgard aus nach Hohentwiel, wo er eigene Büchsen und Stückgießer hielt, die ihm mehrere Stücke gießen mußten; am Ende des Octobers 1524 hatte er in Hohentwiel gegen 500 Mann zu Fuß und zu Roß, daher ihm auch die Edelleute aus dem Hegau schrieben, er möchte sie über seine Gesinnungen gegen sie in Kenntniß setzen. Diese Rüstung erregte bei dem würtembergischen Statthalter große Besorgniß; man machte deshalb auch alle Anstalten, um der Gefahr zu wehren, versuchte sogar, vom Erzherzog Ferdinand einen Erlaubnißbrief auszuwirken entehrende Mittel gegen Ulrich zu gebrauchen, und Leute, die dem Herzog all ihr Lebensglück zu danken hatten, zu bewegen, den Herzog, wenn er von Hohentwiel herab-

ginge, gefangen zu nehmen, welches jedoch der für Recht noch empfänglichere Ferdinand geradezu abschlug.

Die Unterhandlungen mit den Schweizern gingen immer noch fort, und den würtembergischen Regimentsräthen wurde allmählig recht bange bei der Sache, daher noch während der Unterhandlungen der würtembergische Statthalter, Wilhelm Truchseß von Walpurg, an die Statthalter in Insbruck schrieb: „wie von wegen der Uneinigkeiten unter den Knechten zu Hohentwiel solches Schloß um ein gewisses Stück Geld zu des Kaisers und Reiches Handen zu bringen wäre, oder man könnte mit Hans von Klingenberg handeln, daß er das Schloß wieder an sich zöge; es sey Max Stumpf auf Glatt nach Stuttgardt gekommen, und habe ihm angezeigt, wie er neben Hans Thumm von Neuburg von Ulrichen mit Ungnaden abgeschieden sey, und den möchte man, seiner Meinung nach, dahin gebrauchen, daß er mit seinem Bruder Friedrich, der noch auf Hohentwiel liege, handle, ob Hohentwiel nicht um eine Summe Geldes an den Kaiser zu bringen wäre."

Herzog Ulrich, der schon während der schweizerischen Unterhandlungen sich nirgends mehr sicher wußte, war bald da, bald dort: er ging in die Pfalz, nach Lothringen, und endlich, da er keine Hülfe fand, nach Lucern in die Schweiz. Da geschah es, daß der Ritter von Klingenberg noch zu guter Zeit während der Unterhandlungen starb, und seine Wittwe Hohentwiel feil bot. Der Herzog säumte nicht, sich hier mit den Seinigen einen sichern Aufenthalts

ort zu bereiten, er entlehnte Geld, und kaufte das Schloß zum größten Mißfallen des schwäbischen Bundes, der dadurch alle seine Plane, dem Herzog dasselbe aus den Händen zu spielen, vereitelt sah; er mußte es jedoch geschehen lassen. Ulrich aber bot nun alles auf, um sich hier gegen die Bündischen recht fest zu setzen.

Im Jahre 1546, nachdem inzwischen Ulrich glücklicher war, mußte er jedoch wieder Stuttgardt verlassen, und er nahm nun abermals seine Zuflucht zu Hohentwiel; von da aus schickte er Boten an den Kaiser, um diesen wieder zu besänftigen, und im folgenden Jahre wurde wirklich in Hohentwiel der Vergleich unterschrieben.

Nach Ulrichs Tode ließ Herzog Christoph nebst vielen andern Schlössern auch Hohentwiel wieder herstellen; überhaupt hielten die würtembergischen Fürsten Hohentwiel von jeher sehr in Ehren.

Bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs blieb es daselbst ruhig; doch mit dieser Zeit begann für Hohentwiel eine herrliche Periode. Es ist kein Würtemberger, der nicht dem edlen Widerhold auch noch in späten Zeiten mit Achtung und Liebe zugethan ist. Er brachte es von der Stelle eines gemeinen Reiters zu der eines Kommandanten von Hohentwiel; als solcher stellte er dasselbe in den besten Stand, und konnte nach den harten Stürmen dieses blutigen Krieges die Veste seinem Herzog als eine keusche Jungfrau übergeben. Kaum war die Nördlinger Schlacht vorüber, so wurde Hohentwiel sogleich von den Kaiserlichen belagert. Im Jahre 1634 hatte Herzog Eberhard von

Würtemberg Hohentwiel mit allem Nöthigen versehen lassen. Widerhold ließ von allen Orten her, sie mochten gehören wem sie wollten, Vorrath hinauf bringen, nur die Eidgenossen verschonte er; dagegen ließ er die beiden Burgen Hohenkrähen und Mägdberg abbrennen. Hier fand er auch Gelegenheit, gegen 30 Wagen, die man nach Zell am Bodensee führen wollte, zu erbeuten. Zu gleicher Zeit machte er einen Anschlag auf den Bischof von Konstanz, der sein Jägermahl zu Bollingen hielt; dieser entrann noch kaum, ließ aber sein Leibpferd und Silbergeschirr in Widerholds Händen. So suchte Widerhold sein ihm anvertrautes Kind auszustatten. Im Jahre 1635 sollte General Oßa durch Vermittlung der Schweizer und des Grafen Max von Pappenheim Unterhandlungen mit Hohentwiel eingehen. Weil ohnehin der Friede von Prag nahe war, so ließ der Herzog Widerholden auffordern, die Feindseligkeiten einzustellen. Nun schickte zwar dieser seine Abgeordneten nach Schaffhausen, allein er erklärte, ohne des Herzogs bestimmteren Befehl nichts entscheiden zu können. Nun wurde Hohentwiel belagert, und man zerstörte eine Mühle, deren sich die Belagerten bedienten. Allein nun ließ Widerhold auf dem Schlosse Hand- und Roßmühlen verfertigen, und den Eidgenossen sagen, Hohentwiel stehe unter dem Schutze Frankreichs, sie möchten daher als Bundesgenossen Frankreichs darauf dringen, daß die Belagerung aufgehoben würde. Allein die Oesterreicher zeigten keine Lust dazu, und zerstörten vielmehr dem Unterhändler Max von Pappenheim zum Dank seine Güter. Obrist Vizthum

machte die Belagerung nun ernstlicher, und ließ Geschütz auffühven. Hohentwiel war in um so bedenklicheren Umständen, als auf dem Schlosse die Pest ausbrach und viele Soldaten wegraffte. Darum ließ der Herzog unterhandeln, daß man Hohentwiel in Ruhe lassen solle; während der Unterhandlungen aber suchte man sich desselben auf eine andere Art zu bemächtigen. Der Hofmeister der Erzherzogin Klaudia erschien vor Hohentwiel, um mit Widerhold sich darüber zu verständigen, daß er dasselbe der Erzherzogin überlassen sollte. Allein Widerhold schlug es rund ab, zumal da Pappenheim dem Herzog erklärt hatte, er solle Hohentwiel nie aus den Händen geben, denn von hier aus wolle er mehr Land erobern, als der Herzog verloren habe. Widerhold beschloß nun, mit Gewalt seiner Feinde los zu werden; allein Vizthum merkte es, und ließ stark feuern. Widerhold dagegen machte einen Ausfall nur mit 12 muthigen Reitern, und jagte damit die ganze feindliche Reiterei aus ihrem Wachthause. So erzwang er einen Waffenstillstand, den er sehr weislich zur Ausbesserung von Hohentwiel benutzte. Ein Jahr darauf, im J. 1637, erfuhr Widerhold durch ein Zeitungsblatt, daß der Herzog von Würtemberg Hohentwiel übergeben solle; er suchte diesem dadurch vorzubeugen, daß er sich mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der eben in Frankfurt war, in ein Bündniß einließ; sie wurden darüber eins, daß Hohentwiel dem Herzog von Weimar und dem von Würtemberg zugleich angehören solle. Weil der letztere kein Geld mehr hatte, so versprach Herzog Bernhard Widerholden nicht

nur eine bedeutende Summe Geldes, sondern ließ ihm auch bezahlen, was er bereits aus eigenen Mitteln für Hohentwiel gethan hatte, versprach auch dem Herzog noch andere Vortheile. Dagegen sollte Bernhard die vollkommene Macht über Hohentwiel haben, und Widerhold sammt seiner Besatzung in seinen Diensten stehen. Dieser Vergleich rettete dem Herzog seine Veste. Ehe nämlich der Kaiser mit dem Herzog unterhandeln wollte, sollte Hohentwiel übergeben werden; der Herzog begab sich inzwischen zu dem Markgrafen Wilhelm nach Baden, um von dort aus bald persönlich in Stuttgardt erscheinen zu können. Er schickte einen Abgeordneten an Widerhold, mit dem Befehl, dem [illegible] ist Vizthum seine Veste zu übergeben. Jetzt kam erst der Vertrag mit Herzog Bernhard an den Tag, und wie Widerhold erst vor kurzem weimarische Reiter aufgenommen habe. Widerhold erklärte, sowohl Schweden als Würtemberg sey er die Erhaltung von Hohentwiel schuldig, und er übergebe es nicht. Jetzt setzte er gegen einen früher geschlossenen Vertrag die ganze Umgegend in Kontribution. Selbst die Vorstellung: daß durch seine Weigerung die Zurückgabe des Herzogthums verzögert werde, die Ehre des Herzogs und seine eigene Ehre darunter leide, konnte Widerholden nicht zur Uebergabe bewegen. Eben so standhaft blieb auch die Besatzung. Der Herzog ließ sich daher bei dem Kaiser entschuldigen, und beklagte sich sogar bei ihm über Widerhold.

Den 8. Juli 1639 starb Herzog Bernhard von Weimar, und man wollte, was jedoch unwahrscheinlich ist,

sogar behaupten, er sey darum vergiftet worden, weil er mit Ursache war, daß Hohentwiel nicht übergeben wurde; denn gleich darauf erinnerte man den Herzog Eberhard, er möchte es jetzt versuchen, ob Widerhold nicht gegen billige Bedingungen Hohentwiel übergebe. Dreimal schrieb der Herzog an Widerhold sehr dringend, er möchte doch mit der Uebergabe nicht mehr zögern, weil inzwischen der Kaiser zur Versicherung seiner Treue die Festung Aschberg besetzt halte. Allein Widerhold antwortete: er stehe in iesem Augenblick im Dienste des ganzen würtembergschen Fürstenhauses, dem er Hohentwiel nicht entziehen dürfe. In dem letzten Briefe schrieb der Herzog ein eignes Postscript, worin er den Widerhold noch einmal bat; allein vermuthlich hatte das Postscript die Zeichen nicht, die Widerhold mit dem Herzog verabredet hatte, er achtete also nicht darauf. Die Belagerung wurde fortgesetzt, und am 12. August 1639 warf man Granaten in die Veste, jedoch ohne bedeutenden Schaden. Doch hatten es die Feinde endlich dahin gebracht, daß sie den Vorhof beinahe in ihren Händen hatten, weil dieser nur mit Pallisaden befestigt war. Da stürzte Widerhold mit seinen muthigen Reitern wie ein angeschossener Eber aus der obern Veste herab, und jagte den Feind mit großem Verlust für den letztern zurück. Bei dieser Gelegenheit soll auch eine verkleidete Frau von Hohentwiel sich in die Besatzung gemischt, und einen Baiern, der sie schon verwundet hatte, dennoch entwaffnet und sein Gewehr nach Hohentwiel gebracht haben. Nach drei Monaten zogen die

Feinde wegen des eingetretenen üblen Wetters ab, und ließen nur ein Reiterregiment vor Hohentwiel, um dasselbe blos einzuschließen. Als Widerhold sah, daß die Zurückgebliebenen in einer nahe daliegenden Kelter den Tag hindurch bei einem großen Feuer Wacht hielten, des Nachts aber die Kelter verließen, so ließ er eine große Granate mit vielen Schlägen bei Nacht in der Kelter eingraben, die des andern Tages durch das von den Feinden wieder angezündete Feuer in Brand gerieth, und eine große Anzahl derselben mit der Kelter in die Luft sprengte. Der Kaiser schien endlich selbst ermüdet zu seyn, und weil er befürchtete, Widerhold möchte Hohentwiel an Frankreich übergeben, so schrieb er an den Herzog, daß, wenn Widerhold auch dem Herzog dasselbe nicht einhändigen *wolle*, er ihn doch bewegen möchte, daß er es nicht Frankreich gebe. Eine Abtheilung Kroaten mußte nun eine Zeitlang Hohentwiel bewachen; doch auch das hörte bald auf.

Im Jahre 1640 drang die Erzherzogin Klaudia abermals auf die Belagerung von Hohentwiel, weil sie hoffte, dasselbe für sich zu gewinnen; sie hatte einen spanischen General an ihrem Hofe, der sich der Herzogin mit Uebernahme der Belagerung angenehm machen wollte; mit 2000 Mann zog er vor Hohentwiel. Allein schon auf dem Wege dahin hatte er das Unglück, daß ein von ihm zur Erkundigung ausgesandter Obrist nebst vielen Reitern von Widerhold aufgefangen wurde. Er wollte mit Widerhold unterhandeln, allein dieser antwortete ihm mit seinem Geschütz; bald kam ein weimarischer Obrist ihm zu Hülfe. Sie

brachten den Spanier in eine nicht geringe Verlegenheit, die sie benutzten, und ihm ein mörderisches Blutbad anrichteten.

Widerhold verfolgte den Feind, nahm das Schloß Staufen, wohin sich Viele gerettet hatten, mit Sturm, und kam beladen mit Beute nach Haus.

Im Jahr 1641 stand Obrist Neuneck vor Hohentwiel, und später erschien auch General Sparre davor. Er wollte es zuerst auf dem Wege der Unterhandlung versuchen; als dies mißlang, so wurde es Ernst. Die Feinde hatten bereits den Vorhof, und hofften, in 3 Wochen vollends des Ganzen Meister zu werden. Allein Widerhold jagte sie wieder heraus, und suchte ihnen bald durch Ausfälle, bald durch Kriegslist zu schaden. Unweit von Hohentwiel war ein Acker mit Erbsen und Rüben bepflanzt, den sich die Feinde zu Nutz machten. Sobald dies Widerhold sah, so steckte er einmal viele mit Bändern gezierte Hüte in denselben, und an diese ließ er Feuerschlösser anbinden. Als die Feinde an den Hüten zogen, so wurden sie meistens getödtet. Auch ließ Widerhold Soldaten in das Gebüsch verstecken, die mit großen Angeln die vorübergehenden Reiter von den Pferden zogen. Endlich wollte Sparre die Veste untergraben; allein inzwischen hieben sich mehrere Reiter Widerholds durch, und riefen die Schweden herbei, die endlich vom Elsaß herüber kamen. Als sie Widerhold herkommen sah, kam er mit den Seinen herab, und so nahmen sie den Feind in ihre Mitte, und hieben zusammen, was nicht entkommen konnte. Mundvorrath und Geschütz

fiel in Widerholds Hände, und Sparre, der sich geri
hatte, in drei Monaten Meister zu seyn, mußte abzie
Hohentwiel litt bei dieser Belagerung keinen großen S
den, nur eine Feuerkugel erreichte den Hof des Schlo
lief einer Thüre zu, stieß sie auf, und nahm die ha
Wendeltreppe eines Thurmes mit.

Ein Jahr nachher machte Widerhold von Hohentw
aus einen Streifzug bis nach Ueberlingen, wo er wied
Wein und andern Vorrath sich geben ließ, ein Kloster da
selbst bot ihm Kontributionsgelder an, allein er wollt
nichts, als eine Orgel, die ihm zu der auf Hohentwiel vo
ihm erbauten Kirche noch fehlte. Im vorigen Jahrhun
dert war diese Orgel daselbst noch zu sehen; überhaup
wurde die Kirche von lauter feindlichen Gütern gebaut,
und den 26. November 1645 mit dem Eintritt in ein
neues Kirchenjahr eingeweiht. Ein Jahr vorher wurde
abermals wegen der Uebergabe von Hohentwiel Unterhand
lungen angeknüpft, und endlich dasselbe noch ein Ma
belagert, jedoch wieder vergeblich. Im Jahre 1646 drang
man bei Eberhard auf Schleifung der Veste an, allein
diesem widersetzte sich Alles. Endlich suchte man Wider
holden durch die glänzendsten Versprechungen zu bewegen,
da gab er die stolze Antwort: er begehre seinem Herrn
treu zu dienen, und hoffe durch Hohentwiel dem Fürsten
hause sein Land zu erhalten, und erkläre hiemit, wie man
in diesem Lande hause, er dafür furchtbare Rache nehmen
werde an den ihm nahe gelegenen österreichischen Be
sitzungen.

Endlich durch den westphälischen Frieden wurde es ruhig, und der ehrwürdige ergraute Held zog herab von Hohentwiel, um nach den härtesten Stürmen Hohentwiel seinem Landesherrn als eine noch keusche Jungfrau zu übergeben. Am 11. August 1650 ließ der Herzog in der Stiftskirche zu Stuttgardt eine Dankpredigt deswegen halten; auch wurden Münzen darauf geprägt. Auch noch im Jahre 1671 gelüstete Oesterreich nach Hohentwiel, allein so lange Widerhold noch da war, war nichts anzufangen; im Jahre darauf, als an den Herzog von Würtemberg der Befehl erging, er möchte sich in Kriegsverfassung gegen Frankreich setzen, so reiste er selbst mit seinen Leuten nach Hohentwiel, wohin er auch den Bischof von Konstanz und und den Markgrafen von Baden beschieden hatte. Hier legte nun der dreiundsiebenzigjährige Widerhold sein Amt nieder, und au seine Stelle kam ein Rittmeister Roth als Kommandant von Hohentwiel. Er ging nach Kirchheim an der Teck, nachdem er von dem Herzog belohnt worden war; hier machte er sehr beträchtliche Stiftungen, und gab seinen Heldengeist auf. Durch seine Stiftungen ruht sein Andenken noch allezeit im Segen.

Im Jahre 1705 wurde Hohentwiel von den Franzosen besetzt, aber auch sie konnten nichts ausrichten. Desto mehr aber erfuhren sie ein Jahrhundert nachher, daß der Geist Widerholds von Hohentwiel gewichen war; ohne Noth übergab der damalige Kommandant dasselbe an die Franzosen, die es so lange inne hatten, bis sich ihr Kriegsglück wandte. Zum Abschied ließen sie Hohentwiel spren-

geh, so daß jetzt nur noch einzelne Trümmer da stehen; auf dem obern Theile der Festung stehen einzelne Giebelseiten, und mahnen den Wanderer, der unten im Thale vorübergeht, an eine kräftige Heldenzeit zu denken. Der ehemalige Vorhof hat jetzt noch diesen Namen, und er zeigt noch einzelne Parthieen von Mauern und alten Gebäuden. Wer sich die Mühe geben will, hinaufzusteigen zu den Ruinen, die hoch in den blauen Lüften stehen, der wird noch überdies belohnt durch eine himmlische Aussicht auf den Bodensee, hinter welchem sich die mächtigen Gebirge Tyrols und der Schweiz erheben. Wie spitzige Nadeln erheben sich einzelne Felsen, auf denen noch die Ruinen alter Ritterburgen stehen, und eine unzählige Menge von Städten und Dörfern vermehrt den Reiz dieser Aussicht, die nicht leicht ihres Gleichen hat.

* * *

Benutzt wurden bei dieser Arbeit, nebst mündlichen Nachrichten, folgende Werke:

Die gewöhnlichen Chroniken von Krusius, Steinhofer, Naucler und das Gabelcoverische Manuscript. Münster's Kosmographie. Gerbert's Historia nigrae silvae. Esenwein's Lobspruch von Hohentwiel, Tübingen 1650. 4. Vorzüglich Eckehard de casibus monasterii St. Galli, in Goldast's Script. rerum allemann. Sattler's Beschreibung des Herzogthums Würtemberg. Rebstock's Beschreibung von Würtemberg. Sattler's Geschichte der würtembergischen Grafen und Herzoge. Die Schweizerchroniken von Tzschudi

und Stumpf. Eine Abhandlung in Wegelin's Thesaurus rerum suevicorum. Claß politische Landes- und Kulturgeschichte von Würtemberg. Pfister's Geschichte von Schwaben. Wirz helvetische Kirchengeschichte, 1ster Band, und Ildefons von Arx Geschichte von St. Gallen.

In Merian's Topographie von Schwaben sind zwei Ansichten von Hohentwiel in seinem ehemaligen Zustande.

Carl Jäger.

Die Ruinen von Hohentwiel, die ich im Jahre 1814 sah, geben ein zu schönes Bild, als daß sie nicht schon oft Gegenstand der Darstellung für Künstler geworden seyn sollten, worüber mir aber nichts Näheres bekannt ist. Nur die kleine Abbildung kann ich hier anführen, welche von Imhof gezeichnet und von Adam gestochen, als Titelkupfer vor G. v. Schultes Skizze einer Wanderung durch einen Theil der Schweiz und des südlichen Deutschlands, Bamberg 1820. 8., sich befindet.

F. G.

156.

Frankenstein

an der Bergstraße, im Großherzogthum Hessen.

Selbst um die Zerstörung hat des Segens
Arm sein grünendes Panier gepflanzet,
und die Büsche jauchzen in der Sonne
goldnen Strahlen, und der Eppich, schlingend
dort sich um die Mauern, glänzet weithin.

C.

Brantwein.

Der Brantw ein aus Kartoffeln, der am Rectificir-Apparate 50 Grad stark gezogen worden, wird mit gleichen Theilen von Wasser, als Brantwein, der Brantwein aber mit gleichen Theilen von Wasser, als Liqueur, verdünnt. Beide, sowohl der gebrannte Geist selbst, als auch der Brantwein, müssen vollkommen klar und rein, ohne alle Unreinigkeit und einen guten Geschmack haben. Ist dieses der Fall, so kann es bei dem Brantwein-Brennen nicht fehlen, und es wird dann der Brantwein auch gut oder brauchbar sein können. Brantwein-Brennen, worauf in Deutschland so viele Zeit und Kosten verwendet werden, kann, so wie anderes Ding weiter, auch in Amerika getrieben werden, und es ist nicht zu zweifeln, daß es auch da gut gerathen werde, wo es nur einigermaßen mit Sorgfalt betrieben wird. Ich will hier nur noch einige Worte über die Destillirung des Brantweins sagen, um es verständlich, dem Schauer wegzuthun, dem

sich zu laben. Hier sieht man die Thürme von Mainz, die Rheinbrücke, die Kirche von Hochheim und weit ins Rheinthal hinein, den Donnersberg mit seinem gigantischen Rücken und den Rhein in seinem langen Laufe durch gesegnete Erdstriche; näher, Darmstadts schönern Theil, und dicht unten, das Dorf Eberstadt mit seinem seltsamen Kirchthurme.

Vor solchem Bilde weilt man gern und lang, besonders, wenn man es, so wie hier, mit Behaglichkeit im kühlenden Schatten überschauen, ruhig alle seine Theile genau betrachten kann und immer von neuen Entdeckungen dabei festgehalten wird.

Bedeutend noch sind die Ruinen Frankensteins und geben ein schönes Bild der alten Zeit. Durch einen Thorbogen tritt man in den Vorhof. Hier steht rechts ein, 1756 erst erbautes Haus, das ein Förster bewohnt, und daneben seine Oekonomiegebäude hat, auf Grundmauern alter Gebäude errichtet. Links steht ein kleines altes Gebäude, in Urkunden die alte Kapelle genannt, erbauet und dotirt in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts von Junker Georg Oswald von Frankenstein. Nur wenige Spuren zeigt sie von ihrer ehemaligen Bestimmung, denn sie ist jetzt zum Stalle profanirt. Gerade aus steht der noch gut erhaltene, viereckige, hohe Pfortenthurm, mit halb zugemauertem Eingange, über welchem das Frankensteinische Wappen eingemauert ist, dessen Form schon das hohe Alter des Thurms beurkundet. Nur drei Seiten hat dieser Thurm, nach der vierten, der Südseite, war er nie

zugemauert, was man ganz deutlich noch an den geregelten Schlußsteinen auf beiden Seiten sieht. Er war der Pforten- oder Brückenthurm. Nach dem Vorhofe zu war eine Zugbrücke, und wenn man durch ihn durchgegangen war, führte eine steinerne Brücke über den tiefen Zwinger in den innern geräumigen Burghof, wo sich zu beiden Seiten feste Mauern an ihn anschlossen.

Im Burghofe erblickt man eine gewaltige Masse von Ruinen früherer und neuerer Gebäude, ein Bild großer Zerstörung. Wild und schauerlich ist unter einem großen Kellerbogen, tief unter der Erde, der Eingang in das Burgverließ. Eng, dunkel und felsenfest ist das schreckliche Behältniß, worin man noch Ringe eingemauert findet zur Befestigung der Ketten der Eingesperrten. Ueber ihm sind mehrere Gewölbe, auch Kerker, doch nicht so schrecklich als jenes. Alle diese Kerker enthält der viereckige Thurm, der auf dem Titelkupfer dieses Bandes zu sehen ist. Er ist seiner ganzen Bauart nach weit älter als die übrigen Schloßgebäude, wenigstens seinem untern Theile nach, was man deutlich noch sieht. Dahin deutet auch die an ihm eingemauerte Steintafel, denn von dieser an und mit ihr fängt der neuere Bau nach oben zu, an. Auf dieser Tafel steht: Anno domini 1528 Zu Gott steht meine Treue. — Noch höher ist in einem Fensterbogen die Jahrzahl 1527 eingehauen und in der Mitte des Bogens sieht man eine Figur wie ein Zweig, die aber schwer zu erkennen ist. Neben dran zeigt sich ebenfalls eine unkenntliche Figur, einer Lilie nicht unähnlich, vielleicht eine

Anspielung auf altfränkisches Eigenthum, oder auf den Namen Frankenstein. Philipp von Frankenstein, welcher um diese Zeit lebte und den neuern Theil der Burg erbauete, hat also wahrscheinlich auch den Thurm erhöht und durch jene Jahrzahlen seine Baue beurkunden wollen. Auch ein noch gangbarer Brunnen ist im Burghofe.

Auf dem Ilbeskopfe, einer Anhöhe gegen Süden, hat man die schönste Uebersicht der Burg. Hier übersieht man die ganze Masse des Alten und Neuen, wie es sich in Eintracht mit einander verbindet, wie die Mauern grün bewachsen, hier und da mit Gesträuch geziert sind und am Ende die schöne Linde auf ihrer runden Terrasse, Ruhende beschattet.

Die Burg Frankenstein ist sehr alten Ursprungs und war, nebst den dazu gehörigen Dörfern, Niederbeerbach und Dunkelbach, Reichslehn, mithin ursprünglich königlich fränkisches Eigenthum. Dies deutet schon der Name an. Denn Frankenstein heißt nichts anders, als: der Franken Veste, erbauet von Franken für ihre Könige zum Aufenthalt bei der Jagd. Die fränkischen Könige und Kaiser besaßen überhaupt manch anderes schöne Eigenthum in dieser Gegend, das nach und nach da- und dorthin verschenkt ward, und so mag auch Frankenstein einer Ritterfamilie zuerst als Burgmann-, dann als Mannlehn erblich verliehen seyn, die den Namen davon erhielt.

Die Besitzer des Frankensteins stehen, wie urkundlich und auch durch ihre Wappen zu beweisen ist, in keiner verwandtschaftlichen Verbindung mit Familien gleiches Na-

mens, die es in Hessen und im Hennebergischen gab, deren Sitze bei Salzungen und am Rhein noch zu sehen sind. Sie werden aber von ältern Chronisten, und auch von neuern, oft mit einander verwechselt. Ihr Ursprung liegt sehr im Dunkeln. Als erster gewisser Besitzer erscheint Friedrich von Frankenstein, der um's Jahr 1329 lebte.

In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts lebten auf Frankenstein zwei Stämme dieses Geschlechts: die Ritter Konrad nebst seinem Bruder Hans der alte, und die Ritter Philipp und Hans der junge, auch Brüder. Jeder Stamm hatte seine eigne Wohnung im Innern der Burg und die Oekonomiegebäude theils im Zwinger, theils im Vorhofe. Alles übrige, was zur eigentlichen Veste gehörte, war beiden Stämmen gemeinschaftlich. Wie nun aber solche Gemeinschaft gewöhnlich zu Streitigkeiten führt, so auch hier. Konrad hatte sich ein Haus in der Burg erbaut, und dabei versehen, daß dadurch die Zinnen und das Gewehr, oder der obere Gang rund um die Festungsmauer, zum Theil bedeckt wurden. Daraus entstand Streit zwischen beiden Stämmen, der durch ein Austrägalgericht im Jahre 1467 förmlich geschlichtet werden mußte, wobei jedem sein Eigenthum genau bestimmt ward. Hundert Jahre später hob aber der Streit von neuem und heftiger wieder an. Ein abermaliges Austrägalgericht mußte wieder Frieden stiften, worüber ein eigenes Friedensinstrument von einem Notarius aufgenommen ward.

Außer diesen beiden Stämmen bestand noch ein dritter, die Nachkommen von Ritter Hans dem jungen. Ob auch

dieſer auf Frankenſtein wohnte, iſt ungewiß. Der Sohn dieſes Hans, Jörg von Frankenſtein, erſcheint 1525, als oberſter Befehlshaber des bewaffneten Landvolks in der Obergrafſchaft Katzenellnbogen, als dieſe von den Spaniern heimgeſucht ward. Sein Sohn Philipp, der 1568 ſtarb, iſt in der Kirche zu Niederbeerbach, wo das Erbbegräbniß der Familie war, beerdigt. Viele ihrer Grabſteine ſind da noch zu ſehen. Unter ihnen iſt der des Georg von Frankenſtein, der 1531 ſtarb, beſonders brav gearbeitet. Der Ritter ſteht darauf, in Lebensgröße, geharniſcht, mit Schwerdt und Streithammer verſehen. Er tritt auf einen Lindwurm, der den Rachen gegen ihn öffnet, den Schweif um das linke Bein des Ritters feſt ſchlingt und mit der Pfeilſpitze deſſelben berührt er deſſen Knieſchienen. Engel ſchweben über dem Haupte des chriſtlichen Kämpfers, krönend ihn mit der Siegeskrone des Himmels. Dieſes myſtiſch religiöſe Bild hat folgende Sage erzeugt.

Ein Lindwurm, groß und ſchrecklich, habe ſich in einer Felſenhöhle bei Frankenſtein gelagert und Kinder und Vieh geraubt. Alles ſeufzte nach Erlöſung von dieſem Ungethüm und Niemand wollte das Wagſtück unternehmen. Endlich that dies der Ritter Georg. Gewaffnet und gepanzert, wie ihn ſein Grabſtein darſtellt, trat er in die Höhle. Muthvoll ſchlug er es mit dem Streithammer nieder und betäubt lag es hingeſtreckt. Da trat er auf das Unthier, mit dem Schwerdte den Todesſtoß ihm zu geben, als es von der Betäubung ſich etwas erholte, den geöffneten Rachen ihm entgegen ſtemmte, mit ſeinem giftigen Pfeilſchwanze durch

die sich etwas öffnende Knieschiene in das Fleisch des Ritters stach und ihn so tödtlich verletzte. Zwar glückte es dem Ritter, den Drachen vollends zu tödten, aber er wurde auch das Opfer seiner That und starb.

Wahrscheinlich sollte es eine Schmeichelei des Bildhauers seyn, diesen Ritter Georg im Tode so darzustellen, wie dessen Namensvetter den Ritter Georg des 4ten Jahrhunderts, dem die angefabelte Tödtung des Lindwurms zum Heiligen erhob, dargestellt wird, sonst läßt sich kein Erklärungsgrund finden. Und daß nun auch von dem Georg von Frankenstein dieselbe oder doch eine ähnliche Fabel wie von jenem erzählt wurde, war natürliche Folge in damaliger Zeit.

Die eine der Frankensteiner Linie starb 1602 aus. Der letzte Zweig derselben, Philipp Ludwig, 21 Jahre erst alt, stürzte auf dem Wege von Frankenstein nach Seeheim, mit Wagen und Pferden in einen Abgrund und kam elendiglich um. Die Stelle, wo dies Unglück geschah, heißt noch jetzt das Kutscherloch. Seine untröstlichen Eltern ließen ihm ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor in der Kirche zu Niederbeerbach errichten, das späterhin verstümmelt und neuerlich gar mit dicker grauer Oelfarbe überstrichen wurde.

Der andere Stamm der Frankensteiner blüht noch jetzt. Ein Glied desselben, Johann Philipp Anton Christoph, war von 1746 bis 1753 Fürstbischof in Bamberg.

Durch den dreißigjährigen Krieg, und durch die dadurch entstandene Hungersnoth und Pest, wurde die Gegend,

wo Frankenstein liegt, in das schrecklichste Elend versetzt. Menschenleer wurde das Land, unsicher die Straßen, unangenehm der Aufenthalt auf der Burg. Selten waren daher die Frankensteiner daselbst. Um diese Zeit kam der von Hessen-Darmstadt längst gehegte Wunsch, die Herrschaft Frankenstein mit der Obergrafschaft Katzenellnbogen zu vereinigen, in Vollzug. Landgraf Ludwig VI kaufte von den Frankensteinern die reichslehnbare Burg Frankenstein mit der Hälfte von Eberstadt, fünf Dörfern und der Lehnschaft über das damals von Wallbrunnsche Dorf Horhol, für 88,000 Gulden, im Jahre 1662. Die andere Hälfte von Eberstadt hatte er schon früher für 21,000 Gulden von den Grafen von Schönburg erkauft.

Nun verschwand die Familie Frankenstein ganz aus dieser Gegend und nahm ihren Aufenthalt am Rhein, in Franken und in der Wetterau. Ihr Stammsitz verfiel von dieser Zeit an.

Da Frankenstein ein Reichslehn war, so mußte auch beim Kaiser um die Belehnung nachgesucht werden. Kriegsunruhen verzögerten dies bis 1682, wo sie erfolgte. Außer dieser kaiserlichen Lehnschaft kannte man in ältern Zeiten aber noch einen Lehnsverband auf Frankenstein, der einzig in seiner Art ist und deshalb hier einer Erwähnung verdient.

Rühmlich war es dem deutschen Manne der Vorzeit, mit Männern sich zu schlagen, aber nichts galt ihm für schmählicher, als Schläge dem Manne von einer Frau. Dies war Schande und Beschimpfung dem ganzen männ-

lichen Geschlechte, und so bestrafte man es auch. Inzwischen mag (sehr sonderbar) dieses Verbrechen, von Weibern an Männern verübt, früherhin nicht so selten in Darmstadt und der Umgegend gewesen seyn, denn diese Stadt wagte jährlich zwölf Malter Korn daran, um stets ein Mittel bei der Hand zu haben, die garstigen Weiber zu züchtigen, die sich an ihren Herren und Gemahlen vergriffen hatten. Diese 12 Malter Korn nebst 2 Gulden und 12 Albus an Geld, bezogen die Herren von Frankenstein unter dem Namen des Eselslehn zu Bessungen; dafür mußten sie, auf Erfordern der Stadt, durch einen besondern Boten einen ihrer Esel von dem Schlosse Frankenstein schicken, auf welchem die undeutsche Frau, die ihren Mann geschlagen, nach Urtheil und Recht durch die Stadt reiten mußte. Der Esel hatte auch seinen Führer und Begleiter, dieser war jedoch nach Umständen verschieden. Hatte die Frau durch hinterlistige Bosheit, ohne daß er sich wehren konnte, den Mann geschlagen, so führte den Esel der Frankensteiner Bote: war aber der Mann in offener ehrlicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußte er, wie billig, den Esel selbst leiten.

Im Jahre 1536 schrieben Burgermeister und Rath zu Darmstadt an „ihre Ehrenvesten besonders guten Freunde, die Herren von Frankenstein, daß sie etliche Burger unter sich hätten, die sich ungebürlich und übel gehalten haben, daher sie willens seyn, solche nach altem Herkommen und Gebrauche zu strafen. Dieweil nun zu solcher Strafe die von Frankenstein oder ihre Lehenträger (Afterlehenträger)

des Eſelslehn halber einen Eſel oder Eſelinn ſtellen müſſen, ſammt einem Mann dazu geſchickt; als ſey ihr freundlich Geſinns und Begehren, die Herrn von Frankenſtein wollten ihnen uff den Aſchermittwochen zunechſt ſolchen Eſel ſammt den Mann zu früher Tagszeit zuſchicken, damit ſie an ihrer Sachen und Fürnehmen ongehindert bleiben möchten." (Wenk's heſſ. Geſch. I. 519.) Damals ſollten alſo Männer, ihres ungebührlichen übeln Verhaltens wegen, geſtraft werden. Worin dies üble Verhalten eigentlich beſtanden, und ob die Männer etwa deswegen geſtraft wurden, weil ſie ihre Weiber mißhandelt hatten — iſt nicht bekannt. Uebrigens war dies das erſte und letzte Mal nicht, daß man den Frankenſteiner Eſel zur Beſtrafung böſer Männer requirirte, daher auch die Herren von Frankenſtein ſich proteſtando zu verwahren für nöthig fanden, indem ſie den Eſel nur zur Beſtrafung böſer Weiber, die ihre Männer geſchlagen, zu ſtellen verbunden ſeyn, wie auch, daß der Eſel zu Eberſtadt von den Darmſtädtern abgeholt werden müſſe. Sonach forderten auch die Schultheiſen und die Schöffen des böſen Hunderts (des ſtrengen Polizei-Senats) in Darmſtadt in einem Schreiben an Junker Hans von Frankenſtein und deſſen Bruders Georg Kinder, nur für letztern Fall den Frankenſteiner Eſel. „Es hat ſich (ſo ſchreiben ſie nämlich im Jahr 1538) „by vnſern Nachbauern zu Darmſtadt Zweidracht, Zanck, „Uneinigkeit zwuſchen etlichen vbermutigen, ſtolzen vnd „boſſen Weibern erhaben, die ſich haben uffgeworffen gegen „iren Manern, vnd haben ſie vnterſtanden, ihre Maner

„zu

„zu schlagen, vnd deren etliche das vollbracht haben. Sol-
„licher gewalt, Frebel vnd Uebermuth ist wider ein ganzen
„Samlung einer gemein, auch sunderlich wider das Burgck-
„lehen vnd das böse Hundert, vnd dieweil es dann in
„vnser straff so hart vervallen ist, vnd was in keinem
„wegk will geburen nachzulaßen, dann wir zu Darmstatt,
„nehmlich das böse Hundert, von ewer feste, als von wegen
„des Burgcklehen sein dazu eingesetzt vnd verordnet, soli-
„ches zu straffen, mit hilff vnd bystand nach vermegen und
„wegen eweres Burgcklehens, so ist vnser ernstlicher fur-
„satz, dieselben zu straffen, bit vnd ansinnen, ewere feste
„vns zu hilff zu kommen nach altem herkommen mechen,
„als mit dem eesel vnd den man daruff zu schicken, vnd
„wolt vnß nit sümen oder verhindern, sunderlich den eesel
„uff neste dinstag mit dem man zu schicken, so wollen wir
„vff genannten dinstag morgen fru vnsern statboden zu
„vch schicken, der sol den eesil vnd den man geleiden gein
„Darmstadt, do wirt er futer vnd mal haben, vnd wan
„wir in gebrauchen in vnsern noten, so wollen wir in ewer
„feste wider mit vnsern stadtboden heimgeleiden on ewern
„kosten vnd schaden, dan wir konnten es nit vngestraft las-
„sen, uff daß das vbermuthig, stolz und bose weibesgewalt
„mag vnverdruckt werden, vnd nit weiter inreißt. Das
„soll vns ewer Veste zu verdienen mit wilen allezeit spiren
„bereit zu sein. Datum uff der herrn vastnacht im
„jar XXXVIIJ.

„Schultheis und schöffen des bösen Hunderts zu
„Darmstadt." —

Digitized by Google

Noch im Jahre 1588 forderte, um der nämlichen Ursache willen, der fürstliche Keller zu Darmstadt den Esel von Frankenstein, mit dem Bemerken, daß diesen die Herren von Frankenstein nicht allein nach Darmstadt, sondern auch im Nothfalle nach Pfungstadt, Niederramstadt und andern Orten der Umgegend zu schicken verbunden, dagegen aber die Darmstädter selbigen zu Eberstadt abzuholen nicht verbunden wären. Alles dieses widerlegte in einem Schreiben der Ritter Ludwig von Frankenstein, und glaubte um deswillen auch den Esel verweigern zu müssen, weil die Gemeinde Bessungen ihm bereits über 100 Malter Korn, vom Eselslehn fällig, schuldig wäre.

Nach Aussage alter Bürger in Darmstadt, im Jahre 1587, ist während ihres Gedenkens die Strafe mit dem Esel an bösen Weibern sowohl als an Männern, öfters vollzogen worden. Nach ihrer Aussage wurde dabei jederzeit ein öffentliches und sehr feierliches Gericht auf dem Marktplatze gehalten, und dann erst nach Urtheil und Recht die Strafe vollzogen.

Daß diese in der Folge aufgehört habe, lehrt uns das Stillschweigen der Akten in späterer Zeit. Aber auch davon sagen sie nichts, ob etwa der Frankensteiner Esel eine ernstliche Besserung der bösen Weiber bewirkt, oder ob seit dieser Zeit mit Verfeinerung der Lebensart auch die Kampfhitze von Seiten der Weiber sich verdampft und verflüchtigt und jene Strafe völlig überflüssig gemacht habe? — Genug, es hat gegenwärtig keiner der beiden Esel, die sich jetzt auf Frankenstein befinden und sehr sanftmüthig

Digitized by Google

und gesellig sind, die Ehre, zur Bestrafung böser Weiber oder Männer in Darmstadt gebraucht worden zu seyn. Zeigt sich aber nicht bei diesem Eselslehen die ächtdeutsche Fastnachtslaune, der übermüthige, fast boshafte Humor, der sich offenbart in dem personificirten niedern Volkscharakter, dem Till Eulenspiegel? Die Zeit scheint so traurig nicht gewesen zu seyn, wo man an solchen ausgelassenen lustigen Späßchen sich erletzen mochte!

* * *

Diese Nachrichten sind ein Auszug aus folgender kleinen Schrift: „Die Burg Frankenstein, in zwölf Abbildungen dargestellt von G. Primavesi, nebst genealogischen und historischen Nachrichten von der Burg und der Herrschaft Frankenstein, meistens aus Urkunden gesammelt von K. Dahl. Darmstadt 1819. 56 S. in gr. 8." — Die 12 brav gearbeiteten Ansichten stellen einzelne Theile der Ruinen dar und geben auch ein Bild des Ganzen. Das Titelkupfer dieses Bandes ist eine verkleinerte Kopie eines dieser Blätter.

Digitized by Google

Halle,
gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.

SM
748

Digitized by Google